

Das System des Investigativjournalismus:
Missstände aufdecken durch Recherche

Inauguraldissertation
zur Erlangung des Akademischen Grades
eines Dr. phil.,
vorgelegt dem Fachbereich 02
Sozialwissenschaften, Medien und Sport
der Johannes Gutenberg-Universität

Mainz

von

Theresa Petrausch
aus Lüdinghausen

Mainz

2023

Referent: Prof. Dr. Sascha Dickel

Korreferent: PD Dr. Marc Mölders

Tag des Prüfungskolloquiums:

16.10.2023

Einleitung.....	3
I Theoretische Auseinandersetzung mit dem Investigativjournalismus.....	13
1 Forschungsstand und Forschungsgegenstand: Der Investigativjournalismus in Kommunikationswissenschaft und Soziologie	14
1.1 Investigativjournalismus in der Forschung	17
1.2 Investigativjournalismus in journalistischen Lehrbüchern	21
1.3 Binnendifferenzierung im Journalismus.....	23
1.4 Die Beobachtung sozialer Probleme durch den Journalismus	31
1.5 Status quo von Journalismus und Investigativjournalismus	38
1.6 Forschungsdesiderat.....	50
1.7 Forschungsfragen im Hinblick auf eine Theorieentwicklung	51
2 Theorie zur Untersuchung des Investigativjournalismus.....	53
2.1 Luhmanns Systemtheorie in der Journalismusforschung.....	55
2.2 Arbeit im Journalismus: Professionalisierung und die Bedeutung von Identität.....	61
2.3 Hinter der Rolle: Persönlichkeit im Beruf	70
2.4 Die Werte des Journalismus	77
3 Methodologie und empirisches Vorgehen zur Rekonstruktion der Sinnstruktur des Investigativjournalismus.....	85
3.1 Strukturbestimmung durch die Analyse von Erwartungen und Regeln	86
3.2 Interpretation von Sinngeschehen – objektive Hermeneutik und Systemtheorie	89
3.3 Übertragung auf das Vorgehen in dieser Arbeit.....	93

II	Generierung der Theorie des Investigativjournalismus.....	99
4	Über Konzepte des Schreibens und der Recherche im Investigativjournalismus zur Beobachtung des Codes	100
4.1	Marker beruflicher Sozialisation im Investigativjournalismus.....	101
4.2	Investigativjournalismus als „ohne Scheuklappen“ die Welt beobachten	107
4.3	Journalistische Autonomie am Beispiel von Relevanzzuschreibungen: die Recherche	111
4.4	Von der „Königsdisziplin“ zum Code des Investigativjournalismus	115
4.5	Drei Sinndimensionen des Codes Missstand/kein Missstand	119
4.6	Relevanz als Kontingenzformel des Investigativjournalismus.....	136
4.7	Die journalistische Konstruktion von Missständen.....	137
5	Programme des Investigativjournalismus.....	139
5.1	Informationsquellen und Sichtbarkeit	139
5.2	Identitätsfaktoren und Erfolgskreis	147
5.3	Redaktion und Konkurrenz	155
5.4	Begrenzende Faktoren der Recherchearbeit: Ressourcen und Gefahren.....	175
5.5	Kein öffentliches Interesse?.....	183
5.6	Zurück zum Code: Was die Programmdimension offenbart.....	188
6	Schlussbetrachtungen	190
6.1	Das System des Investigativjournalismus.....	190
6.2	Der Investigativjournalismus, von seinen Alternativen her eingeschätzt.....	198
6.3	Die Zukunft des Investigativjournalismus.....	200
6.4	Reflexion der Methodologie und des Vorgehens	203
6.5	Ausblick	204
	Literaturverzeichnis	207

Einleitung

Es gibt JournalistInnen, die dahin gehen, wo sich Abgründe auftun. Die sich unter falschem Namen in Pflegeeinrichtungen einschleusen und inakzeptable Versorgungszustände dokumentieren und veröffentlichen. Abgründe führen JournalistInnen aber auch unter den Titeln „LuxLeaks“, „Panama Papers“ oder „Paradies Papers“ auf, sie legten durch internationalen Recherchekooperationen offen, wie große Unternehmen Steuern vermeiden oder wie bekannte Persönlichkeiten in illegale Geschäfte verwickelt sind. Für diese Scoops wurden festplattenweise Daten ausgewertet. Auch lokale Medien können enthüllen, wie etwa in einer sozialen Einrichtung Missbrauch vertuscht wird oder ein ortsansässiges Unternehmen der Umwelt Schaden zufügt.

Veröffentlichungen dieser Art sind bekannt als Investigativjournalismus. Der Investigativjournalismus kann sich in variierenden Darstellungsformen an ein Publikum wenden, auch die Themen eines solchen Journalismus unterscheiden sich. Er findet in Lokalzeitungen statt, aber auch in bekannten Investigativmedien wie der Zeitschrift Spiegel. In Letzteren oft in Form von Reportagen, die nah an den Erlebnissen der Betroffenen sind. „9 ½“ heißt eine Reportagesendung auf Kika, die sich an Kinder wendet und beispielsweise die schlechten baulichen Zustände in Schulen kritisiert. Formate wie „Team Wallraff – Reporter undercover“, setzen die Reportage im Filmischen um: ganz in der Manier des titelgebenden Journalisten Günter Wallraff wird mit versteckter Kamera etwa das Vergehen an Hilfsbedürftigen und unhaltbare Zustände in Altenheimen oder Unternehmen zur Primetime in die Wohnzimmer gesendet. In der Late-Night-Show ZDF Magazin Royal werden Probleme dem Publikum hingegen satirisch vermittelt. Unter dem Label *investigativ* läuft aber auch das Format „Mario Barth deckt auf“, welches sich selbst als „investigative Comedy-Show“ („Mario Barth deckt auf“, o. J.) bezeichnet.

In dieser Arbeit wird der Investigativjournalismus in Form einer Systemtheorie des Investigativjournalismus beschrieben. Die systemtheoretische Auseinandersetzung untersucht, entlang welcher Linie eine Unterscheidung zwischen investigativem und nicht-investigativem Journalismus erfolgt. Damit ermöglicht sie eine Antwort auf die Frage, was investigativer Journalismus ist und was nicht. Die Offenlegung der Struktur des Investigativjournalismus ermöglicht Aussagen darüber, ob der Investigativjournalismus unabhängig vom Journalismus agiert oder ob es sich um ein anders zu charakterisierendes Verhältnis zwischen Journalismus und Investigativjournalismus handelt. Der Investigativjournalismus wird nicht über das (erfolgreiche) Anstoßen der Lösung von gesamtgesellschaftlichen Problemen definiert, sondern über seine Art und Weise, die Umwelt journalistisch zu beobachten und dies zu publizieren.

Das Investigative des Journalismus: die Recherche

Recherche bezeichnet eine zentrale journalistische Praxis, welche durch ihre Wortherkunft auf die wissenschaftliche Informationsgewinnung verweist. Recherche ist ein methodisches Vorgehen im Journalismus mit dem Ziel, ebenso viele Daten und Fakten zu beschaffen, wie für eine „schlüssige, relevante und informative Geschichte“ (Haarkötter, o. J.) notwendig sind. Investigativer Journalismus bezieht sich laut der Wortherkunft auf eine Form des Journalismus, der aufspürt und genaustens untersucht (lateinisch *investigare* für ‚aufspüren‘) (Redelfs, 2021). Damit stellt sich die Frage, inwieweit ein investigativer Journalismus über die allgemeine journalistische Praxis der Recherche hinaus geht, indem er investigativ tätig ist. Auskunft könnte das Verständnis von Recherche im Journalismus geben. So essenziell das Recherchieren im Journalismus, so komplex sind das Verhältnis und seine Bestimmung im Feld. Dies wird deutlich in der Eröffnungsrede von Hans Leyendecker bei einer Fachtagung des Netzwerk Recherche im Jahr 2012. Er beginnt mit einem Ausspruch, den der Autor David Foster Wallace US-amerikanischen Studierenden in Ohio zu diesem Thema vorgetragen hat:

„Zwei Fische schwimmen im Meer. Ein älterer Fisch kommt ihnen entgegen und fragt: ‚Morgen Jungs, wie ist das Wasser?‘ Die beiden jungen Fische schwimmen noch ein bisschen, bis der eine schließlich zum anderen rübersieht und fragt: ‚Was zur Hölle ist Wasser?‘“ (Leyendecker, 2012, S. 6)

Leyendecker fragt daraufhin: „Was zur Hölle ist Recherche? Das fragen sich die Frischlinge im Beruf und die Älteren tun gern so, als wüssten sie darauf eine Antwort“ (Leyendecker, 2012, S. 6). Diese Darstellung gibt einen Einblick in den Journalismus als System. Die Recherche ist ein Teil der Selbstverständlichkeiten des journalistischen Arbeitens, die laut der Aussage so elementar sind, dass man sie mit der Bedeutung gleichsetzt, die Wasser für Fische und Sauerstoff für Landlebewesen hat. Die Metapher zeigt aber auch das Problem auf, welches im Feld herrscht. Das so Selbstverständliche kann nicht in Worte gefasst werden. Es lässt sich festhalten, dass die Arbeit als JournalistIn rund um die Tätigkeit des Recherchierens definiert wird (siehe dazu insbesondere Kapitel 6). Die allumfassende Bedeutung der Recherche für das Berufsverständnis wird auch durch einen Eintrag im Journalistikon (Haarkötter, o. J.) deutlich. Die Recherche lässt sich laut Hektor Haarkötter als ein mehrstufige Verfahren differenzieren, das dann wiederum den gesamten Prozess bis zur Veröffentlichung eines Beitrags beschreibt: „Es gibt Vor-Recherche, die Basis-Recherche, die Erweiterungs-Recherche, die Überprüfungs-Recherche (‚fact checking‘) und die Publikation“ (Haarkötter, o. J.). Die Recherche beginnt, sobald ein Thema das erste Mal an JournalistInnen herangetragen wird. Die Vor-Recherche beschreibt dann die Auseinandersetzung mit der Frage, ob das Thema eine journalistische Relevanz hat und ob ein weiteres Behandeln des Themas in Form eines „Weiterrecherchierens“ notwendig ist. Weitergearbeitet, also weiterrecherchiert, wird dann nach dieser Vorstellung, bis der Artikel schließlich in die Publikation geht. In Anlehnung an die Eingangsmetapher: Die Recherche umgibt die journalistische Praxis wie Wasser den Fisch. Hinzuzufügen ist, dass sie ihn aber auch nach diesem

Verständnis bedingt. Atmen wie auch recherchieren sind lebensnotwendig für das Weiterbestehen des (biologischen) Systems. Wenn nicht recherchiert wird, handelt es sich auch nicht um Journalismus. Besonders interessant ist daher die Frage, wie ein Journalismus zu beschreiben ist, der sich durch seinen Namen genau dem verschreibt, was das gesamte System des Journalismus charakterisieren sollte. Was macht also den Investigativjournalismus aus und inwiefern unterscheidet sich die Recherche und damit das Arbeiten in dieser Art des Journalismus von der anderer Journalisten? Dieses herauszuarbeiten, obliegt dieser Studie.

Kritik und Kontrolle als Publikumsanspruch

Die politische Bedeutung des Journalismus für die Gesellschaft lässt sich laut Chill und Meyn in drei Funktionen unterteilen: 1. Die Informationsfunktion der Massenmedien besteht z. B. im Vermitteln der Inhalte politischer Programme oder kultureller Entwicklungen. 2. Die Meinungsbildungsfunktion gewährleistet einen offenen und freien Austausch von Argumenten für Mehrheiten und Minderheiten. 3. Die Kontrollfunktion besteht in der Kritik und Kontrolle z. B. über das „[A]ufspüren und [B]erichten über Missstände“ (vgl. Chill & Meyn, 1996b). Die AutorInnen sehen im Aufdecken von Missständen die Kritik- und Kontrollfunktion erfüllt. Der Investigativjournalismus schreibt sich genau diese Aufgaben auf sein Banner.¹

Durch das Bekanntmachen von gesellschaftlichen Problemen hat der Investigativjournalismus auch Einfluss auf die Informations- und Meinungsbildungsfunktion nach Chill & Meyn. So hat etwa eine politische Information über ein Parteitagprogramm einen anderen Stellenwert, wenn zuvor durch die Arbeit von InvestigativjournalistInnen die Beteiligung von Lobbyorganisationen am Parteiprogramm aufgedeckt wurde. Ein bekanntes Motiv des Investigativjournalismus ist es zudem, marginalisierten Gruppen und Minderheiten, die von Ungerechtigkeiten und Diskriminierungen betroffen sind, medial Platz einzuräumen. Indem er Stereotype kritisch hinterfragt und marginalisierten Gruppen mediale Aufmerksamkeit zuwendet, lässt sich auch die Funktion der Meinungsbildung eng mit dem Investigativjournalismus verbinden. Die drei Funktionen sind also nicht isoliert zu betrachten, da sie einander bedingen. Diese Verknüpfung des Investigativjournalismus mit zentralen gesellschaftlichen Funktionen betont wiederum die Bedeutung seiner Analyse.

¹ Unter „wofür wir stehen“ auf der Internetseite des stiftungsfinanzierten Mediums Correctiv heißt es „[i]m Zentrum von CORRECTIV steht der investigative Journalismus. Journalismus hat eine essenzielle Kritik- und Kontrollfunktion in unserer Gesellschaft. Wir recherchieren langfristig – im Sinne des öffentlichen Interesses, mit Sorgfalt und Ausdauer – und decken strukturelle Missstände, Korruption und unethisches Verhalten auf.“ (o. J.) Auch Der Spiegel gibt in einer Pressemitteilung zu seinem 75-jährigen Bestehen 2021 bekannt: „Der SPIEGEL steht seit 75 Jahren für unabhängigen, investigativen Journalismus, die Redaktion enthüllte in mehr als sieben Jahrzehnten zahlreiche Missstände und Skandale.“ (Spiegel Gruppe, 2021) Eine neue Folge des TV-Formats Team Wallraff wird in einer Pressemitteilung wie folgt angekündigt: „Seit Jahrzehnten deckt Günter Wallraff mit seinen Undercover-Reportagen ein ums andere Mal gravierende Missstände in unserer Gesellschaft auf und löst damit längst überfällige Diskussionen aus.“ (RTL Media, 2018). Diese journalistischen Medien verknüpfen damit ihre Aufgabe der Kritik und Kontrolle mit der journalistischen Form des Investigativjournalismus.

Das Publikum empört sich über die veröffentlichten Missstände, dies schafft einen Druck auf Verantwortliche und letztlich auf die politisch Zuständigen, die Missstände zu beheben (Mölders, 2015a; Protes, 1991, S. 12–20). Das Publikum rechnet dem Aufdecken von Missständen große Bedeutung zu: Die Bevölkerung bewertet es als „sehr“ bis „extrem wichtig“ (vgl. Loosen et al., 2020). Um diesem Anspruch gerecht werden zu können, legitimiert das Publikum journalistische Praktiken, die über das im Alltag Akzeptierte hinaus gehen, etwa wenn JournalistInnen undercover recherchieren: z. B. wenn sich „[d]er Reporter [ein]schleicht [...] und [...] seine Kenntnisse unter falscher Flagge“ (Schraven, 2009, S. 2–3) erwirbt.

Die Daten der aktuellen repräsentativen Worlds of Journalism Studie (2. Welle), bei der festangestellte wie freie JournalistInnen befragt wurden, weist allerdings für deutsche JournalistInnen ein interessantes Bild aus: Lediglich 36,3 % der JournalistInnen sehen es als ihre Aufgabe, die Regierung und nur 34,2 % die Wirtschaft zu kontrollieren (Steindl et al., 2017, S. 420). Vor dem Hintergrund der Publikumserwartungen ist dies überraschend, da sie die Kritik und Kontrolle als „sehr“ bis „extrem wichtig“ (siehe oben) ansehen. Vor diesem Hintergrund wird in der vorliegenden Arbeit untersucht, was den Investigativjournalismus als einen Journalismus auszeichnet, dessen PraktikerInnen genau dies als ihre Aufgabe sehen. Es soll auf die Frage eingegangen werden, warum dem journalistischen Anspruch der Kritik und Kontrolle eine gewisse Exklusivität innewohnt, da nur etwa ein Drittel der JournalistInnen dies als ihre Aufgabe betrachten.

Aus der Darstellung der Privilegien für den Journalismus und der Forderung des Publikums nach Kritik und Kontrolle durch den Journalismus lässt sich eine zugrunde liegende normative Annahme formulieren: Der gesamte Journalismus sollte ein investigativer sein. Vor diesem Hintergrund ist es relevant zu klären, wieso nicht alle JournalistInnen den Publikumsanspruch nach Kritik und Kontrolle erfüllen, zumal dem gesamten Journalismus hierfür weitreichende Sonderrechte eingeräumt werden, wie das Zeugnisverweigerungsrecht oder Auskunftsrechte. Im Umkehrschluss bedeutet dies, dass dem Journalismus, wenn er zu großen Teilen nicht kritisiert und kontrolliert, ein Legitimitätsverlust und die Infragestellung seiner rechtlichen und gesellschaftlichen Privilegien droht. Diese normative Annahme leitet nicht die Beobachtungen dieser Arbeit, sondern wird in den Schlussbetrachtungen mit Blick auf die Ergebnisse dieser Arbeit diskutiert (siehe Kapitel 6).

Öffentlichkeit und Publizität werden in der Gegenwart nicht mehr allein innerhalb der Organisationen der Massenmedien hergestellt, vielmehr können prinzipiell auch Individuen oder andere Organisationen öffentlichkeitswirksam werden. Der Verlust dieses Sendungsmonopols, Fragen nach einer möglichen (Wieder-)Herstellung von journalistischer Autorität und Angriffe gegen den Journalismus wirken daher auch auf den Journalismus ein. Es gibt eine „gleichsam tektonische Verschiebung der Informationsarchitektur“ (Pörksen, 2017) durch neue Produktions- und Vermarktungsbedingungen. Eine Frage ist, ob diejenigen, die die größte Macht auf die Inhalte der Massenkommunikation ausüben (Donsbach, 2012) heute die JournalistInnen sind oder die digitale Infrastruktur bei Vermarktung, aber

auch bei journalistischer Informationsgewinnung entscheidend ist.² Diese Arbeit exploriert daher, in welcher Umwelt und unter welchen systemischen Bedingungen ein Investigativjournalismus in Deutschland arbeitet, um dem Anspruch der Kritik und Kontrolle im Kontext seiner Wirklichkeit (Umwelt) nachzugehen.

Untersuchung von Differenzen journalistischer Rollen

Vom Aspekt der Privilegien ausgehend wird gefragt, ob der Journalismus die hohen Publikumsanforderungen erfüllt. Dies erinnert an den Legitimismo der Mainzer Schule in der Journalismusforschung. ForscherInnen, die der Mainzer Schule zugerechnet werden, wollten ab den 1960er-Jahre durchleuchten, ob der Journalismus seine gesellschaftliche Stellung und Macht so nutzt, dass es der Gesellschaft nicht schadet, denn schließlich werden ihm verfassungsrechtlich weitreichende Privilegien eingeräumt (vgl. Löffelholz, 2002, S. 42–43). ForscherInnen der Mainzer Schule (Bentele, 2003, S. 35), rund um Donsbach, Kepplinger, Köcher und Noelle-Neumann, haben über die Einstellungen der JournalistInnen Schlüsse auf die Person des Journalisten/der Journalistin gezogen (vgl. Löffelholz, 2002, S. 42–43). Die vorliegende Studie unterscheidet sich von den Mainzer Ansätzen: Im Fokus steht nicht die ganze Person mit ihren politischen Einstellungen und Werten, sondern nur in ihrer Funktion im Journalismus, es wird also konkret die journalistische Rolle untersucht. Die Integration der objektiven Hermeneutik (siehe unten in diesem Kapitel) erlaubt es allerdings, auch Erkenntnisse dieser Ansätze aus einer funktionalen Perspektive zu integrieren, welche die Bedeutung der Persönlichkeit für die Ausübung der Rolle berücksichtigen (siehe Kapitel 2.3). Außerdem versuchten die genannten ForscherInnen sich ausgerechnet von der systemtheoretischen Journalismusforschung abzugrenzen, die in dieser Arbeit wiederum angewendet wird.

Der Mainzer Empirismus unterstellt, dass die Einstellungen der JournalistInnen ihren journalistischen Absichten entsprechen. Dies ist kritisiert worden (Löffelholz, 2004, 45–46). Weitere Kritik an der Mainzer Schule richtete sich gegen die Vernachlässigung der Betrachtung struktureller Bedingungen der Medienproduktion (vgl. Löffelholz, 2002, S. 43), welche in den folgenden Jahren durch den Einzug der Systemtheorie in die Journalismusforschung adressiert wurde. Durch die Integration der Systemtheorie in die Journalismusforschung in den 1970ern wurde die Personenzentrierung der Mainzer Schule abgelöst und gleichzeitig der Journalismus als abhängig von und zugleich Teil der Gesellschaft verstanden. Die luhmannsche Systemtheorie ist damit in der Journalismusforschung nicht neu. Es ist

² Loosen & Scholl sehen Algorithmen für die Herstellung von Öffentlichkeit und ihrer Konstruktion von Wirklichkeit nicht als determinierend für die journalistische Arbeit: „professionellen Journalismus und algorithmisch erzeugte Informationen [sind] nicht als zwei voneinander getrennte Instanzen der Wirklichkeitskonstruktion zu begreifen, sondern als ineinander verstrickt und aufeinander bezogen“ (Loosen & Scholl, 2017).

allerdings die hermeneutische Analyse der Sinnstruktur des Investigativjournalismus in dieser Studie, die eine Innovation für die systemtheoretische Journalismusforschung darstellt.

Was unterscheidet diejenigen JournalistInnen, die Kontrolle ausüben möchten und auch ausüben, von denjenigen, die dies nicht tun? Entlang dieser Differenz der journalistischen Rollen werden in der vorliegenden Arbeit Informationen zum Investigativjournalismus gewonnen und diese in Form einer Theorie des Investigativjournalismus dargestellt. Dazu wird der Investigativjournalismus auf Elemente der Systemtheorie untersucht, welche seine Stellung im System des Journalismus charakterisieren.

Die luhmannsche Systemtheorie gewinnt Erkenntnis entlang der Beobachtungen von Differenzbildungen, sie arbeitet damit analog zum Erkenntnisinteresse dieser Arbeit, die Differenz innerhalb des Journalismus zwischen investigativ- und nicht investigativem Journalismus abzubilden. Bei genauer Betrachtung werden die Erwartungen der InvestigativjournalistInnen und der Erwartungserwartungen der Gesellschaft an sie untersucht. Aus diesen Erwartungen wird die investigativjournalistische Rolle herausgearbeitet. Aus ihren journalistischen Rollen wird die geteilte Struktur des Investigativjournalismus deutlich. Diese Sinnstruktur des Investigativjournalismus, so die zugrunde liegende Annahme, wird von allen InvestigativjournalistInnen geteilt, egal ob sie als Lokaljournalistin bei einem kleinen Medium arbeiten, als freier Journalist politische Skandale verfolgen oder Leiter einer renommierten Redaktion eines überregionalen Mediums sind. Dazu bedarf es einer Methodologie, welche „die hinter den Erscheinungen operierenden Gesetzmäßigkeiten ans Licht“ (Oevermann, 2002, S. 1–2) bringt, um die Strukturen des Investigativjournalismus zu erfassen. Dies kann die objektive Hermeneutik als Methodologie leisten. Durch die Verbindung mit der Systemtheorie wird eine Leerstelle gefüllt: Systemtheoretische Forschung vermag es ohne die Integration der objektiven Hermeneutik nicht die doch so zentrale Kategorie des Sinns zu erfassen. Oevermanns objektive Hermeneutik und Luhmanns Systemtheorie sind kompatibel, denn beide setzen auf objektiven (geteilten) Sinn anstelle von subjektivem (Bora, 1994, S. 282–283). Durch den Verweis auf objektiven, also geteilten Sinn wird die Analyse von Sinn in sozialen Systemen ermöglicht. Dass die Untersuchung des Investigativjournalismus von dieser Methodologie profitieren kann, zeigte z. B. die Metapher der Unsichtbarkeit der Bedeutung der Recherche oben in diesem Kapitel (Leyendecker, 2012, S. 6), bei der die Recherche als nicht benennbare Selbstverständlichkeit des journalistischen Arbeitens bezeichnet wurde. Das so Selbstverständliche kann nicht in Worte gefasst werden, weshalb es dieser Analyseverfahren bedarf, welche die Sinnstruktur trotz ihrer Latenz offenzulegen vermag.

Neben den theoretischen Vorüberlegungen werden Informationen durch die Analyse der journalistischen Rolle seiner VertreterInnen gewonnen. Konkret wurden für diese Arbeit fünf InvestigativjournalistInnen interviewt. In dieser Arbeit wird über die journalistische Rolle der InvestigativjournalistInnen die Sinnstruktur des Investigativjournalismus erfasst. Die Sinnstruktur umfasst alle Regeln, ob manifest oder latent, die den Investigativjournalismus ausmachen. Sie stellt die spezifische Kombination von Regeln der Auswahl und Verknüpfung von Sinngehalten dar (vgl. Holz, 2010, S. 31). Die rekonstruktive Methode vollzieht ihren Erkenntnisgewinn vor dem Hintergrund und

unter Einbezug der den Journalismus prägenden Umwelt. Es sind immer die Struktureigenschaften der Gegenwartsgesellschaften, die den Journalismus hervorrufen und es sind die dadurch entstehenden Aufgaben, die sich für ihn ergeben (Pöttker & Uphoff, 2001, S. 21). Die Erkenntnisse basieren schließlich auf empirischen Fallanalysen.

Kritik an der Systemtheorie im Journalismus lautet, dass er die Subjektseite und ihren Einfluss auf journalistische Handlungen negiere (Löffelholz, 2002, S. 47). Die Kombination von objektiver Hermeneutik und Systemtheorie ermöglicht andere Einblicke: Sinn ist das Produkt der Co-Evolution von psychischem und sozialem System, damit kann die Analyse des Sinns Rückschlüsse auf das psychische System geben, denn die Struktur der gesellschaftlichen Kommunikationen und der psychischen Gedanken ist immer verbunden. Sinn stiftet den Bewusstseinszusammenhang psychischer Systeme und den Kommunikationszusammenhang sozialer Systeme (vgl. Luhmann, 1984, S. 92). Personen können nicht ohne das soziale System entstehen und auch das soziale System kann nicht ohne Personen existieren (Luhmann, 1984, S. 92). Da sich beide Systeme diesen Operationsmodus *Sinn* teilen, spricht Luhmann auch von Interpenetration, also dem wechselseitigen Beeinflussen ebendieser Systeme. Es ist der Verweisungsreichtum von Sinn, der die Gesellschaftssysteme ermöglicht, durch die Menschen Bewusstsein bilden (vgl. Luhmann, 1984, S. 297–298). Durch die Untersuchung von Sinn wird damit auch der Bedeutung des Personseins im beobachteten System, dem Investigativjournalismus, Rechnung getragen.

Durch den Fokus auf die Rolle wird deutlich, dass die InterviewpartnerInnen zwar als Individuum anerkannt, jedoch unter der spezifischen Eigenschaft als InvestigativjournalistInnen kontaktiert und interviewt wurden. Dass Eigenschaften der Persönlichkeit für die Rolle bedeutsam sind und daher in dieser Arbeit Berücksichtigung finden, zeigt nicht zuletzt das Auswertungskapitel. Die hermeneutische Auswertung der Fälle lässt es zu, Arbeiten einzubeziehen, welche die Bedeutung von Subjektivität für den Beruf stark machen und auf ihre Erklärungsstärken zur Genese der Sinnstruktur hin zu befragen (Beck et al., 1980; Schelsky, 1954). Es wird sich zeigen, dass subjektive Erfahrungen, die individuellen Biografien und damit auch die Persönlichkeit in der journalistischen Rolle einen Ausdruck finden und unter ihren funktionalen Gesichtspunkten in die Theorie des Investigativjournalismus integriert werden können. Die hermeneutische Rekonstruktion des Investigativjournalismus kann also das Rollenselbstverständnis der InvestigativjournalistInnen *und* die strukturellen Bedingungen der Medienproduktion gleichermaßen berücksichtigen. Dies stellt für die Journalismusforschung einen innovativen Ansatz dar, bei dem die Systemtheorie in der Journalismusforschung aus einem neuen Blickwinkel relevant wird.

Aufbau der Arbeit

In Kapitel 1 wird der Forschungsstand zum Investigativjournalismus dargelegt. Die Vernachlässigung der Untersuchung des Journalismus durch die Soziologie wird durch einen Rückblick deutlich: Die Thematisierung der Publikation von Missständen in der frühen Journalistik und die Bedeutung der

Presse wurde von den Gründervätern der Soziologie hoch eingeschätzt, heute jedoch mangelt es an einer Auseinandersetzung mit ihr seitens der Soziologie. Für den Forschungsstand werden Arbeiten aus der Kommunikationswissenschaft und der Soziologie berücksichtigt. Zudem werden auch Lehrbücher für JournalismuspraktikerInnen einbezogen, denn diese offenbaren wichtige Informationen zum Selbstverständnis der JournalistInnen, welche in den Forschungsstand integriert werden. Welche journalistischen Rollen – und insbesondere investigativjournalistischen – in der bisherigen kommunikationswissenschaftlichen Forschung ausgemacht wurden und wie die Erkenntnisse daraus für die Identifikation der Stellung des Investigativjournalismus im System des Journalismus fruchtbar gemacht werden können, legt Kapitel 1.3 dar.

Zudem wird der Forschungsstand zum Investigativjournalismus aus einer Darstellung über die aktuellen Problemlagen des Journalismus als Beruf öffentlicher Kommunikation hergeleitet. Die Digitalisierung, die damit einhergehende Datafizierung und der Aspekt des Vertrauensverlustes in Institutionen durch Teile der Bevölkerung werden anhand ihrer Bedeutung für das Mediensystem, den Journalismus und vor allem den Investigativjournalismus thematisiert. Folgend werden das Forschungsdesiderat herausgearbeitet und die zentralen Forschungsfragen dieser Arbeit mit Hinblick auf die Theorieentwicklung festgehalten.

In Kapitel 2 wird der theoretische Rahmen dieser Arbeit dargestellt. Zunächst wird die Systemtheorie in ihrer Relevanz für die vorliegende Studie erklärt. Es wird deutlich, wie der differenztheoretische Beobachtungsmodus in dieser Dissertation angewendet wird und auf welchen systemtheoretischen Erkenntnissen über die Funktionsweise des Journalismus diese Arbeit beruht. Zudem werden Grundannahmen der Systemtheorie über den Journalismus, welche in den darauffolgenden Ausführungen vorausgesetzt werden, erläutert. Schließlich werden die zentralen Elemente der Theoriebildung in der Systemtheorie vorgestellt, die später zur Anwendung kommen, wenn der Investigativjournalismus auf Elemente der Systemtheorie hin untersucht wird, es handelt sich um Code, Kontingenzformel und Programme.

In Kapitel 2.2 wird die Professionssoziologie eingebracht, denn die mit der soziologischen Rollentheorie verknüpfte Untersuchung des Wesens des Investigativjournalismus lässt sich nur vor dem Hintergrund der Berufssoziologie glaubhaft durchführen. Die Problematisierungen wie beispielsweise der Zugang zur journalistischen Tätigkeit, die Qualifizierungsmöglichkeiten und Entwicklungschancen im großen Feld der Berufe öffentlicher Kommunikation werden also vor diesem Hintergrund diskutiert. Es wird auf die Professionsdebatte in der Journalismusforschung verwiesen und herausgestellt, dass es sich bei der Fragestellung, ob der Journalismus eine Profession sein kann, um ein Problemlösungsmuster handelt. Dies macht aufmerksam auf die Annahme, die investigativjournalistische Tätigkeit sei höherwertig und im Feld des Journalismus abzugrenzen – Ausführungen, die in den Schlussbetrachtungen dieser Arbeit vor dem Hintergrund der Theoriegenese professionssoziologisch eingeordnet werden. Es geht also nicht um die Frage, ob man den Beruf als Profession zu bezeichnen hat, sondern um den analytischen Wert der berufsinternen Abgrenzungs- und Definitionskriterien des

(Investigativ-)Journalismus. In Kapitel 2.3 wird die Bedeutung von Subjektivität für den Beruf thematisiert und damit Luhmanns Systemtheorie für einen Moment verlassen. Integriert werden die Ausführungen von Ulrich Beck zur Bedeutung von Zugehörigkeit zu Berufen. Diese werden auf den Journalismus bezogen, konkret auf die Sozialisation in der Redaktion und die journalistische Ausbildung, welche für die Entstehung journalistischer Rollen relevant sind. Marc Deuze hat anhand von universellen journalistischen Werten herausgearbeitet, was Journalismus auszeichnet. Deuzes fünf journalistische Werte werden in diesem Theorieteil der Arbeit funktionalistisch gewertet und auf bereits aus dem bisherigen Forschungsstand erworbene Erkenntnisse zum Investigativjournalismus angewendet. Vor dem Hintergrund dieser Werte wird in Kapitel 2.4 analysiert, an welchen Stellen der Investigativjournalismus sich von anderen Formen des Journalismus abgrenzt.

Die Methode der Datenerhebung, die Methodologie der Auswertung und das konkrete Vorgehen werden in dieser Arbeit in Kapitel 3 erläutert. In diesem Kapitel wird die Verbindung von objektiver Hermeneutik und der luhmannschen Differenzierungstheorie dargelegt.

Im zweiten Teil (II) dieser Arbeit in Kapitel 4 und 5 werden die Ergebnisse der sequenzanalytischen Auswertung der Interviews dargestellt. Es werden Code, Kontingenzformel und Programme des Investigativjournalismus identifiziert. Kapitel 4.1 verdeutlicht anhand der journalistischen Tätigkeit des Schreibens, wie sich investigativjournalistisches Arbeiten von anderem (journalistischen) Arbeiten unterscheidet. Es wird rekonstruiert, wie eine junge Journalistin durch die Festlegung auf das *Was*, das journalistische Thema und das *Wie*, die Methoden der Recherche, zu einer Investigativjournalistin wird. Kapitel 4.2 zeigt auf, wie sich der Weg in den Investigativjournalismus aus Perspektive eines heutigen Ressortleiters eines Prestigemediums gestaltete. Dieses Kapitel macht deutlich, welchen Werten sich ein Investigativjournalismus verschreiben *sollte*. Kapitel 4.3 verdeutlicht, wie zentral die Kategorie der Recherche für die Binnendifferenzierung des Journalismus ist. Durch die Zuschreibung von Relevanz wird journalistische Recherche als journalistisches Handeln legitimiert. Journalistische Relevanz ist damit neben dem Code ein weiteres Kriterium, welches Recherche ermöglicht oder einschränkt. In Kapitel 4.4 wird der Code Missstand/kein Missstand anhand einer Interviewpassage generiert. Lokaljournalist B erläutert die Aufgaben des Journalismus: „[...] Also Information, Unterhaltung und dann natürlich Missstände eh, aufdecken, das ist sozusagen, würde ich fast sagen die Königsdisziplin, wo man dann sagt, ehm, eh es ist irgendwas faul, irgendwo, oder man stößt auf Missstände“. B bringt die drei zentralen Aufgaben des Journalismus vor, Informationsfunktion, Unterhaltungsfunktion und Kritikfunktion (siehe auch Chill & Meyn, 1996b), setzt die Beschreibung der Kritikfunktion aber mit dem an dieser Stelle explizit werdenden Code des Investigativjournalismus gleich. In der Bezeichnung dieser Aufgabe als Königsdisziplin liegt ein klarer Analyseauftrag für das Kapitel. In den folgenden Unterkapiteln wird der Code Missstand/kein Missstand dann in seinen drei Sinndimensionen, Sach-, Zeit- und Sozialdimension nach Luhmann anhand der Interviewtexte konkretisiert. In Kapitel 4.6 wird die mit dem Code einhergehende Kontingenzformel des Investigativjournalismus dargelegt, die Relevanz.

Kapitel 5 verdeutlicht, wie der Code und die Kontingenzformel des Investigativjournalismus in den Organisationen des Journalismus Anwendung finden, denn in diesem Kapitel werden die Programme anhand verschiedener Topoi organisiert dargestellt. Die Identifikation von Programmen des Investigativjournalismus verdeutlicht seine Stellung als Subsystem im Journalismus. Die Programme des Investigativjournalismus legen nicht dar, wie konkrete Entscheidungen im Investigativjournalismus getroffen werden, sondern es zeigt, wie die Sinnstruktur des Investigativjournalismus Entscheidungen begründet. Es wird verdeutlicht, wie Informationsquellen und Vermarktungskanäle die Arbeit im Investigativjournalismus und damit die Deutung des Codes prägen (5.1), aber auch inwiefern sogenannte Identitätsfaktoren die Arbeit, die Auslegung über Missstand/kein Missstand beeinflussen (5.2). Es werden sozioökonomische Faktoren identifiziert, welche die Zugehörigkeit der InvestigativjournalistInnen zur journalistischen Elite beeinflussen können und damit programmatisch wirksam sind. Kapitel 5.3 ist der Ort, an dem der Einfluss redaktioneller Konflikte und Einflüsse gesammelt dargestellt wird, wenngleich in allen Kapiteln die Redaktion als Organisationseinheit des Journalismus einbezogen wird. Zudem wird das Verhältnis von KollegInnen unterschiedlicher Medien adressiert, unter den Stichworten Kooperation und Konkurrenz. Die Analyse der Interviews offenbart, dass das Verhältnis zum Verlag für die Arbeit als InvestigativjournalistIn zentral ist; inwiefern dies die Arbeit der InvestigativjournalistInnen beeinflusst, verdeutlicht ein Unterkapitel. In Kapitel 5.4 die begrenzenden Faktoren der Rechercharbeit und damit des Investigativjournalismus an sich ausgemacht. Dazu zählen Risiken bei einer Recherche, etwa falschen Informationen aufzuliegen. Auch der Schutz von Whistleblowern oder Betroffenen kann eine Veröffentlichung verhindern oder einschränken. Besondere Betonung findet die Gefahr durch Bedrohungen und Angriffe gegen die JournalistInnen. In Kapitel 5.5 wird der Code des Journalismus, die Neuigkeit problematisiert. InvestigativjournalistInnen äußern Kritik am Aktualitätszwang, der den Code des Investigativjournalismus einschränkt. Ein Missstand muss nämlich immer ein neuer Missstand sein oder zumindest einen neuen „Spin“ aufweisen. Im letzten Unterkapitel wird verdeutlicht, welche Rückschlüsse die Programme zum Code des Investigativjournalismus zulassen.

In den Schlussbetrachtungen (6) dieser Arbeit wird die Theorie des Investigativjournalismus nochmals zugespitzt dargestellt und die Funktion des Investigativjournalismus reflektiert. Darüber hinaus wird eine professionssoziologische Debatte über die in dieser Einleitung thematisierte normative Annahme, dass der Gesamtjournalismus ein Investigativer zu sein habe, angeregt. Zudem wird die Recherche als zentrale Praxis des Journalismus für den Investigativjournalismus besprochen. Die Beziehung des Gesamtjournalismus zur Tätigkeit der Recherche wurde in dieser Einleitung thematisiert, im Auswertungskapitel wird deutlich, inwiefern dieses Verhältnis in der journalistischen Praxis wirkt, während in den Schlussüberlegungen das Verhältnis professionssoziologisch betrachtet wird. Darüber hinaus wird dargestellt, welche Faktoren die Zukunft des Investigativjournalismus beeinflussen, vor dem Hintergrund der Ergebnisse dieser Arbeit.

I Theoretische Auseinandersetzung mit dem Investigativjournalismus

1 Forschungsstand und Forschungsgegenstand: Der Investigativjournalismus in Kommunikationswissenschaft und Soziologie

Die „Geschichte des deutschen Journalismus“ von Robert Eduard Prutz wurde 1875 veröffentlicht, zu einer Zeit, in der die gesellschaftspolitischen Rahmenbedingungen sich weitreichend von den heutigen unterschieden. Darin wird allerdings bereits die Aufgabe des Journalismus als „permanente Selbstbeobachtung der Gesellschaft als Fremdbeobachtung“ (Prutz, 1845) festgehalten, die später auch von Systemtheorien und schließlich durch Adaptionen für die Kommunikationswissenschaft relevant wurde. Er schreibt 1845, dass diese neue Literaturwissenschaft nicht die Ästhetik beurteilen soll, ebenso wie eine neue Geschichtswissenschaft, um an den „Kern der Geschichte“ zu kommen, nicht nur „[v]on den Glanzhöhen des Lebens, von den Thronen und Höfen“ (Prutz, 1845, S. 3) berichtet, sondern „sich hinuntergewendet [hat] zu den unscheinbaren Zuständen der Kleinen und Namenlosen“ (Prutz, 1845, S. 3). Prutz formuliert das Ziel für diese „neue Literaturwissenschaft“, sich den Kleinen und Namenlosen zuzuwenden. Ihre Geschichten öffentlich zu machen, kann als eine erste Anforderung an das journalistische Hinwenden zu sozialen Problemen gedeutet werden, welche sich als eines der Motive eines modernen Investigativjournalismus beobachten lässt.

Max Weber, Begründer der Soziologie als moderne Wissenschaft, hatte großes Interesse an der Erforschung des Journalismus. 1910 in seinem Aufschlag zur Durchführung einer Zeitungsenquete wurde dies deutlich. Er stellte detaillierte Vorschläge und konkrete Fragestellungen zur Untersuchung der Presselandschaft vor (Pöttker & Uphoff, 2001). Der erste Deutsche Soziologentag wurde dominiert von Webers überdimensioniertem und doch kursorischen Entwurf. In seinem „Vorbericht über eine vorgeschlagene Erhebung über die Soziologie des Zeitungswesens“ verdichtete Weber ein breites Erkenntnisinteresse über die Materialbeschaffung der Medien, die wirtschaftliche Stellung der Verlage, über sozioökonomische Merkmale von Journalisten³, über die Rolle und Entwicklungen von journalistischen Darstellungsformen und die redaktionelle „Stoffverteilung innerhalb des Personals“ und ihren Einfluss auf das Blatt („Das Bedürfnis nach ‚zugkräftigen‘ *Namen* unter den Mitarbeitern der Zeitung“ (Weber, 2001, S. 319 kursiv im Original)) und nicht zuletzt über das Abhängigkeitsverhältnis

³ Da im Interesse der vorliegenden Arbeit, an dieser Stelle ausführlich das formulierte Erkenntnisinteresse von Weber: „Qualitative Ansprüche an den modernen Journalisten, Anpassung und Auslese durch die Bedingungen des Zeitungsgeschäfts. Soziale Provenienz, Vorbildung, Stellenvermittlung, Art der Anstellung und Bezahlung und ‚Laufbahn‘ der Journalisten (möglichst durch Fragebogenerhebung). Eigenart und Entwicklung der ökonomischen und sozialen Position des Journalistenstandes, Berufswechsel von und zu anderen Lebensstellungen und Art der Lebenschancen des Journalisten (heute im Vergleich mit früher, bei uns um Vergleich mit dem Ausland) innerhalb sowohl wie ausserhalb eines Berufes. Interessenkonflikte und Interessenausgleich zwischen Zeitungsgeschäft und Journalismus. – Standesorganisation der Journalisten in ihrer organisatorischen Entwicklung und in der Art und Ausgestaltung ihres Aufgabenkreises [...]. Grad des Einflusses einzelner Journalisten auf den ‚Geist‘ der Zeitung in seiner Entwicklung“ (Weber, 2001, S. 321–322).

von Verlag, Redaktion und Anzeigenkunden („Verhältnis von Reklame und Text (bezahlter Text kachierte Reklame, Formen derselben) ebenso wie über Versuche der Inserenten (Großinserenten und – gelegentlich – gewerbliche Vereine) auf den redaktionellen Teil der Zeitung und die künstlerische und sonstige Kritik Einfluss zu gewinnen oder Konkurrenzinserate auszuschliessen“ (Weber, 2001, S. 320)).⁴ Es folgten allerdings kaum empirische Untersuchungen, die Erkenntnisse in Anlehnung an seine Fragestellung anbieten.⁵ Weber strebte eine vergleichende Studie an. Ihn interessierten dabei auch Kosten zur Nutzung der Nachrichtenagenturen („Nachrichtendienst“ bei Weber) und Fragen der Monopolisierung. Die Medien sollten also entsprechend ihrer Organisation und der ökonomischen Aufstellung untersucht werden.⁶ Der Ansatz von Weber ist bis heute vorbildlich und hat weder an Bedeutung noch an Aktualität verloren. Er kann auch dazu dienen, das Feld der Medienkommunikation zu strukturieren (Pöttker & Uphoff, 2001, S. 315) und hat in dieser Hinsicht die heutige Forschungslandschaft geprägt. Erst spät setzte das Interesse ein, die journalistischen Prozesse zur Aussagenentstehung zu untersuchen.

Die Gründerväter der Soziologie haben die (journalistischen) Medien in den Blick genommen, um über die Untersuchung der öffentlichen Kommunikation und der Herstellung von gesamtgesellschaftlicher Öffentlichkeit ein Verständnis über die Moderne zu erlangen. Die Soziologie hat in den folgenden Jahrzehnten die Presse und den Journalismus allerdings aus den Augen verloren. Bis heute zeigt die Soziologie ein Desinteresse am Gegenstand des Journalismus und der Massenmedien. Pöttker beobachtet ein „empirizistische[s] und eklektizistische[s] Kleben an materialen Objekten [...] das sich in der jüngsten soziologischen Medienforschung ebenso breit zu machen scheint wie in der Kommunikationswissenschaft.“ (Pöttker, 2001, S. 19–20). Osrecki stellt fest: „Dies liegt zum einen daran, dass sich die moderne Wissenschaftssoziologie, die eigentlich für dieses Thema zuständig wäre, vorrangig für Technik und Naturwissenschaften interessiert“. (Osrecki, 2016, S. 19).

⁴ Da Weber in seinem Vorbericht zahlreiche Aspekte zur Untersuchung des Zeitungswesens nennt, kann an dieser Stelle nur zusammengefasst und verkürzt gezeigt werden, welche Punkte er anspricht. Er macht Tendenzen, wie z. B. politischen Einfluss auf Medien, die Monopolisierung und inhaltliche Konvergenz aus, die bis heute nicht an Aktualität eingebüßt haben.

⁵ Ob dies Ausdruck von Ursache oder Wirkung ist, kann diskutiert werden. Fest steht aber, dass die bereits 1910 vorgestellte Skizze zur sogenannten Zeitungs-Enquete erst in den 1990ern, also nach Ablauf der Rechte 70 Jahre nach Webers Tod, an abgelegener Stelle in der Festschrift der „Badischen Zeitung“ dank dem Politologen Wilhelm Hennis abgedruckt worden ist (Pöttker, 2001, S. 12).

⁶ Dabei gab er methodische Hinweise, schlug so z. B. die Untersuchung der Selektion, Präsentation und Berichterstattungsmuster durch Inhaltsanalysen vor. Weber brachte darüber hinaus noch die Wirkung der Medien ins Gespräch, wollte also auch die Publikumsseite integrieren (Pöttker, 2001, S. 11). Webers Konzept kann damit als eines der ersten Multi-Methoden-Designs der Sozialforschung gelten. Zu ersten teilweisen Umsetzung dieser soziologischen Untersuchung der Zeitungswissenschaft kam es allerdings erst durch ein empirisches Pilotprojekt durch Alfred Scheel (Preisinger, 2002, S. 61; vgl. Scholl & Weischenberg, 1998, S. 12, 35–36; siehe auch Weber, 1990, S. 475–476). Weber selbst habe zugestanden, dass dieser große Wurf ein gewisser Schnellschuss war und mit dem Startschuss auf dem ersten DGS-Kongress bereits das Ende des Projekts absehbar gewesen war (Weischenberg, 2012, S. 78–79). Warum Webers Aufschlag nicht zu einer engagierten Befassung mit der Thematik geführt hat, lässt sich nicht genau rekonstruieren (Pöttker, 2001, S. 12).

Bei der Erarbeitung und Diskussion von Meta-Theorien des Journalismus handelt sich um ein spezifisch deutsches Anliegen. Einige Studien zur Wirklichkeit des Journalismus aus der Kommunikationswissenschaft sind zwar aus dem englischen Sprachraum und boten wichtige Impulse, sind allerdings nicht so sehr wie der deutsche Diskurs an der Erstellung von Meta-Theorien interessiert (vgl. Löffelholz & Rothenberger, 2016, S. 11). Ein besonderes Interesse an der Generierung oder Diskussion von Theorien spiegelt sich laut Löffelholz und Rothenberger allerdings nicht in der aktuellen empirischen Journalismusforschung der Fächer wie Publizistik, Kommunikations- oder Medienwissenschaften wider, die sich zu einem überwiegenden Teil mit empirisch-analytischen Ansätzen mittlerer Reichweite befassen oder an theoretische Überlegungen der Cultural Studies anknüpfen. Systembezogene, handlungsorientierte, sozialintegrative oder kritisch-partizipatorische Theorien fristen ein Schattendasein. (Löffelholz & Rothenberger, 2016, S. 11–12) Löffelholz und Rothenberger haben 349 Aufsätze in sieben auf englisch erscheinenden Fachzeitschriften zur Journalismusforschung untersucht und lediglich 1/3 der Beiträge ließen überhaupt einen Rückbezug auf irgendeine Theorie zu (vgl. Löffelholz & Rothenberger, 2016, S. 12). Wenngleich in ihrer quantitativen Studie keine Bücher berücksichtigt sind, zeigen ihre Beobachtungen, dass Teile der Kommunikations- und Medienwissenschaften oder der Publizistik einen (über-)fachlichen Anschluss mangels theoretischer Verortung erschweren.

Auf der anderen Seite bietet die heutige Soziologie den JournalismusforscherInnen wenige direkte Möglichkeiten der Übernahme oder Diskussion soziologischer Beobachtungen der Massenmedien oder des Journalismus. Ausnahmen stellen vereinzelte Veröffentlichungen dar, etwa durch die Mitglieder der DGS Sektion Medien- und Kommunikationssoziologie (DGS, 2019).

Der Investigativjournalismus ist in der Publizistik und Kommunikationswissenschaft erforscht worden, jedoch findet sich kein Werk, das es sich zum Ziel nimmt, eine Systemtheorie des Investigativjournalismus zu beschreiben oder seine Funktion innerhalb des Systems des Journalismus in Form einer Theorie zu klassifizieren. Vor dem bereits dargelegten Hintergrund der gesellschaftlichen Funktion der Kritik und Kontrolle ist dies verwunderlich. In den 1980ern, mit Beginn des privaten kommerziellen Rundfunks, hat die Diskussion um Qualität im Journalismus viel Raum eingenommen. Nicht mal in dieser Phase hat der Investigativjournalismus im Zentrum der wissenschaftlichen Qualitätsdiskussionen gestanden (Altmeyden & Arnold, 2013, S. 127–128). Geuß hat den Forschungsstand zur Qualitätsdiskussion im Journalismus zusammengestellt und durch einen Bezug auf eine DI-Norm allgemein festgehalten, dass sich Qualität an der Erfüllung von Kundenforderungen bemisst. Vor dem Hintergrund, dass sich die Bemessung von Qualität an Publikumserwartungen zu orientieren habe (Geuß, 2018, S. 16), erscheint es umso unverständlicher, dass der Investigativjournalismus nicht zentraler Bestandteil der Diskussionen um Qualität im Journalismus war. Die Forderungen des Publikums nach einem kritischen und kontrollierenden Journalismus (Loosen et al., 2020) sollte daher vor dem Hintergrund der Qualität des Journalismus allgemein diskutiert werden.

In diesem Kapitel wird der Forschungsstand zum Investigativjournalismus dargelegt und das Erkenntnisobjekt durch die Einbeziehung der Journalismusforschung konkretisiert (Kapitel 1.1). Der Investigativjournalismus ist aus verschiedenen Perspektiven beschrieben, untersucht oder für PraktikerInnen angeleitet worden. Die Ansätze und Arbeiten werden in diesem Forschungsstand eingebracht, wenn sie der Systematisierung des Erkenntnisobjektes des Investigativjournalismus zuträglich sind. Aus der großen Zahl von Lehrbüchern der journalistischen Praxis werden Bände aufgeführt, die sich im Besonderen mit dem Investigativjournalismus befassen. Journalismuspraktische Lehrbücher haben eine Bedeutung in der Vermittlung von Rollenbildern an den Nachwuchs und stellen daher einerseits selbst interessante Untersuchungsobjekte dar und offenbaren zudem auch, wie im Journalismus die Rollen reflektiert werden (siehe Kapitel 1.2). Es besteht nicht der Anspruch auf Vollständigkeit bei der Darstellung der Arbeiten. Stattdessen wurde das Augenmerk auf die Vermittlung von theoretischen Überlegungen durch genannte Ansätze gelegt und sie für ihren Nutzen der Etablierung einer Systemtheorie des Investigativjournalismus hinterfragt.

In dieser differenzierungstheoretischen Untersuchung des Investigativjournalismus kann sich auf Vorarbeiten aus der Kommunikationswissenschaft berufen werden, welche den Journalismus entlang von Rollen und damit Differenzen untersuchen. Konkret werden in Kapitel 1.3 Arbeiten einbezogen, die sich mit der journalistischen Binnendifferenzierung befassen. Besonderes Interesse liegt hier auf Arbeiten, welche die Kritik- und Kontrollfunktion des Journalismus adressieren.

Ein Journalismus, der die Kritik- und Kontrollfunktion erfüllt, setzt sich mit der Abweichung von Normen auseinander. Die Beobachtung sozialer Probleme in der Soziologie wird daher im darauf folgenden Unterkapitel (1.4) thematisiert. Zudem wird eine repräsentative Studie aus der Kommunikationswissenschaft einbezogen, welche sich mit der Frage auseinandersetzt, warum sich Medien mit manchen Missständen beschäftigen und mit anderen nicht (Kepplinger et al., 2002, S. 13). Daraufhin folgt die Beschreibung aktueller Problemlagen im Journalismus (siehe Kapitel 1.5). Diese Ausführungen verdeutlichen, in welcher Umwelt der Investigativjournalismus existiert, welche Bedingungen im und um das Mediensystem prägend sind. Diese Ausführungen beschreiben, vor welchem Hintergrund eine Abgrenzung des Investigativjournalismus, wie in Teil II der Arbeit deutlich wird, funktional ist. In Kapitel 1.6 wird vor diesem Hintergrund das Forschungsdesiderat konkretisiert und in Kapitel 1.7 werden die Forschungsfragen, welche diese Arbeit leiten, dargestellt.

1.1 Investigativjournalismus in der Forschung

Die kommunikationswissenschaftliche Forschung hat sich mit der Frage auseinandergesetzt, wie die journalistische Auseinandersetzung mit der Realität erfolgt und wie JournalistInnen darauf beruhend professionelle Entscheidungskriterien anwenden. Diese Fragestellung wurde anhand der Untersuchung des Rollen- und Berufsverständnisses bearbeitet. So hat Weischenberg sogenannte Berichterstattungsmuster als Idealtypen herausgearbeitet, nach denen JournalistInnen sich bei der Reduktion von Komplexität als Strategie orientieren (siehe dazu Weischenberg, 1995, S. 111–116).

JournalistInnen orientieren sich dabei bewusst oder unbewusst für ihre Entscheidungsfindungen an Relevanzkriterien, die dabei als Berichterstattungsmuster strukturiert und somit beobachtbar werden. Der investigative Journalismus gilt dabei als eines der Berichterstattungsmuster. Die Einführung von Berichterstattungsmustern ermöglichte es von nun an auch zu erklären, dass JournalistInnen mitunter nicht nur einem Rollenselbstverständnis folgen, sondern zum Beispiel Teil einer Investigativ-Redaktion sind und zugleich im Tagesgeschäft des Nachrichtenjournalismus verhaftet sind (Meier, 2019, S. 104). Weischenberg untersucht die Strukturbedingungen des investigativen Journalismus in der BRD Anfang der 1980er-Jahre. Zwar macht er das Berichterstattungsmuster des Investigativjournalismus auch für die BRD aus, sieht darin allerdings im Gegensatz zu den USA eine Randerscheinung. Deutschen Investigativjournalismus gebe es beim Spiegel, in nur wenigen Rundfunkformaten und durch den Journalisten Günter Wallraff. Die Diskussion war Anfang der 1980er-Jahre davon geprägt, dass nach einem Investigativjournalismus „à la Watergate“ gerufen wurde. Gerade in der Außenseiterrolle des deutschen Investigativjournalismus werde laut Weischenberg deutlich, wie es um ihn stehe. Weischenberg stellt 1983 infrage, dass das deutsche Publikum die Methoden der investigativen Recherche annimmt. „Journalismus à la ‚Watergate‘“ zu etablieren sei dabei nicht primär eine Frage journalistischer Charakterstärke und Kompetenzschulung, sondern der strukturellen Umsetzung eines anderen Verständnisses von Massenkommunikation (Weischenberg, 1983, S. 166).

Weischenbergs Beitrag ist dabei vor dem Hintergrund einer sich neu formierenden Journalistik zu sehen. Er kritisiert die bis dahin vor allem auf die Persönlichkeit der JournalistInnen fokussierte Forschung, „die die individuelle, selbstbestimmte Reporter-Persönlichkeit in den Vordergrund rückt“, während der System-Aspekt außen vor bliebe. Der Journalismus wird kritisiert als Faktor im „kapitalistischen Realismus“ (in Abgrenzung zum „sozialistischen Realismus“), er huldige die Mechanismen der westlichen Wettbewerbsgesellschaft nicht nur, sondern sei ein Teil davon. Ein Paradigmenwechsel des Journalismus sei notwendig, eine neue Form der Berichterstattung, die auf anderen journalistischen Wahrnehmungs- und Handlungsmustern beruhen müsse. Dies sei aber nur dann denkbar, wenn sie entsprechend der Marktlogik von Rezipientenseite eingefordert werde. (Weischenberg, 1983, S. 361)

Weischenberg untersucht den Informationsjournalismus und zeigt auf, inwiefern ökonomische Grundprinzipien der Nachrichtengebung und die Orientierung an ökonomischen Standards die breit gefächerte Durchsetzung eines Investigativjournalismus unwahrscheinlich machen. Es sind im „wesentlichen strukturelle und professionelle Faktorenbündel“, die „in einem auf Effizienz ausgerichteten Mediensystem die Vorzüge des Informationsjournalismus“ (Weischenberg, 1983) begründen. Zudem argumentiert Weischenberg, dass gerade der ressourcenintensive Investigativjournalismus (als Recherchenjournalismus bezeichnet), als Gegenentwurf zum Informationsjournalismus gilt. Besonders informativ ist die Abgrenzung des Investigativjournalismus von der Form des Nachrichtenjournalismus. Die Ausbildungskosten liegen im Informationsjournalismus geringer, aber auch das Autonomiestreben sei qua Rollenwahrnehmung bei InformationsjournalistInnen kaum vorhanden und im Umkehrschluss im Investigativjournalismus deutlich höher. In den USA sei die

Konkurrenz der Medien größer, sodass der Investigativjournalismus als das risikoreichere Unterfangen in Kauf genommen werde, für den Scoop oder großen Knüller, der sich schließlich finanziell rechne. Dieser bedürfe einer spezifischen Herausbildung einer Berufsrolle, die nicht unter dem Gesichtspunkt der Effizienz arbeite: „Investigativer Journalismus wird im allgemeinen zwecks Risikoverminderung nur bewährten oder hoffnungsvollen Kräften anvertraut“ (Weischenberg, 1983, S. 364). Definierend für den Investigativjournalismus sei der Aspekt der Recherche, daher wird Investigativjournalismus auch als Recherchenjournalismus bezeichnet. Während die Recherche für den Journalismus definierend ist, ist sie es umso mehr für InvestigativjournalistInnen, die „wie Detektive“ arbeiten. Der Aspekt der Recherche sowie die Abgrenzung zu einem abweichenden Journalismusverständnis werden in der vorliegenden Arbeit aufgegriffen. Die Untersuchung der Rollenbilder einzelner InvestigativjournalistInnen hat zum Ziel, die Strukturen und die Funktion eines Investigativjournalismus heute zu rekonstruieren.

Eine Studie aus dem Jahr 1991 nimmt die Agenda-Setting-Funktion des Investigativjournalismus in den Fokus. Protes⁷ et al. (1991) haben in sechs Fallstudien und Interviews mit über 800 investigativen JournalistInnen eine Theorie über die Agenda-bildende Rolle der Medien in der US-amerikanischen Gesellschaft erstellt. Die AutorInnen haben dabei die historischen Wurzeln, den zeitgenössischen Charakter und die gesellschaftlichen Auswirkungen dieser Form der Berichterstattung, die sie als "Journalismus der Empörung" („Journalism of Outrage“) bezeichnen, für die USA nachgezeichnet. Entgegen der landläufigen Meinung, die Muckraker und politische EntscheidungsträgerInnen als Antagonisten darstellt, zeigen die AutorInnen, wie investigative JournalistInnen häufig mit politischen EntscheidungsträgerInnen zusammenarbeiten, um die Agenda für Reformen zu bestimmen. Die systemtheoretische Perspektive auf diese Studie wäre also jene der strukturellen Kopplung zwischen politischem System und dem (investigativ)journalistischen. In ihrer Arbeit wird die gesellschaftliche Funktion des Journalismus, aber insbesondere des investigativen Journalismus deutlich. Die Fallstudien eröffnen einen Einblick in die Arbeitsschritte der Informationsbeschaffung und zeigen auf, wie erste Themenideen sich in Absprache zwischen JournalistIn und Redaktion entwickeln. Das Besondere an dieser frühen Studie ist der Blick auf den „Impact“ („The investigative Influence“), der durch eine investigative Recherche entfaltet werden konnte, welche unter anderem durch die Untersuchung von Effekten beim Publikum, Reaktionen von Policy Makers und der Presse gemessen wurde. Dieser Beitrag eröffnet den Investigativjournalismus für die Steuerungstheorie.

⁷ David Protes ist in seiner Rolle als Investigativjournalist und Journalismusprofessor auch Präsident des Chicago Innocence Project, einer gemeinnützigen investigativen Gruppe, die ungerechtfertigte Verurteilungen und andere Probleme des Strafrechtssystems aufdeckt. Zuvor war er 12 Jahren Leiter des Medill Innocence Project an der Northwestern University, wo seine StudentInnen im Rahmen von Rechercheprojekten Beweise gesammelt haben, die zur Freilassung von 12 unschuldigen Gefangenen führten, fünf davon aus der Todeszelle (American Press Institute, 2022).

Mit einem Schwerpunkt auf den britischen Investigativjournalismus untersuchen De Burgh et al. die Besonderheiten des Investigativjournalismus erklären seine Entwicklungsgeschichte seit dem 19. Jahrhundert in Großbritannien auf. Dabei beziehen sie sich auf Habermas' normatives Konzept von Öffentlichkeit. Anhand von Fallbeispielen zeigen sie, dass sich der Anspruch an den Investigativjournalismus je nach gesellschaftlichen Rahmenbedingungen wandelte („Investigative journalism and Thatcherism 1979-97: years of fear, years of farce“ (Burgh & Bradshaw, 2000, S. 52) und „The 1990s boom“ (Burgh & Bradshaw, 2000, S. 55). Die AutorInnen zeigen auf, dass der Blick in die USA weltweit viele JournalistInnen prägte. Dabei kommt insbesondere dem Watergate Skandal eine große Bedeutung zu. Dass dieser aber schwerlich der journalistische Scoop war, für den ihn Generationen von JournalistInnen halten, wird in einer historischen Rekonstruktion von „The Watergate myth“ dargestellt. Die Medien hätten in den Jahren zuvor kaum ihre Watchdog-Funktion erfüllt, weshalb dieser Recherche eine solche Bedeutung beigemessen wurde, „It may even be that the journalists were partisan, acting on behalf of one powerful group against another“ (Burgh & Bradshaw, 2000, S. 79).

„Investigative Reporting in Canada“ von Maxine Ruvinsky (2008) veranschaulicht in einem ebenfalls normativen Blickwinkel auf den Investigativjournalismus anhand von 13 Fallstudien kanadischer Zeitungen die Hintergründe von investigativen Storys und zeigt die Bedingungen der Recherche und konkreter auch die Hindernisse auf. Besonders die Entgegenstellung von „Just-the-Facts Journalism versus Investigative Reporting“ verdeutlicht den für diese Arbeit interessanten Aspekt der Abgrenzung unterschiedlicher Typen des Journalismus. Die Autorin argumentiert, dass InformationsjournalistInnen (als „just-the facts journalism bezeichnet), eine „fairly naive or innocent notion of truth“ haben. Worin hingegen InvestigativjournalistInnen die Wahrheit anhand ihres Rechercherepertoires und damit ihren besonders ausgeprägten journalistischen Methoden rekonstruieren. Dabei wirft Ruvinsky Fragen auf, wie: „How does he or she know what facts to seek, or even what to count as a fact?“ (Ruvinsky, 2008, S. xvii). Ihre Antwort: „It is done through story. The attempt begins and ends with story, because whether or not reporters acknowledge (or even contemplate) it, no fact is value-free and no value is without factual basis“ (Ruvinsky, 2008, S. xvii). Der Investigativjournalismus rekonstruiert die Realität nach journalismusspezifischen Anforderungen, welche als „Story“ bezeichnet werden. In diesem Prozess der Sinnzuschreibung zu journalistischen Beobachtungen liegt ein spannender Punkt, der in dieser Arbeit durch die Beziehung auf den Missstand als journalistisches Konstrukt in seiner elementaren Bedeutung weiter Rechnung getragen wird (siehe Kapitel 4.7). „Daily reporter“ machen sich im Gegensatz zum/zur InvestigativjournalistIn keine Gedanken über die „dilemmas“ oder „issues“, die sie benennen. Die vom „daily reporter“ aufgeworfenen Fakten stellen den Anfang der Arbeit der InvestigativjournalistInnen dar: „For investigative reporters, decisions about meaning and values form an integral part of the work from the beginning. The daily reporter tells us how things are; the investigative reporter can't avoid the implicit suggestion that things ought to be otherwise. The former provides a kind of transcription of reality but eschews, in the name of objectivity, further commentary.“ (Ruvinsky, 2008, S. xvii)

Systemtheoretische Arbeiten von Mölders rücken den Investigativjournalismus aus einer Steuerungsperspektive in den Fokus: Mölders (2019) legt dar, wie in einer globalisierten und digitalisierten Welt durch den grenzüberschreitenden Investigativjournalismus ein neues Korrektiv entstanden ist. Er folgt der Annahme, dass sich zentrale Probleme moderner Gesellschaften als sogenannte „Übersetzungskonflikte“ zwischen rekonstruieren lassen. Er untersucht die journalistische Steuerungsfunktion und zeigt, dass der Investigativjournalismus mit dem Ziel der Beseitigung von Problemen besonders erfolgreich ist, (dazu insbesondere auch Mölders (2015b)), wenn er im Code des zu beanstandenden Systems kommuniziert. Eine erfolgreiche Korrektur manifestiert sich darin, dass sich in der Regel ein Wandel des Rechts vollzieht „mit dem wiederum strengere Implantationen bereits bestehenden Rechts oder die Schaffung neuer rechtlicher Regeln gemeint sein kann“ (Mölders, 2019, S. 193–200). Mölders Studie legt dar, dass eine differenzierungstheoretisch angelegte Studie komplexe Wirkungsgeflechte offenzulegen vermag, welche in diesem Fall die Möglichkeit der Beseitigung von globalen gesellschaftlichen Missständen erklären. Die vorliegende Arbeit kann auf die in Mölders Arbeiten entwickelte Funktion des Investigativjournalismus zurückgreifen, welche er im Publizieren von Missständen ausmacht (siehe dazu Kapitel 6.1).

Während Mölders den Steuerungsaspekt des Investigativjournalismus in den Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses stellt, wird in dieser Arbeit die Frage gestellt, was denn eigentlich ein investigativer Journalismus ist und welche Bedeutung er im System des Journalismus einnimmt. Der differenzierungstheoretische Beobachtungsmodus dieser Arbeit rückt demzufolge die Frage in den Mittelpunkt: Was unterscheidet den Investigativjournalismus von anderem Journalismus?

1.2 Investigativjournalismus in journalistischen Lehrbüchern

„Investigativer Journalismus“ von Johannes Ludwig trägt für den journalistischen Nachwuchs zusammen, was investigative Recherche ausmacht. Dabei verdeutlicht er anhand von investigativen Storys aus der Vergangenheit einzelne Arbeitsschritte der Recherche und geht auf Probleme und ihre Lösungen ein, wie etwa in einer „Wissen-ohne-Beleg“-Situation weiter recherchiert werden kann. Er expliziert auch, welchen Habitus ein Investigativjournalist einnimmt und einnehmen sollte. Damit gibt er einerseits Neulingen einen Einblick in Konventionen, die ihnen unbekannt sein könnten, andererseits macht er sie damit für die Forschung auf direktem Wege zugänglich. Dazu gehört etwa „Tiefstapeln gegenüber Dritten“ (Ludwig, 2007, S. 98). Dass ein Investigativjournalismus sich unterscheidet, wird besonders deutlich in seinen Ausführungen zu Themenkarrieren und Aktualität – „Die spezifischen Karrieremuster (der Themen, TP) werden v. a. durch die Arbeitsteilung mit konkurrierenden Medien und/oder anderen Ermittlungsebenen geprägt. Hierbei spielen die mediale und damit die öffentliche Akzeptanz eine Rolle, die über den Karriereverlauf entscheiden“ (Ludwig, 2007, S. 31). Wenn ein Medium bereits einen Aspekt eines Missstands aufgedeckt hat, suchen JournalistInnen anderer Medien ebenfalls nach Hinweisen über weitere Aspekte desselben oder ähnlich gelagerter Missstände (Ludwig, 2007, S. 31–38).

Hektor Haarkötter wendet sich an journalistischen Nachwuchs, um die „Kunst der Recherche“ zu erklären. Dass Haarkötter unter diesem Buchtitel jedoch insbesondere auf den Investigativjournalismus referiert, bestätigt die in dieser Arbeit zugrunde liegende Annahme, dass es sich um einen durch besonders intensive Recherche abgrenzbaren Journalismus handelt (siehe Teil II)

Haarkötter nimmt besonderen Bezug auf die Recherche im digitalen Zeitalter, in dem es oftmals auf die Auswahl und die Auffindbarkeit der bedeutenden Informationen ankommt, die in einem „Meer des Irrelevanten“ (Haarkötter, 2015, S. 16) unterzugehen drohen. Der Autor vertritt die Annahme, JournalistInnen seien diejenigen, die „Geschichten recherchieren und dann aufschreiben und veröffentlichen“. Die Kernbeschäftigung der festangestellten JournalistInnen ist allerdings nicht die Recherche, eben weil es viele sogenannte „Sitzredakteure“ gebe, die „unentwegt am Schreibtisch“ sind und kaum etwas anderes täten, „als die Texte anderer Leute – freier Mitarbeiter, Korrespondenten, Agenturen, Pressemitteilungen – zu redigieren“ (Haarkötter, 2015, S. 17). Haarkötter führt auf, dass beim WDR in Köln 90 % des Programms von freien MitarbeiterInnen produziert wird, trotz der hohen Zahl von 4900 angestellten Personen. Dies deutet einerseits auf eine starke Ausdifferenzierung der Arbeit hin (Verwalten von Programmen, Beauftragung Freier, das Redigieren der Arbeit Freier (vgl. Haarkötter, 2015, S. 17)) und gibt andererseits einen ersten Ausblick auf mögliche Konflikte um die Erfüllung eines gesellschaftlichen Auftrags, welcher im Veröffentlichungsprozess zwar mit allen redaktionellen Bereichen in Berührung kommt, jedoch im zentralen Aspekt der Recherche nur von einem sehr kleinen Teil durchgeführt wird, welcher in einem besonderen finanziellen Abhängigkeitsverhältnis zu den Festangestellten steht.

In einem Sammelband von Hahn und Stalph (2018) werden die erfolgreichsten und neusten Möglichkeiten investigativer Recherchen von renommierten JournalistInnen und WissenschaftlerInnen der Journalistik vorgestellt. Der Band eröffnet nicht nur Techniken der Recherche („Following the Money Trail: Investigative Data Journalism“), sondern bietet des Weiteren einen reflektierten Diskurs über die Sinnhaftigkeit der Anwendung digitaler Techniken. Es wird differenziert dargestellt, was der spezielle journalistische Anspruch im Umgang mit öffentlichen und auch geheimen Daten ist, – sprich der Beziehung von beobachtetem Fakt und der Herleitung eines gesellschaftlichen Missstands. Der Band diskutiert die neusten technischen Möglichkeiten vor dem Hintergrund der zunehmenden Infragestellung von „alten Autoritäten“ wie der Wissenschaft und dem Journalismus („Truth Corrupted: The Role of Fact-Based Journalism in a Post-Truth Society“), geht aber auch auf die Darstellung, also das Storytelling im Investigativjournalismus ein.

David Leigh (2019a), selbst ehemals Investigativjournalist bei Guardian, The Times und im britischen TV, nun Professor für Reporting in London, gibt in seinem Buch praktische Hinweise („Investigative Journalism – A Survival Guide) zur Arbeit als InvestigativjournalistIn. Dazu zählen für ihn etwa der Umgang mit Whistleblowern und die Zusammenarbeit in Kollektiven. David Leigh zeichnet dabei ein Bild widerspenstiger InvestigativjournalistInnen, die sich gegen Personen durchsetzen müssen, die ihre Arbeit innerhalb des Journalismus oder auch von außerhalb stören oder bedrohen. Berichte über

konkrete Recherchen mit Hintergrundinformationen gegen mächtige Persönlichkeiten und Institutionen verdeutlichen die spannende Arbeit der InvestigativjournalistInnen.

1.3 Binnendifferenzierung im Journalismus

Die Veröffentlichung von exklusiven und rechercheaufwendigen Storys zu Missständen kann von den publizierenden Medien als große Chance begriffen werden, denn sie können Aufmerksamkeit für das Medium generieren und den Umsatz erhöhen (Weischenberg, 1983). InvestigativjournalistInnen können daher als ElitejournalistInnen bezeichnet werden (Hachmeister & Siering, 2002). Der Binnendifferenzierung im Journalismus nachzugehen ist von großem Interesse, auch um den Investigativjournalismus als Form des Journalismus zu verstehen.

Der Journalismus hat eine fragmentarische und zusammengesetzte Struktur, auf welche bereits Karl Bücher 1912 verweist, er sagt, JournalistInnen hätten „das freigewählte Amt des Lehrers und Predigers, des Geschichtsschreibers und Politikers“ (Bücher nach Hachmeister, 2002, S. 13). JournalistInnen verfügen damit über die Möglichkeiten, eine Art der Dauerkritik an anderen Berufen und Personen öffentlich zu äußern. Aus diesem Privileg, welches verfassungsrechtlich gewährt wird, kommt es unabwendbar zu der Frage, auf welcher Legitimationsbasis die JournalistInnen dies tun können. Auf die Legitimationsfrage des Journalismus reagiert der sogenannte Elitejournalismus, indem er „eine Art institutionelle[...] Qualitätsgarantie“ (Bücher nach Hachmeister, 2002, S. 13) entgegensetzt.

„Dies geschieht, indem sich der Elitejournalismus in seinem Habitus und seinen inneren Kommunikationsformen den von ihm beobachteten klassischen Professionen anverwandelt. In Fortschreibung von Karl Büchers Journalismus-Definition ließe sich sagen, dass die Redaktionsatmosphäre bürgerlicher Traditionsblätter Züge einer Hochschulfakultät alten Stils, eines Generalstabs, eines Richterkollegiums, einer Runde von Ministerialbeamten trägt – mit entsprechenden Rangordnungen und rhetorischen Ritualen.“ (Hachmeister, 2002, S. 14)

Elitemedien zeichnen sich dadurch aus, dass sie sich selbst als solche titulieren und wiederum von anderen Eliten innerhalb der Gesellschaft als solche anerkannt werden. „Da der Prestige-Journalismus darüber mitbestimmt, wer zur politischen und kulturellen Elite zählt, gerät er unweigerlich in einen Systemwirbel der Elitenkommunikation, der wiederum den ihm zugeschriebenen Status als unabhängiger Beobachter oder Kultur- und Gesellschaftskritiker nachhaltig berührt.“ (Hachmeister, 2002, S. 15) Die täglichen Aufgaben und die notwendigen Fähigkeiten unterscheiden sich je nach dem Einsatzgebiet. Der Arbeitsalltag einer Journalistin einer Lokalzeitung ist ein ganz anderer als der einer Chefredakteurin bei einem überregionalen sogenannten *prestige paper* (Hachmeister, 2002). Darüber hinaus gibt es eine kleine Gruppe von „Elitepublizisten“, die „stilistisch variantenreich über diverse Publikationsorte und –medien“ (vgl. Hachmeister, 2002, S. 14) berichten und in hohem Maße unabhängig von Abläufen des Tagesjournalismus sind. Die Berufsrollen im Journalismus unterscheiden sich also stark voneinander (siehe auch Breed, 1955). Die „professionelle Publizistik“ zeichnet sich

„durch eine starke vertikale Schichtung und hochdifferenzierte Rollenmuster“ (Hachmeister, 2002, S. 14) aus.

Die „inneren Trennlinien im Journalismus“ wiegen „schwerer als die äußerliche, phänomenologische Einheit des Berufsfeldes“ (Hachmeister, 2002, S. 14). Wie sich der Investigativjournalismus innerhalb des Feldes des Journalismus von anderen Spielarten unterscheidet oder unterscheidbar machen kann, soll die folgende Ausführung näherbringen. Dabei wird der Aspekt der Zentralität eingeführt, welcher bei Kepplinger als eine mediensysteminterne Zuschreibung fungiert. Kepplinger wirbt dafür, die Differenzierung zwischen Medien unter den zwei Aspekten Qualität und Zentralität zu fassen:

„Analytisch kann man zwei Formen der Differenzierung unterscheiden, die Zentralität und Qualität der Massenmedien. Der Begriff Zentralität bezeichnet ihre quantitative Bedeutung für die Berichterstattung anderer Medien. Ein Indikator hierfür ist die Häufigkeit, mit der sie von anderen Medien erwähnt werden. Der Begriff Qualität bezeichnet ihre Wertschätzung durch Berufskollegen. Mit Hilfe dieser Unterscheidungen kann man die Massenmediengattungsübergreifend in eine zweidimensionale Typologie einordnen und Medien mit hoher Zentralität und Qualität als Prestigemedien bezeichnen.“ (Kepplinger, 2004, S. 93)

Kepplinger erstellt damit eine Grundlage zur Definition von Prestigemedien, die er an diesen zwei messbaren Faktoren orientiert. Prestige-Journalismus steht für die höchsten Qualitätsansprüche, diese bemessen sich laut Kepplinger am hohen Ansehen in der engeren Branche. Zudem geben sie den Takt gesellschaftlicher Debatten an, was Kepplinger unter dem Stichwort Zentralität subsumiert. Innerhalb des großen Feldes des Journalismus wird sich an diesen Medien orientiert, bei der Suche nach Themen oder für Recherchen. Prestigemedien zeichnen sich dadurch aus, dass sie im Unterschied zur Mehrheit der anderen Medien drei Formen von Publika haben: andere JournalistInnen, EntscheidungsträgerInnen und Funktionseliten anderer Gesellschaftsbereiche sowie „die Masse der Rezipienten“ (Kepplinger, 2004, S. 93). Die Beobachtung ihrer Arbeit durch die ersten beiden Gruppen bringt sie laut Kepplinger ins „Zentrum eines Wirkungsgeflechts“, indem sie direkten Einfluss auf die Entscheider in anderen Funktionsbereichen haben (Kepplinger, 2004, S. 94).

Insbesondere die Veröffentlichung investigativer Recherchen, die exklusiv bei einem Medium oder durch eine Recherche Kooperation veröffentlicht werden, rückt diejenigen, die sie zuerst veröffentlichen und ggf. komplexe Recherchen durchgeführt haben, in das Zentrum der journalistischen (Selbst-)Beobachtung. Andere Medien berichten von den Ergebnissen einer Recherche, weil sie *nicht daran vorbeikommen*, da dem Scoop bedeutende Ereignismerkmale, also sogenannte Nachrichtenfaktoren, zugeschrieben werden (Dernbach, o. J.).

Die Ausführungen von Kepplinger zu seinem Schema über Einfluss und Prestige helfen in dieser Arbeit dabei, das Feld des großen und verschiedenartigen Journalismus zu differenzieren, z. B. um Aussagen über (auch innerjournalistische) Wirkungs- und Steuerungseffekte des Journalismus beobachtbar zu machen. Kepplinger und Hachmeister werben für eine differenzierte Analyse des heterogenen

Journalismus. Beide Autoren rechnen Rangordnungen, die auf Meinungsführerschaft innerhalb des Journalismus und wechselseitiger Beobachtung beruhen, innerhalb des Journalismus große Bedeutung zu. Die Untersuchung des Rollenverständnisses einzelner InvestigativjournalistInnen ist also auch unter diesem Aspekt der innerjournalistischen Hierarchien und der Verortung der JournalistInnen darin relevant. In dieser Arbeit interessiert unter dem Aspekt der Zentralität besonders, was passiert, wenn kleinere, etwa lokale Medien investigativjournalistisch tätig sind und ob in diesen Fällen ein „bottom-up“-Effekt beobachtbar wird, von dem sie profitieren können.

Die Untersuchung des journalistischen Rollenverständnisses ist einer der klassischen Forschungsgegenstände der Journalismusforschung (Loosen et al., 2020). Dennoch hat Löffelholz (2004) vor zwei Jahrzehnten betont, dass es zu keinem Thema im Bereich der Journalismusforschung mehr Untersuchungen gäbe und welches stärker umstritten (gewesen) sei als das berufliche Selbstverständnis, welches mit der Untersuchung journalistischer Rollen einhergeht (Löffelholz 2004 S. 47 nach Meyen & Springer, 2009, S. 32). Klaus Meier sieht die Frage, wie JournalistInnen ihren Bezug zur Wirklichkeit organisieren, also welche Themen sie bearbeiten, wie sie – je nach Berufsvorstellungen – unterschiedlich damit umgehen und wie sie entsprechend ihrer Berufsvorstellungen und Rollenbilder recherchieren, allerdings trotzdem völlig vernachlässigt (vgl. Meier, 2019, S. 102).

Die Auseinandersetzung mit der professionellen Identität von JournalistInnen folgt die Annahme, dass durch das Rollen- und Aufgabenverständnis ein Rückschluss auf die von den RolleninhaberInnen selektierten Medieninhalte erfolgen kann (Meyen & Springer, 2009, S. 32). Da aber bisher hauptsächlich die festangestellten JournalistInnen berücksichtigt wurden oder solche, deren Einkommen oder Arbeitszeit mindestens zur Hälfte durch journalistische Arbeit zustande kam – wie etwa in der Erhebung von Weischenberg (2006) –, bildeten diese Untersuchungen nur einen Ausschnitt der journalistischen Realität ab (Meyen & Springer, 2009). Diese Arbeit kann speziell das investigativjournalistische Selbstverständnis durch eine Untersuchung ihrer journalistischen Rolle erarbeiten. Damit adressiert diese Arbeit die festgestellte Heterogenität des JournalistInnenberufs (Hachmeister & Siering, 2002; Kepplinger, 2004; Meyen & Springer, 2009).

Selbstbezüglichkeit journalistischer Rollen

Die Besonderheit des journalistischen Rollenbildes ist seine Selbstbezüglichkeit: „Journalisten in ihrer Rolle als Publizisten und Medienleute haben einen nicht unerheblichen Einfluss darauf, wie die öffentlich vermittelte Auffassung von ihrem Beruf aussieht“ (Haarkötter, 2015, S. 267). Die mediale Inszenierung ihrer Rollenbilder und damit auch Darstellung eines journalistischen Selbstverständnisses lassen sich z. B. in der Art erkennen, wie JournalistInnen bei Talkshows auftreten, wie JournalistInnen täglich durch ihre Arbeit öffentlichkeitswirksam werden oder wie der Journalismus sich selbst im Medienjournalismus beobachtet. Insbesondere InvestigativjournalistInnen haben einen großen Einfluss auf ihre öffentliche Wahrnehmung. Sie werden selbst zu InterviewpartnerInnen, um beispielsweise eine

resonanzträchtige Veröffentlichung eines Missstandes einzuordnen. Durch das Publikumsinteresse an Missständen oder etwa auch daraus entstehenden Skandalierungen (siehe Kepplinger et al., 2002) entstehen Medienprodukte, die einen „Blick hinter die Kulissen“ von investigativen Recherchen versprechen und dabei das Selbstbild darstellen können.

Obwohl es ein Ressort „Medien“ gibt, welches zur Beobachtung des Journalismus und der Medienlandschaft angedacht ist, wird dieses heute vielfach innerhalb der Redaktionen vernachlässigt. Blogs wie „Altpapier“ des MDR oder „Über Medien“ adressieren JournalistInnen und eine interessierte Öffentlichkeit ebenso wie die Sendung ZAPP. Dort werden u. a. im Journalismus einschneidende Entwicklungen beobachtet (zu diesen Entwicklungen siehe Kapitel 1.5) und Fehler in der journalistischen Arbeit und dem Umgang damit problematisiert. Auch der Medienkodex des Deutschen Presserates, die Selbstverpflichtung der JournalistInnen, kann als Beschreibung eines Ideals verstanden werden⁸. Aus all diesen Kommunikationen innerhalb des journalistischen Systems lassen sich Rollenbilder innerhalb des Journalismus untersuchen. Nicht zuletzt können Befragungen oder Beobachtungen durchgeführt werden, um das Rollenbild auszumachen. Das Ziel dieser Arbeit ist es nachzuvollziehen, was Investigativjournalismus ist. Der differenzierungstheoretische Untersuchungsmodus lenkt dabei die Aufmerksamkeit auf die Frage, wie InvestigativjournalistInnen sich ggf. in ihrem professionellen Selbstverständnis von anderen JournalistInnen unterscheiden, dafür wird die Differenzierung des journalistischen Selbstbildes nachvollzogen.

Dies geschieht unter Berücksichtigung der Erkenntnisse der kommunikationswissenschaftlichen Forschung zu journalistischen Rollen – mit dem Schwerpunkt auf Investigativjournalismus und ihm nahestehende Rollenkonzeptionen.

Kritik und Kontrolle ausüben

Chill und Meyn machen drei Funktionen der Massenmedien in der Demokratie aus: Information, Meinungsbildung und Kontrolle (Chill & Meyn, 1996a). Gerade hinsichtlich des Investigativjournalismus als Erkenntnisobjekt in dieser Arbeit wird ein Blick auf die Kritik- und Kontrollfunktion des Journalismus geworfen. Natürlich können Kritik als bewertendes Element und Kontrolle als investigatives Moment auf unterschiedliche Weise ausgeübt werden: Einerseits können sie in einer Publikation beispielsweise auf Missstände in der Gesellschaft oder inkonsistente Entscheidungen der Politik hinweisen. Die JournalistInnen können so selbst Missstände öffentlich bekannt machen oder diese in meinungsbetonten Beiträgen (etwa den Darstellungsformen Kommentar, Glosse und Leitartikel) thematisieren. Andererseits können sie Personen zur Sprache kommen lassen, die Missstände erleben oder beobachtet haben.

⁸Auch wenn diese Selbstverpflichtung presserechtlich nicht bindend ist, markiert sie einen bedeutenden ethischen Grundsatz, der sich institutionalisieren konnte (Behmer et al., 2011).

Wie Kritik ausgelegt wird, kann differieren. Kritik und Kontrolle kann z. B. „die Politik“ in den Blick nehmen und dabei Entscheidungen oder die Regierungspraxis überprüfen. Unter der Kritik- und Kontrollfunktion des Journalismus kann auch die Aufgabe verstanden werden, Positionen von Minderheiten und Unterdrückten darzustellen. Oft sind diese Gruppen insofern marginalisiert, dass sie nicht von sich aus Aufmerksamkeit auf ihre problematische Lage lenken können oder die Marginalisierung an sich gesellschaftlich so weit hingenommen ist, dass der Skandal erst durch eine Dekonstruktion des Zustands vermittelt werden kann. Kritik wird dabei an den beobachteten Zuständen geübt und eine Kontrolle derjenigen Institutionen oder gesellschaftlichen Akteure vorgenommen, die für Unterdrückung oder den Missstand (mit-)verantwortlich gemacht werden können.

Mölders zeigt in *Die Korrektur der Gesellschaft* auf, welche Korrektive es in der heutigen Gesellschaft gibt und wie diese operieren. In den Mittelpunkt der Arbeit rückt der internationale Investigativjournalismus. Kontrolle definiert er als das Durchsuchen von Fehlern und Verbesserungsmöglichkeiten in allen Gesellschaftsbereichen. Kritik ist das explizite und öffentliche Kundtun dieser. Mölders betont die dritte Funktion, die der Initiative, welche darin hervortritt, sich nicht mit Kritik und Kontrolle „zufrieden [zu] geben“ (vgl. Mölders, 2019, S. 124).

Gerade ein sogenannter anwaltschaftlicher Journalismus möchte marginalisierten Gruppen die Möglichkeit geben, Beachtung im Meinungsbildungsprozess zu erlangen. Während Parteien, Kirchen, Gewerkschaften und Verbände sowie andere Organisationen bereits gute Aussichten haben, journalistisch „gehört“ zu werden, würden insbesondere marginalisierte Gruppen (ethische, religiöse oder politische Minderheiten) in den journalistischen Veröffentlichungen unberücksichtigt bleiben, wodurch sich ein Machtgefälle zementiere (vgl. Chill & Meyn, 1996a) (siehe dazu Blumer in Kapitel 1.4).

Eine große repräsentative Umfrage unter JournalistInnen im Jahr 2005 (Weischenberg et al., 2006) fragt unter anderem nach der Zustimmung zu bestimmten Rollenbildern. Die Studie untersucht hauptberufliche festangestellte und freie JournalistInnen von redaktionellen Medien, die regelmäßig tätig sind. Es wurden 2.890 Medienorganisationen ermittelt und einbezogen und 48.000 JournalistInnen als Grundgesamtheit in Deutschland im Jahr 2005 als hauptberufliche JournalistInnen festgestellt (Weischenberg et al., 2006).

Auffällig ist das Ergebnis in Bezug auf das Rollenselbstverständnis: 89 % der befragten JournalistInnen wollen ihr Publikum möglichst neutral und präzise informieren, 79 % wollen komplexe Sachverhalte vermitteln und 74 % Informationen möglichst schnell vermitteln und die Realität so abbilden, wie sie ist. Damit kann die Aufgabe, der Öffentlichkeit zuverlässig und auch schnell die wichtigen Informationen mitzuteilen, als ein wichtiger Aspekt des Selbstverständnisses der meisten JournalistInnen zählen. Es ist das Selbstverständnis des Informationsjournalismus, das dominant ist (Weischenberg et al., 2006). Für diese Arbeit besonders interessant ist allerdings die Zustimmung zu Rollenkomplexen, die der Kritik und Kontrolle durch JournalistInnen einen hohen Stellenwert einräumen.

Die gesellschaftspolitische Dimension, einen politischen, kritischen oder anwaltschaftlichen Journalismus zu vertreten, wird von deutlich weniger JournalistInnen geteilt (vgl. Behmer et al., 2011). Dies drückt sich aus in der Zustimmung („voll und ganz“ oder „überwiegend“) für die folgenden Aussagen: In der Befragung von 2005 sehen zwar immerhin 58 % der JournalistInnen es als ihre Aufgabe, Kritik an Missständen zu üben, allerdings sehen es nur 24 % als ihre Aufgabe, die Bereiche Politik, Wirtschaft und Gesellschaft dafür zu kontrollieren. Nur 34 % sehen es als ihre Aufgabe, „normalen Leuten eine Chance zu geben, ihre Meinung zu Themen von öffentlichem Interesse zum Ausdruck zu bringen“ und weniger als ein Drittel der Befragten „stimmt voll und ganz“ oder „überwiegend“ der Aussage zu, es sei die Aufgabe, „sich ein[zu]setzen für die Benachteiligten in der Bevölkerung“. (Weischenberg et al., 2006)

Daten der aktuellen Welle der Worlds of Journalism Studienreihe aus 2017 zeigen, dass 36,3 % der JournalistInnen es als ihre Aufgabe sehen, die Regierung zu kontrollieren und 34,2 % die Wirtschaft zu kontrollieren (Steindl et al., 2017, S. 420). Obwohl der Anteil derjenigen JournalistInnen gestiegen ist, die der Aufgabe der Kritik und Kontrolle Bedeutung zusprechen, ist ihr Anteil im Gesamtjournalismus klein.

Dieser Arbeit liegt die Annahme zugrunde, dass InvestigativjournalistInnen der allgemeinen Aussage zustimmen, dass es Aufgabe des Journalismus ist, Gesellschaftssysteme zu kontrollieren. Die zuletzt genannten vier Items können daher idealtypisch als Eigenschaften eines InvestigativjournalistInnen genannt werden. Dass aber weniger als ein Viertel der befragten JournalistInnen der Aussage „voll und ganz“ oder „überwiegend“ zustimmt, dass es ihre Aufgabe sei, Gesellschaftsbereiche wie Politik oder Wirtschaft zu kontrollieren, ist aus einer wissenschaftlichen Beobachterinnenperspektive verwunderlich, gerade unter Rückbezug auf die Aufgabe, die dem Journalismus im Speziellen als sogenannte vierte Gewalt auch juristisch eingeräumt wird (wie in der Einleitung bereits thematisiert wurde). Die empirischen Daten der repräsentativen Umfrage legen nahe, dass sich nur etwa ein Viertel der JournalistInnen mit dem, was einen Investigativjournalismus ausmacht, identifiziert.

Ob und inwiefern das Viertel der sich zu kritischem Journalismus bekennenden JournalistInnen nun tatsächlich die Möglichkeit hat, so zu arbeiten, dass Kritik und Kontrolle über gesellschaftliche Teilbereiche möglich sind, bleibt darüber hinaus noch offen.

Die Münchener Studie von Meyen und Springer (2009) untersucht explizit freie JournalistInnen in Deutschland und beleuchtet Motive, Qualifikationen, die Berufsstruktur sowie die Arbeitssituation und das Selbstverständnis. Sie weist ein differenzierteres Bild aus als die Studien von Interessenvertretungen der Freien, welche im freien Journalismus ein gut bezahltes „Sklaventum“ sehen. (Meyen & Springer, 2009, S. 9). Die Untersuchung von freien JournalistInnen ist deshalb interessant und im Folgenden auch aus dem Grund speziell in den Forschungsgegenstand einbezogen, da man freie JournalistInnen als „Seismographen für künftige Entwicklungen in der Medienwirtschaft“ (Meyen & Springer, 2009, S. 102) sehen kann. Ihre Auftragslage und ihre Einkommen sind ein direktes Abbild der Entwicklungen

des Mediensektors. So konnte etwa die Studie von Meyen und Springer aus 2008 bereits die starke Publikumsorientierung und die Zentrierung auf Onlinemedien vorhersagen.

Die Untersuchung von freien JournalistInnen in einer Online-Befragung mit anschließenden Tiefeninterviews (82) hat ein interessantes Bild ergeben. So sehen sich die Freien weniger der Aufgabe verschrieben, Kritik und Kontrolle über Gesellschaftsbereiche auszuüben oder Kritik an Missständen zu üben oder Fehlentwicklungen anzusprechen bzw. sich für die Schwachen einzusetzen, als etwa neutral und präzise zu informieren (Meyen & Springer, 2009, S. 97). Die erstellte Typologie sieht ausschließlich den Typ des Politikers/der Politikerin (15 % der befragten Freien) und den sogenannten „Selbstverwirklicher“ als Typen, die sich an der Kritik und Kontrollfunktion der Medien orientieren. „Politiker“ sehen die Auftragslage und die berufliche Perspektive pessimistischer als der Durchschnitt der Befragten und sieht auch seine finanzielle Situation als schlecht an. Üblicherweise ist dieser Typus für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk oder für Fachzeitschriften tätig (vgl. Meyen & Springer, 2009, S. 99). Der „Selbstverwirklicher“ hat eine starke Publikumsorientierung und dazu das Bedürfnis zu kritisieren und zu kontrollieren (vgl. Meyen & Springer, 2009, S. 100–101). Die Studie konnte zeigen, dass das Selbstverständnis mit der Wahrnehmung der allgemeinen Lage des Journalismus korreliert: Diejenigen JournalistInnen, die insbesondere Unterhaltungsangebote bieten möchten, glauben weniger an eine Krise der Medien als diejenigen, die sich der Kritik- und Kontrollfunktion verschrieben haben. Diese Arbeit kann unter Rückbezug auf Forschungsergebnisse ein differenziertes Bild vermitteln: Während die Untersuchung von Freien demonstriert, dass der Wunsch nach einer Veränderung der Welt, nach politischem Einfluss oder der Ausübung der Rolle der sogenannten vierten Gewalt bei ihnen eine deutlich geringere Rolle spielt als bei den Festangestellten, wird diese Studie zeigen, dass InvestigativjournalistInnen, insbesondere die Freien, dieser Einstellung elementar widersprechen. Diese Beobachtungen stehen nicht im Gegensatz zueinander, sondern können sich auf die Besonderheit des kleinen Feldes der InvestigativjournalistInnen zurückführen (siehe Ergebnisse der Arbeit in der Programmdimension in Kapitel 5).

Faktor Publikum, Erwartungen und Erwartungserwartungen

Besonders interessant ist, dass gerade das Publikum in neuerlichen Repräsentativbefragungen dem Wert der Kritik und Kontrolle, dem Aufdecken von Missständen eine deutlich größere Bedeutung beimisst.⁹ Dies konnten Loosen et al. (2020) in ihrer Befragung feststellen. Sie untersuchten, ob eine Diskrepanz

⁹ Loosen et al. informieren darüber, dass gerade die Befragung des Publikums schwierig ist. In ihrer Studie wird stattdessen die Bevölkerung zu ihren Präferenzen befragt: „Wichtig ist also zu unterscheiden, dass wir zwar theoretisch von der Journalismus/Publikum-Beziehung sprechen, Bevölkerungsumfragen aber empirisch keine Einblicke in das tatsächliche Publikum des/eines Journalismus ermitteln können, sondern vielmehr lediglich Wissen über ein potenzielles Publikum des Journalismus. Das heißt, in der Regel liefern sie [die wenigen, zu diesem Thema verfügbaren Studien, TP] keine bis nur wenige Informationen darüber, von welchen journalistischen Medien die Befragten tatsächlich Publika sind - wenn sie überhaupt journalistische Inhalte nutzen.“ (Loosen et al., 2020)

zwischen Publikumserwartungen und Rollenselbstbild der JournalistInnen zu beobachten ist. Die Befragten publikumsseitig fanden die folgenden drei Rollen Aspekte „sehr“ bis „extrem wichtig“: objektive Berichterstattung, die Einordnung und Analyse aktueller Geschehnisse sowie die Watchdog-Rolle („Kritik an Missständen üben“) (vgl. Loosen et al., 2020). Die AutorInnen betonen, dass diese drei Items ein vergleichsweise klassisches Verständnis von den gesellschaftlichen Aufgaben des Journalismus repräsentieren.

Das Rollenverständnis der JournalistInnen zeigt sich recht kongruent zu den Publikumserwartungen, außer bei den für einen Investigativjournalismus so definierenden Aspekten der Kritik und Kontrolle. Der Wert der Kritik- und Kontrollfunktion besteht darin, dass sich eine Öffentlichkeit – ein (potenzielles) Publikum – über gesellschaftliche Vorgänge ein umfassendes, kritisches Bild verschaffen kann und dann Handlungsdruck auf EntscheidungsträgerInnen entsteht. Diese Steuerungsperspektive ist eine indirekte, bei der ein „Umweg“ über Öffentlichkeit zur Veränderung des Ausgangszustands genutzt wird (Mölders, 2015a).

Heute zeigt sich ein ähnliches Bild wie 15 Jahre zuvor in der Studie von Weischenberg et al. (Weischenberg et al., 2006), in der das journalistische Rollenverständnis untersucht wurde. Während alle folgenden Werte für JournalistInnen nur zwischen „weniger wichtig“ und „teilweise wichtig“ rangieren, geben die Befragten des Publikums für die folgenden Items an, dass sie sie als „sehr wichtig“ erachten: „die Regierung kontrollieren“, „die Wirtschaft kontrollieren“, „für sozialen Wandel eintreten“, „ein Gegengewicht zur Regierung bilden“. Die Publikumsseite sieht also Bedarf an einem nicht-neutralen, sondern kontrollierenden und politisch-aktivistischen Journalismus (vgl. Loosen et al., 2020). Die Mehrheit der deutschen JournalistInnen betrachtet dies allerdings nicht als wichtigen Teil ihrer Aufgabe.

Wenngleich es für den Aspekt der Vermarktung von Werbung naheliegt, kann die Untersuchung des Publikumsinteresses davon profitieren, über die rein zahlenmäßige Analyse von Clicks, wie technisch bei digitalen Angeboten möglich, hinauszugehen. Dies zeigten zuletzt Studien von Schröder (2019) sowie Knopke et al. (2017). Für Großbritannien hat Schröder in seiner qualitativen Studie festgestellt: „People frequently click on stories that are amusing, trivial, or weird, with no obvious civic focus. But they maintain a clear sense of what is trivial and what matters. On the whole people want to stay informed about what goes on around them, at the local, national, and international levels“ (Schröder, 2019). Knopke, Krüger und Siri stellen für deutsche Studierende fest, dass sie zwar individuell Relevanzen setzen und ein eigenes Medienrepertoire entwickeln. In dieser Studie wurden auch die tatsächlich genutzten journalistischen Angebote abgefragt. Die Studierenden unterschieden zwischen der Glaubwürdigkeit verschiedener Angebote (etwa nicht-redaktioneller wie Blogs oder Channels von sogenannten „Influencern“ und einem Qualitätsjournalismus). Sie legten Wert auf Qualität und Herkunft der Informationen und unterschieden zwischen Unterhaltungs- und Informationsformaten (Knopke et al., 2017).

JournalismusforscherInnen haben Konzepte zu journalistischer Identität entwickelt, von denen einige als Idealtypen, einige normative Identitätskonzepte und wiederum andere entlang der Empirie entwickelte Typologien sind (Deuze, 2005; vgl. Donsbach, 2012). Interessant ist, dass besonders Konzepte zur journalistischen Rolle und Identität, die für die Untersuchung des Investigativjournalismus relevant werden, die Größe Publikum (vgl. Loosen et al., 2020) expliziter einbeziehen. JournalistInnen, die sich als Watchdogs verstehen und eine bedrohte Öffentlichkeit beschützen wollen oder Advocate-Journalists (Janowitz, 1975; Weischenberg et al., 2012), die sich als Anwälte von Marginalisierten sehen, transportieren bereits eine ausformulierte Publikumsbeziehung in ihrer (Selbst-)Bezeichnung.¹⁰ In dieser Arbeit wird der Investigativjournalismus untersucht, welcher entsprechend seiner Aufgabe, Kritik und Kontrolle auszuüben, den zuletzt genannten Rollenkonzepten nahesteht. Die Untersuchung des Investigativjournalismus erfolgt aber nicht entlang dieser bereits verfassten Rollenkonzepte, stattdessen wird der Investigativjournalismus ohne weitreichende Annahmen zu möglichen Selbstverständnissen seiner tätigen JournalistInnen untersucht. Dies ist mit der Ergebnisoffenheit begründet, die der Forschungsprozess gewährleisten soll. In dieser Arbeit wird eine Sinnstruktur des Investigativjournalismus erarbeitet, welche die journalistische Rolle der tätigen InvestigativjournalistInnen zu seiner Identifikation nutzt. Erst in der Darstellung der Analyse werden Parallelen zu den Rollenkonzepten wieder aufgenommen. Sofern in dieser Studie beobachtet werden kann, dass sich der Investigativjournalismus vom Journalismus abgrenzt, wird eine Grenzziehung entlang des Codes des Investigativjournalismus erfolgen. Diese Grenzziehung hat das Potenzial, im Widerspruch mit bestehenden Rollenkonzepten zu stehen.

1.4 Die Beobachtung sozialer Probleme durch den Journalismus

Wie eine Information zu einem journalistischen Inhalt wird, haben Galtung und Ruge bereits 1965 gefragt. Wie werden „Events“ zu „News“ (Galtung & Ruge, 1965)? Sie haben norwegische Zeitungen inhaltsanalytisch zur Kuba- Zypern- und Kongokrise untersucht und die sogenannte Nachrichtenwertforschung begründet. Sie benennen Eigenschaften, die eine prominente Platzierung wahrscheinlicher machten. Die Nachrichtenwertforschung kann funktional oder als ein kausales Modell verstanden werden (Staab, 1990). Das funktionale Modell sieht eine Begebenheit nicht als per se berichtenswert, sondern es sind diskursive Zuschreibungen von den sogenannten Nachrichtenfaktoren (z. B. durch Sprache, Inszenierung von Bildern). Nachrichtenfaktoren sind dann Eigenschaften eines

¹⁰ Janowitz hat in seiner professionssoziologischen Untersuchung des Journalismus zwei konkurrierende Rollenmodelle amerikanischer JournalistInnen ausgemacht, das des Gatekeepers und des Advocate Journalist. Idealtypischerweise wählten die Gatekeeper Nachrichten anhand von sogenannten professionellen Standards aus, während die Advocate Journalists, wie Anwälte, sie nach ihrer Tauglichkeit auswählten, die sie für die Unterstützung der Belange von (benachteiligten) sozialen Gruppen haben. (Bachmann Cáceres, 2019; Janowitz, 1975)

Textes und weniger inhärente Merkmale eines Ereignisses selbst (Bednarek & Caple, 2014). Dahingegen sind Nachrichtenfaktoren im kausalen Modell inhärente Eigenschaften eines Ereignisses, die festlegen, ob bzw. wie JournalistInnen berichten (vgl. Boukes et al., 2020). Solange in der Forschung ereignisimmanente Eigenschaften und spezifische journalistische Selektionsentscheidungen in einer gemeinsamen Nachrichtenwertforschung vermischt werden, entsteht ein erkenntnistheoretisches Problem (Kepplinger, 1998), welches eng mit der von Galtung und Ruge verknüpften Frage danach verknüpft ist, wie Ereignisse zu Nachrichten werden.

Ich schlage vor, die bisherige Forschung zu Nachrichtenwerten anerkennend, mit Niklas Luhmann der Frage systemtheoretisch nachzugehen. Nachrichtenwerte können systemtheoretisch verstanden als Selektionskriterien gelten, die in Organisationen des Journalismus zu Programmen werden, also Entscheidungsoperationen (innerhalb von Redaktionen und darin einzelnen KollegInnen gegenüber) begründen und nachvollziehbar machen. Sie können dann etwa für eine journalistische Ausbildung zugänglich werden, wenn JournalismusschülerInnen innerhalb der Redaktion erlernen, was die journalistische Beobachtung der Realität auszeichnet (zur Sozialisation im Journalismus siehe Breed, 1955).

Der Forschungsstand zum Investigativjournalismus zeigt auf, dass sich diese Form des Journalismus der Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Problemen widmet. Vor diesem Hintergrund ist es lohnenswert, theoretische Überlegungen zum Wesen und der journalistischen Konstruktionsleistung von sozialen Problemen einzubeziehen. Soziologische Forschung zu sozialen Problemen kann wichtige Aspekte zu ihrer Beobachtbarkeit liefern. Ein zentraler Aufsatz zu sozialen Problemen stammt von Robert K. Merton aus dem Jahr 1961. In seinem Aufsatz *Social Problems and Sociological Theory* systematisiert er das Wissen über soziale Probleme als Gesellschaftsprobleme in westlichen Gesellschaften. Merton trägt in diesem Artikel und folgenden Arbeiten wichtige Aspekte der Beobachtung zusammen. Soziale Probleme entstehen aus der „signifikanten Diskrepanz“ zwischen sozialen Standards einer Gesellschaft und ihrer sozialen Realität. Diese Standards werden gesetzt durch rechtliche Normen oder Prinzipien.

Soziale Probleme sind in der Soziologie bis in die 1970er-Jahre über die Diskrepanz zwischen Wertvorstellungen und den tatsächlichen Lebensbedingungen einzelner Gruppen diskutiert worden. Solche Ansätze wie Mertons werden heute in der deutschsprachigen Soziologie als „strukturfunktionalistisch oder objektivistische Theorie“ bezeichnet (vgl. Schetsche, 2013, S. 15).

Merton benennt interessante wie grundlegende Aspekte sozialer Probleme, sodass es gewinnbringend ist, sie für diese Arbeit aufzuführen. Merton verdeutlicht, dass Personen in Machtpositionen größeren Einfluss darauf haben, was als ein soziales Problem anerkannt wird. So unterscheidet sich schließlich auch zwischen verschiedenen Gruppen, was als ein soziales Problem wahrgenommen wird und was nicht (Merton, 1975, S. 119). Merton stellt heraus, dass die Abweichung von Ist- und Sollzustand allein dann zu einem gesellschaftlichen Problem wird, wenn sie auch eine gesellschaftliche Ursache hat – zu unterscheiden ist sie also etwa von einer Umweltkatastrophe, wenn diese nicht als menschengemacht

angesehen wird. Auch kann die Diskrepanz zwischen dem gewünschten und dem davon abweichenden Zustand nur dann als soziales Problem thematisiert werden, wenn es die Möglichkeit der Bekämpfung ebendieser Situation gibt, sonst wird sie als schicksalhaft oder auch gottgegeben klassifiziert. Merton unterscheidet ebenfalls zwischen manifesten und latenten sozialen Problemen. Die manifesten sind im öffentlichen Bewusstsein verankert, die latenten Probleme werden noch nicht als solche allgemein anerkannt.¹¹ (Schetsche, 2013, S. 15–19)

Das sozialkonstruktivistische Paradigma (Berger und Luckmann) ab den 1970ern führte zu einem veränderten Blick auf soziale Probleme. Die „definitionstheoretische“ Position beschreibt Probleme als Ergebnis von diskursiven Prozessen in der Gesellschaft (Schetsche, 2013, S. 15).

„Sociologists have erred in locating social problems in objective conditions. Instead, social problems have their being in a process of collective definition. This process determines whether social problems will arise, whether they become legitimated, how they are shaped in discussion, how they come to be addressed in official policy, and how they, are reconstituted in putting planned action into effect. Sociological theory and study must respect this process“ (Blumer, 1971)

In diesem von Blumer ausgemachten Prozess spielt der Journalismus eine wichtige und besonders wirkungsmächtige Rolle. Seine Funktion besteht in dem an den gesellschaftlichen Werten orientierten Selektieren, Veröffentlichen und damit Bekanntmachen von Tatsachen. Auch spielt der Journalismus eine Rolle als gesellschaftlicher Chronist, er macht eine gesellschaftliche Hinwendung zu Sachverhalten auch rückblickend beobachtbar.¹² Dem Journalismus im Prozess des Erkennens von sozialen Problemen besonders bei Blumer eine bedeutende Rolle zugeschrieben. Der Investigativjournalismus, der in dieser Arbeit als eine Form des Journalismus identifiziert wird, die sich mit Veröffentlichung von Missständen befasst, ist dementsprechend besonders hervorzuheben (siehe Kapitel 4).

¹¹ An dieser Stelle tritt für Merton die Rolle der SoziologInnen hervor: es sei ihre Aufgabe, die latenten Probleme zu erkennen. Letztlich muss auch die Soziologie erklären, warum manche Probleme lange nicht als solche erkannt wurden.

¹² Nach erkenntnistheoretischen Diskussionen (etwa um die Frage, ob es eine absolute Beliebigkeit gesellschaftlicher Problematisierungen gibt) im Fach der Soziologie gab es Versuche, konstruktivistische wie objektivistische Perspektiven zu verbinden. Der „kontextuale Konstruktivismus“ geht etwa sozialen Bedingungen von Problemen nach, allerdings nur denen, „die Akteure dazu bringen, die Existenz eines sozialen Problems zu behaupten“ (Schetsche, 2013, S. 24). Die konstruktivistische Schule will sich als Soziologie verstehen, die beschreibt, „wie soziale Probleme generell in modernen Gesellschaften entstehen, wie ihre Karrieren verlaufen, wie sie bekämpft und vielleicht auch gelöst werden“ (vgl. Peters, 2002, S. 7–10). Ziel dieser Schule ist es auch, zu erklären, warum kollektive Akteure Probleme auf eine bestimmte Art und Weise definieren, wie es kommt, dass bestimmte Problemwahrnehmungen in der öffentlichen Diskussion intensiver besprochen werden als andere und wie es kommt, dass staatliche Institutionen nicht gleich auf alle Probleme/Missstände reagieren. Es sind damit die sozialen Prozesse der Konstruktion von Problemen, die in den Mittelpunkt der wissenschaftlichen Untersuchung gerückt werden (vgl. Schetsche, 2013, S. 29).

Blumer sowie Merton sehen Problematisierungen immer rückgekoppelt an die gesellschaftlich geltenden Maßstäbe. Es bedeutet auch, dass es Grenzen der Beobachtung oder der Übereinkunft über Missstände gibt. Dies wird auch im empirischen Teil der Arbeit (ab Kapitel II) deutlich, wenn InvestigativjournalistInnen mit ihren Artikeln oder Beiträgen entweder innerhalb der Redaktionen oder aber durch das Publikum zurückgewiesen werden. Es lassen sich daher innerhalb dieses Prozesses unterschiedliche Stellen identifizieren, bei denen Diskrepanzen in der Problemwahrnehmung auftreten können.¹³

Auf der Ebene der Organisationen der Massenmedien muss zur Konkretisierung des Forschungsgegenstandes zwischen unterschiedlichen Typen der Kommunikation unterschieden werden. Schetsche hat ein Modell, das Konkonmodell, zur Entstehung sozialer Probleme und ihrer öffentlichen Wahrnehmung entwickelt (Schetsche, 2013, S. 42). Er sieht die Massenmedien allgemein, nicht im Speziellen den Journalismus, in der Thematisierungsfunktion. Die Massenmedien lassen soziale Probleme als soziale Wirklichkeit entstehen. Auffällig ist, dass er Nachrichtenformate oder investigative Reportagen nicht hervorhebt, wenn es um die Vermittlung von sozialen Problemen geht. Er sieht sie neben fiktiven Medieninhalten als eine Möglichkeit, Problematisierungen zu vermitteln (Schetsche, 2013, S. 49, 53). Dies verdeutlicht seinen Bezug zu Luhmanns Auseinandersetzungen mit dem System der Massenmedien, in denen er den Journalismus (Nachrichten und Berichte) als einen Programmbereich neben dem der Werbung und der Unterhaltung festmacht (Luhmann, 2009). Er untersucht also den Journalismus nicht als ein eigenes System mit eigener besonderer Logik, etwa organisationalen, professionellen und professionsethischen Besonderheiten, sondern nimmt ihr Merkmal in den Blick, von den Möglichkeiten der technischen Verbreitung Gebrauch zu machen. Schetsche bringt den Journalismus dann ins Spiel, wenn es um die Marktlogik der Massenmedien geht: So sei die Produktion von redaktionellen Inhalten der Weg zu hohen Verkaufs- oder Werbeeinnahmen (Schetsche, 2013, S. 138). Zwar räumt er ein, dass es auch hier in Redaktionen Ermessensspielräume gebe, doch werden diese nicht weiter thematisiert. Die vorliegende Studie adressiert diese Leerstelle und untersucht speziell den Journalismus auf seine Funktion, soziale Probleme als Missstände gesellschaftlich zu thematisieren.

Vom System der Massenmedien und seinem Funktionieren wandert nun der Schwerpunkt auf die Inhalte journalistischer Erzeugnisse. Kepplinger, Ehmig und Hartung (2002) untersuchen, welche Missstände durch regionale Medien wie aufgegriffen wurden und wann ein Missstand sich zu einem Medienskandal¹⁴ entwickelte. Dazu wurden innerhalb von viereinhalb Jahren 492 VertreterInnen von

¹³ In dieser Studie werden sie nur dort thematisierbar, wo JournalistInnen darauf verweisen, welches der Anlage dieses Forschungsvorhabens geschuldet ist. Die Rekonstruktion der Sinnstruktur beruht allerdings auf der Annahme, dass sich die Eigenschaften der Struktur und damit die rekursiven Erwartungen durch dieses methodische Vorgehen abbilden lassen.

¹⁴ Ein Skandal ist hingegen ein Missstand, der medial angeprangert und nicht neutral in den Medien dargestellt wurde. Wann aus einem Missstand ein Skandal werden kann, hängt von den Bedingungen des Missstands ab und maßgeblich von dem Vorgehen der Medien. Der Vorgang der Thematisierung wird bei Kepplinger et al. als

Interessensgruppen (VertreterInnen materieller und ideeller Interessen) dazu befragt, ob sie in den vergangenen Jahren Missstände beobachtet haben. Dann wurde inhaltsanalytisch untersucht, ob und wie diese in der regionalen medialen Berichterstattung vorkamen, sowie weitere Schlüsselpersonen der ermittelten Missstände um eine Einschätzung gebeten (Kepplinger et al., 2002, S. 18). Die Untersuchung adressiert die Frage, ob die JournalistInnen ihrem verfassungsrechtlichen Privileg gerecht werden und ein Forum bereitstellen, auf dem sie „Leistungen und Versäumnisse der anderen Akteure neutral präsentieren“ (Kepplinger et al., 2002, S. 16). Kepplinger et al. kommen zu dem Schluss, dass die regionalen Medien nicht alle Gesellschaftsbereiche gleichermaßen in den Fokus nehmen. Auch fallen die medialen Urteile über die Missstände häufiger über Personen denn über die Strukturen, in welchen diese Missstände beobachtet wurden.

Interessant ist die Operationalisierung von Missständen in dieser Studie – JournalistInnen werden gefragt: „Ich möchte Ihnen einige Fragen zu Missständen und Verfehlungen bei Ihnen vor Ort stellen. Ich meine damit Zustände, die als Ärgernis empfunden werden, Dinge, die geändert werden müssen, Handlungen, die fragwürdig oder verwerflich waren. Es geht um solche Fälle ganz allgemein, nicht beschränkt auf die besondere Situation und Sichtweise“. (Kepplinger et al., 2002, S. 20)

Die Definition eines Missstandes ist in der Mainzer Studie sehr weit gefasst. Die Untersuchung identifiziert sachliche Gründe für Missstände, wobei diese unterschiedlich oft von den Befragten genannt wurden. Fehlentscheidungen (23 %), Mangelzustände (16 %) und Fehlentwicklungen (14 %) waren die am häufigsten genannten. Weitere sind: Unterlassungen und Passivität, Schäden, kriminelles und sittenwidriges Verhalten, Verfahrensmängel, Eigennutz, Missachtung legitimer Interessen (Kepplinger et al., 2002, S. 31–32). Die AutorInnen operationalisieren ihr Erkenntnisinteresse, indem sie die JournalistInnen nach Missständen befragen. Dieser Tatsache liegt eine Beobachtung des journalistischen Systems zugrunde, wonach JournalistInnen Probleme, welche sie als Ärgernis

Skandalierung bezeichnet, welche immer dem selben Prinzip folgt: „Der Missstand wird als gravierende Folge eines verwerflichen und vermeidbaren Fehlverhaltens angeprangert, wobei die Verwerflichkeit weniger aus der Schwere einer Regelverletzung resultiert als aus den minderwertigen Motiven seines Verursachers [...] Die Massenmedien besitzen in solchen Gesellschaften [hochindustrialisierten, TP] eine Schlüsselposition: Nur dann, wenn die Mehrheit der meinungsbildenden Medien die Skandalierung aktiv betreibt oder passiv rapportiert, sind Skandalierungsversuche erfolgreich“ (Kepplinger et al., 2002, S. 84).

Ein Skandal ist nicht etwa automatisch ein größerer Missstand, viel mehr gelingt es bei Skandalen, das schuldhafte Verhalten auf eine Person zurückzuführen. Zudem konnte beobachtet werden, dass erfolgreich skandalisierte Missstände häufiger Konsequenzen nach sich gezogen haben als nicht erfolgreich skandalisierte Missstände. Ob diese Konsequenzen überzogen waren, wird von den Forschenden allerdings offen gefragt. Zudem wird angemerkt, dass eine erfolgreiche Skandalierung die öffentliche Meinung insofern beeinflusst, als dass es als kaum vertretbar angesehen wird, der Meinung der Mehrheit zu diesem Thema in der Presse offen zu widersprechen. (vgl. Kepplinger et al., 2002, S. 95–96) Sich also einer anderen Rolle als derjenigen der Betroffenen anzuschließen wird damit zu einer offenen Provokation und sorgt für Irritation.

wahrgenommen haben, Dinge, die geändert werden müssen, die sie als fragwürdig oder verwerflich bestimmen würden, als Missstände bezeichnen.¹⁵

Die Studie ist besonders dort gewinnbringend, wo sie durch die Analyse einer Vielzahl von Fällen Strukturen offenlegt, die nun auch quantitative Aussagen zulassen. So stellen die AutorInnen fest, dass entgegen der Vorannahmen die meisten Missstände in der Gesellschaft nicht Teil eines komplexen Geflechtes von Missständen sind (vgl. Kepplinger et al., 2002, S. 31). Die Missstände sind in der Mehrheit punktuell. Auch konnte dargestellt werden, dass komplexe Missstände typischerweise durch die Passivität von Akteuren entstehen, was zu weiteren Missständen führen kann (vgl. Kepplinger et al., 2002, S. 33).

Für diese Arbeit erscheinen die folgenden Ergebnisse der Studie besonders interessant: Über die meisten Missstände, die InteressensvertreterInnen angaben, wurde auch in den Medien „zumindest gelegentlich“ berichtet (Kepplinger et al., 2002, S. 22). Trotzdem bemerken die AutorInnen, dass es unbestreitbar sei, dass „bemerkenswert viele Missstände existieren, die der Öffentlichkeit nicht bekannt werden, und dass sich diese Missstände in einigen Bereichen häufen.“ Besonders in kirchlichen Organisationen und im Handwerk haben sich diese Fälle gehäuft (Kepplinger et al., 2002, S. 64). Zu nennen sind auch Missstände, die sich in Bereichen ereignen oder zu finden sind, die keine eigene Interessensvertretung haben und damit außerhalb des Untersuchungsfeldes dieser Studie liegen, wie auch die AutorInnen anmerken (Kepplinger et al., 2002, S. 38). Damit sind dann etwa strukturelle Probleme von Familien oder im sogenannten „häuslichen Bereich“ gemeint.

Die AutorInnen kommen zu dem Schluss, dass die JournalistInnen bei den Regionalzeitungen in der Regel über alle Missstände berichten, die sie sehen. Insgesamt wurden von den JournalistInnen 439 Missstände identifiziert, von 428 berichten sie. Die AutorInnen halten allerdings fest, dass die JournalistInnen einige Entwicklungen und Angelegenheiten nicht als Missstände einschätzen, die von Betroffenen oder Interessensgruppen als eben solche eingestuft werden. Kepplinger et al. sehen die Ursachen darin in der journalistischen Werthaltung, welche die Nachrichtenauswahl betrifft: „Ein Grund der Publikationsentscheidung ist das Ziel, positiv empfundene Effekte auszulösen und negativ empfundene Effekte zu vermeiden. Die Berichterstattung ist in solchen Fällen eine Folge der ‚instrumentellen Aktualisierung‘ von Geschehnissen, die geeignet sind, dieses Ziel zu erreichen. Sie werden dem jeweiligen Ziel entsprechend, hoch- oder heruntergespielt“ (Kepplinger et al., 2002, S. 72). Die JournalistInnen verfolgten laut Kepplinger also insbesondere die Missstände, bei denen sie selbst, etwa durch eine kontinuierliche Berichterstattung, einen wichtigen Part für die Lösung des Problems spielen können. Diese These wird attestiert durch Aussagen von JournalistInnen, die es als gerechtfertigt ansehen, Missstände übertrieben darzustellen, wenn es im Interesse der Beseitigung des Missstandes ist.

¹⁵ Missstand/kein Missstand wird in dieser Studie als Code des Systems des Investigativjournalismus identifiziert. Dass der Missstand als bedeutendes Kriterium zur Definition des Investigativjournalismus bekannt ist, wird in den Schlussbetrachtungen dieser Arbeit abschließend reflektiert.

Dass Missstände im Sozialbereich aus diesem Grund häufiger unberücksichtigt und sogar „deutlich unterrepräsentiert“ (Kepplinger et al., 2002, S. 73) bleiben und in der Politik leicht überrepräsentiert sind, soll dies aus Sicht der VerfasserInnen der Studie nochmals bestätigen.

Für die Berichterstattung über Missstände wurde auch erhoben, ob Betroffene genannt wurden. In 73 % der Fälle wurden Betroffene des Missstands identifiziert. Dabei ließ sich feststellen, dass der Missstand umso gravierender dargestellt wurde, wenn Menschen betroffen waren (wiederum umso gravierender, wenn es um Kinder ging, als wenn es etwa um Alte ging). Auch wurde der Missstand als schwerwiegender dargestellt, wenn arme Menschen betroffen waren, als wenn es Reiche traf (Kepplinger et al., 2002, S. 38). Feststellen ließ sich, dass in nur 3 % Familien und in nur 1 % religiöse Gruppen als die Leidtragenden erwähnt wurden. In 24 % der Fälle ging es hingegen um Betroffene, die zu einer wirtschaftlich definierten Gruppe oder Organisation zählten – wie ArbeitnehmerInnen oder einzelne Unternehmen, Berufszweige oder etwa Interessensgruppen wie MieterInnen. Zwar merkten die AutorInnen der Studie an, dass das Fehlen von Missständen Familien betreffend auch auf die mangelnde Vertretung von Lobbyorganisationen für Familien sein kann, daher mag ein Teil der Problematik in der Anlage der Studie begründet sein (Kepplinger et al., 2002, S. 38, 54). Dass diese jedoch als Betroffene geradezu nicht in Erscheinung treten, deutet auf eine Verzerrung der journalistischen Beobachtung zuungunsten dieser sozialen Gruppe hin.

Besonders interessant ist auch die Perspektive, die sich aus der ex-post Untersuchung der berichteten Missstände ergibt. Die Forschenden konnten festhalten, dass sich die Missstände aus Sicht der befragten BeobachterInnen und AkteurInnen selten verbessert hatten. Ein Zehntel der Sachverhalte wurde als abgeschlossen betrachtet. 75 % der Missstände dauerten noch an und die Befragten sahen den „Fall“ nicht als abgeschlossen. In 69 % hatte sich seit Beginn nichts verändert. Insgesamt hat sich in nur 1 % der Fälle etwas verbessert, in 5 % etwas verschlechtert.

Im Übrigen zeigte sich, dass in der Politik und auch in der Wirtschaft die Risiken (wie auch die Chancen) für die Akteure deutlich größer sind, die mit einer Veröffentlichung des Missstands einhergehen, als etwa im Sozialbereich. Kepplinger et al. führen dies auf die nicht weiter erläuterten persönlichen Eigenschaften der JournalistInnen zurück: Missstände, die auf Eigennutz der Verantwortlichen zurückzuführen seien, würden besonders gut „den Vorstellungen der Journalisten entsprechen“ (Kepplinger et al., 2002, S. 65).

Kepplinger et al. werfen auch die Frage auf, weshalb JournalistInnen andere Sachverhalte als Missstände betrachten als die VertreterInnen der Interessensgruppen, die sie nach Missständen in ihrem Feld befragt haben. Sie sehen dies entweder in der Persönlichkeit der JournalistInnen begründet oder es ist eine Sichtweise, die die JournalistInnen „als Konsequenz der Rolle“ (Kepplinger et al., 2002, S. 57) einnehmen. Diesen Gesichtspunkten kann in dieser Arbeit weiterführend nachgegangen werden, in Kapitel 2.2 wird sich mit den Aspekten von Beruf, Persönlichkeit und Sozialisation im Beruf genauer befasst. Kepplinger et al. ziehen zur Klärung der Frage unterschiedlicher Sichtweisen die Attributionstheorie heran, wonach zwischen Handelndem/Handelnder (InteressensvertreterInnen) und

Beobachter/Beobachterin (JournalistInnen) ein Unterschied der Perspektive besteht: „Der Handelnde sieht die äußeren Bedingungen, von denen er sich abhängig fühlt, und führt folglich sein Handeln auf die Charakteristika der Situation zurück. Der Beobachter sieht dagegen die Handlungen, deren Bedingungen er kaum kennt, und führt sie dementsprechend auf die Persönlichkeit der Handelnden zurück.“ (Kepplinger et al., 2002, S. 58)¹⁶ Die ForscherInnen sehen dies bestätigt, denn JournalistInnen unterstellten Personen sehr häufig Fehlverhalten oder Eigennutz, was schließlich als Grund eines Missstands durch die JournalistInnen ausgemacht wird, während die InteressensvertreterInnen vorwiegend strukturelle Probleme als ursächlich benennen (Kepplinger et al., 2002, S. 58).

1.5 Status quo von Journalismus und Investigativjournalismus

Massive Veränderungen der Umwelt, wie sie aktuell unter verschiedenen Stichworten wie Digitalisierung, Datafizierung oder etwa Medialisierung benannt werden, betreffen auch den Journalismus. Gerade die Konsequenzen der Digitalisierung stellen heute oftmals einen prominenten Teil der Krisenbeschreibung des Journalismus dar. So haben die großen Internetkonzerne auf die Arbeit im Journalismus massiven Einfluss, sei es in Bezug auf Nutzungsmöglichkeiten, die Schaffung neuer Werbemöglichkeiten und den Wegfall des traditionellen Anzeigengeschäfts. Neue Vermarktungs- und Werbemöglichkeiten stellen den Journalismus finanziell schlechter (Lobigs, 2018). (Nielsen, 2016)

Cornelia Mothes macht vier Herausforderungen aus, denen sich der professionelle Journalismus heute aufgrund der Konkurrenzsituation auf dem Informationsmarkt und der dadurch befeuerten Kommerzialisierungsspirale gegenübersteht: „einem Qualitätsverlust journalistischer Inhalte, einer Entgrenzung sowie einem Glaubwürdigkeitsverlust der journalistischen Profession und einer sinkenden Nachfrage nach journalistischen Kernprodukten.“ (Mothes, 2014, S. 19)

Durch das Internet seien vor allem Kommerzialisierungstendenzen innerhalb des Mediensystems das Problem (vgl. Mothes, 2014, S. 47). Die Beschreibungen der Krise reichen von der Feststellung einer „Verunsicherung“ (Weichert et al., 2010, S. 12) bis hin zu „Niedergang“ (Neuberger, 2000, S. 15) oder „Ende“ (Altmeppen, 2000, S. 123) des Journalismus. (Vgl. Mothes, 2014, S. 47)

Durch das Internet entstand ein neuer Zugang zu Informationen für JournalistInnen und alle Nicht-JournalistInnen. Dies beeinflusst die Arbeitsroutinen und Informationsbeschaffung der JournalistInnen (W. Schneider & Raue, 2016, S. 27–28; Springer & Wolling, 2008). Die technischen Bedingungen und Möglichkeiten haben seit jeher Einfluss auf die journalistische Arbeit, die Nachrichtenauswahl und das Endprodukt (Birkner, 2012, S. 36). Dies gilt auch heute und auch für den Investigativjournalismus, wie vielfach festgehalten worden ist (Hahn & Stalph, 2018; Leigh, 2019b).

¹⁶ Adressiert wird die Frage, wie sich der Beobachtungsmodus von InvestigativjournalistInnen von dem anderer JournalistInnen und dem von anderen Personen allgemein unterscheidet. Verdeutlicht wird dies in Kapitel 4.5.3 Sozialdimension: der Beobachtungsmodus des Investigativjournalismus.

Obwohl das Publikum ein großes, lokal orientiertes Informationsbedürfnis hat und der Lokalteil von Zeitungen das am stärksten genutzte Ressort ist (Arnold & Wagner, 2018; Pöttker & Vehmeier, 2013, S. 9), sind viele Lokalredaktionen – ob in Print, Rundfunk oder digitalen Medien – von Zusammenlegungen und Stellenstreichungen betroffen. Strukturell lässt sich beobachten, dass der Konzentrationsgrad auf dem lokalen Zeitungsmarkt seit Jahren steigt. Redaktionen werden zusammengelegt oder ganz aufgelöst, Ausgaben eingestellt und Zeitungen aufgekauft. Zudem fehlen innovative Ideen und Geschäftsmodelle (vgl. Möhring & Keldenich, 2015, S. 11).

Als Gründe gelten der Rückgang der Auflagen durch sinkende Abonnements, weniger Einnahmen durch Werbung und die damit verbundenen Finanzierungsschwierigkeiten (Möhring & Keldenich, 2015, S. 16–17). Die Bedeutung insbesondere von Lokalzeitungen ist in einer Gesamtschau weiterhin relevant: „Von den 13,5 Millionen täglichen Zeitungsexemplaren insgesamt entfallen nämlich 10,7 Millionen - also rund 80 % - auf regionale und lokale Titel“ (Grimberg, 2020b). Die Überregionalen kommen hingegen insgesamt nur auf 900.000 Exemplare täglich (6,7 %) und die Boulevardblätter zusammen auf knapp zwei Millionen (14 %) (vgl. Grimberg, 2020b).

Der Lokaljournalismus ist damit ein verkanntes Ressort (Pöttker & Vehmeier, 2013), er wird trotz seiner eminenten Bedeutung für die Gesellschaft und als größtes Feld des Journalismus „sträflich vernachlässigt“ (Pöttker & Vehmeier, 2013, S. 9), und zwar von Medienpolitik, Journalismus und auch in der Wissenschaft (einen Überblick zur bisherigen Forschung bieten Arnold & Wagner, 2018). Sowohl durch die Forschung als auch durch den Journalismus selbst werden seit sechzig Jahren die warnenden Vorhersagen über das Ende des Lokaljournalismus ausgerufen (Möhring & Keldenich, 2015, S. 11).

Die Lokalberichterstattung steht seit der Auseinandersetzung mit ihr in den 1960er-Jahren in der Kritik. Diese richtet sich gegen die Oberflächlichkeit, denn gerade in der Lokalberichterstattung mangelt es oft an Hintergrundinformationen. Dieses Defizit wurde bereits in den 1960er-Jahren festgestellt und setzt sich laut einer Untersuchung von Lokalzeitungen und deren Onlineauftritten heute weiter fort (Arnold & Wagner, 2018). Zudem wird festgehalten, dass die Lokalberichterstattung zu unkritisch gegenüber den lokalen Eliten ist (Arnold & Wagner, 2018). Dies verweist bereits darauf, dass investigative Recherche nicht in der Fläche festgestellt werden kann. Auch für das Lokalfernsehen konnte dies bestätigt werden, man brauche „einen guten Draht“ (Boldt-Schüler, 2013, S. 239), um Informationen zu erhalten, und daher sei eine kritische journalistische Arbeit nicht zu erwarten. Bei den dritten Programmen des Öffentlich-Rechtlichen sah dies zumindest laut eigenen Angaben in der Befragung anders aus: Es wird in Kauf genommen, dass PolitikerInnen verstimmt auf Berichte reagieren – ein „Regulativ“ sei, dass die ReporterInnen bis auf wenige VJs (VideojournalistInnen), nicht alleine unterwegs seien. Ein ganzes Team ist in den Dreh sowie bei der Bearbeitung des Berichts involviert und die ReporterInnen übernehmen das Schneiden der Berichte beim Öffentlich-Rechtlichen nicht selbst (Boldt-Schüler, 2013, S. 239–240). Dass nicht überall in der lokalen Berichterstattung redaktionelle Routinen wie die eines Vier-Augen-Prinzips zur Normalität des Arbeitsalltags gehören, tritt an dieser Stelle deutlich als Qualitätsdefizit hervor.

Dass heute vor dem Hintergrund sinkender Einnahmen durch Abonnements und Werbeeinnahmen das Qualitätsproblem, welches im Mangel kritischer und investigativer Recherchen ausgemacht werden kann, schwerer zu adressieren ist, wird ebenso deutlich. Gute Berichterstattung, so auch im Lokalen, bedarf Ressourcen: „Regelmäßige Anrufe bei Lokalpolitikern, Teilnahme an Hintergrundgesprächen und Besuche öffentlicher Veranstaltungen usw.“ (Boldt-Schüler, 2013). Für den Lokaljournalismus im Fernsehen stellt Boldt-Schüler fest, dass einige, vor allem private Sender „aus Kapazitätsgründen“ ihren Anspruch aufgegeben haben, exklusive Geschichten zu senden – und dies auch kommunizieren (Boldt-Schüler, 2013, S. 238). Dass die lokalen privaten Sender damit einen zentralen journalistischen Anspruch aufgeben (siehe Kapitel 2.4.2), deutet darauf hin, dass sie nicht mehr zum journalistischen System zuzuordnen sind. Einzelne JournalistInnen finanzieren umfangreiche und rechercheaufwendige Berichte selbst, wenn sie diese für wichtig erachten und sich auf ihr Selbstverständnis als JournalistInnen berufen (Boldt-Schüler, 2013). Diese Feststellungen lassen wenig Hoffnung auf einen strukturell verankerten Investigativjournalismus in der Lokalberichterstattung übrig.

Alternative Finanzierungsformen werden für den Lokaljournalismus wichtiger. Für prestigeträchtige Projekte des Investigativjournalismus konnten sich international große FörderInnen begeistern und ermöglichten damit hochklassige Recherchen, die einen großen Impact entfalten konnten (zum Beispiel ICIJ). Dabei spielte der Schwerpunkt auf das Lokale eine untergeordnete Rolle. Eine bekannte Ausnahme ist etwa die Lokalausgabe des stiftungsfinanzierten Investigativmediums Correctiv für das Ruhrgebiet.

Staatliche Förderung des Journalismus steht unter dem Verdacht, die Unabhängigkeit der Berichterstattung zu gefährden. Dennoch fördert die Bundesrepublik beispielsweise die durch die Einführung des Mindestlohns entstandenen höheren Kosten für die Zustellungen insbesondere der Lokalzeitungen und die „digitale Transformation des Verlagswesens“ mit 220 Millionen Euro in der Coronakrise. Die Begründung ist, dass die Coronakrise gezeigt habe, wie wichtig eine Berichterstattung ist (vgl. Grimberg, 2020a). Allerdings gibt es laut der JournalistInnengewerkschaft DJU keine überprüfbaren Zahlen darüber, welcher Zeitung es tatsächlich wie schlecht gehe, die wirtschaftliche Situation variere je nach Standort (Grimberg, 2020a).

Ein Problem, mit dem der Investigativjournalismus konfrontiert sein kann, betrifft das Verhältnis von Verlag und Redaktion bei privatkommerziellen Medien. Der Grundsatz der Trennung von Verlag und Redaktion muss permanent verteidigt werden, wie in dieser Arbeit nicht zuletzt gezeigt werden wird. Jedoch gelingt die Verteidigung dieses Grundsatzes nicht immer. Einerseits können Verlage mit Blick auf Anzeigenkunden auf eine Berichterstattung drängen, welche diese in ein positives Licht rückt bzw. darauf drängen, dass über Missstände nicht berichtet wird. Andererseits kann es auch darum gehen, persönliche Belange von Personen des eigenen Netzwerks zu schützen. Beispielhaft kann dies an einem Konflikt aus Herbst 2021 verdeutlicht werden. JournalistInnen von Buzzfeed hatten zu dem angeblichen Mobbing, Begünstigungen und dem toxischen Arbeitsklima unter dem Chefredakteur der BILD, Julian Reichelt, und den harmlosen Konsequenzen recherchiert (vgl. Niggemeier, 2021). Der Verlag von

Buzzfeed, der Ippen Verlag, mischte sich in die redaktionelle Arbeit seiner Onlineplattform BuzzFeed und anderer Publikationen des Verlags ein und verhinderte die Veröffentlichung der Rechercheergebnisse. Der Verleger Ippen hatte die Plattform BuzzFeed Deutschland selbst kurz zuvor erworben (von Blazekovic, 2020). Vertreter von Axel Springer (Verlag der BILD) hatten „hochrangigen Ippen-Verlagsleuten“ im Hintergrund nahegelegt, die Veröffentlichung zu stoppen, in der das Fehlverhalten durch den zu dieser Zeit tätigen Chefredakteur bei der BILD, Julian Reichelt, und die mangelhafte Aufarbeitung dieser Taten durch den Verlag dargelegt wurden (Niggemeier, 2021).

Ans Licht kam die Verhinderung der Berichterstattung bei BuzzFeed nicht durch ein deutsches Medium, sondern durch die New York Times im Internet am 17.10.2021, dann in der gedruckten Ausgabe auf der Titelseite am 18.10.2021 unter der Überschrift „New Owner of Politico May Be Stuck in the Past“. Daraufhin auch in Deutschland durch die BuzzFeed-JournalistInnen, welche in dem Skandal recherchiert hatten, allerdings beim Konkurrenzmedium Spiegel (online spät am 18.10.2021).¹⁷ Druck der US-amerikanischen Beteiligungsgesellschaft KKR, die große Anteile am Springer Konzern hält, habe auf die Entlassung von Reichelt gedrängt, um Schaden vom Verlag abzuwenden (vgl. Kerler, 2021). Die Veröffentlichung der prestigeträchtigen New York Times hat als Korrektiv gewirkt und zuletzt nicht nur den Missstand im Axel Springer Verlag, sondern auch des Ippen Verlags und damit die deutsche Verlagslandschaft insgesamt adressiert.

Dieses Fallbeispiel problematisiert die Rolle der Verlegerin/des Verlegers. Schnell (2016, S. 379) kritisiert, dass die Persönlichkeit der Verlegerin/des Verlegers mit Visionen, die journalistischen Produkte weiterzuentwickeln, abgelöst wurde durch Personen mit Managementausbildung. Diese Personalauswahl wirke sich auf die gesamte Organisation des Medienhauses aus und verändere damit auch ihren Journalismus.

Einerseits wird die Trennung von Verlag (Vermarktung) und Redaktion (journalistischer Arbeit) als zentrales Element der Autonomie starkgemacht (siehe Kapitel 2.4). Andererseits benötigt ein starker Investigativjournalismus Rückendeckung durch den Verlag. In dieser Arbeit wird dargestellt, dass der Investigativjournalismus als Aushängeschild der Verlagsprodukte dient, er aber auch Ressourcen benötigt und damit einen Vertrauensvorschuss für die eigene Arbeit, welche im Zweifelsfall nicht mit dem Verlag im Detail besprochen werden kann. Investigativjournalismus bedarf der Unterstützung und

¹⁷ Die Veröffentlichung auf der Website der NYT (unter der Schlagzeile „At Axel Springer, Politico’s New Owner, Allegations of Sex, Lies and a Secret Payment“) kritisiert insbesondere das Verhalten des Verlegers der BILD bei der Axel Springer SE, Döpfner. Der Artikel stellt klar, dass die männerbündische toxische Firmenkultur in den USA – nicht wie etwa in der Bundesrepublik – abgelehnt wird (vgl. Grimm, 2021). Relevant wurde dieses Thema für die NYT, da der Springer Verlag kurz zuvor auch Ambitionen auf dem US Markt entwickelt hatte und das Medium „Politico“ gekauft hatte. Es ging dem Autor der NYT, Ben Smith, also eher darum, den Managementstil eines nun auch in den USA operierenden Verlagshauses aufzuzeigen, als um den Posten des Chefredakteurs der BILD. Leonard Novy betont, dass die Berichterstattung der NYT von den Ambitionen des Springer Verlags als internationaler Player abhing: "Zum einen hätte es die Berichterstattung der New York Times ohne den Kauf des US-Politikportals [Politico, T.P] kaum gegeben. Zweitens hat auch Springer nur wegen der Bedeutung dieses Prestige-Deals und des US-amerikanischen Marktes insgesamt so schnell reagiert" (Kerler, 2021).

des Vertrauens bei der Recherche von Missständen und der Rückendeckung insbesondere in Bezug auf die juristische Vertretung vor und nach der Publikation (siehe Kapitel 5).

Die Innovationen der letzten zwei Jahrzehnte haben den Journalismus und seine Routinen verändert. Es herrscht Unsicherheit über den Pfad, den die Entwicklungen nehmen werden und welche Bedeutung der künstlichen Intelligenz und der automatisierten Herstellung von medialen Inhalten zukommen. Hinzu kommen Fragen darüber, welchen Stellenwert sie in der öffentlichen Kommunikation ggf. auch im Gegensatz zu menschengenerierten Aussagen haben werden oder haben *sollten*. Der sogenannte Roboterjournalismus¹⁸ oder „automated journalism“, welcher automatisiert Informationsbausteine in vorgefertigte „Lückentexte“ einfügt oder je nach Information Textbausteine ergänzt (Kaiser, 2018), hat bereits Ethik-Fragen hervorgerufen (Frerichs, 2018). Heute findet er hauptsächlich Anwendung in der Darstellung von regionalen Wettervorhersagen, Sportergebnissen oder für die Darstellung von Wahlergebnissen (auf lokaler Ebene). Dass sich dieser Einsatz schnell auf andere Bereiche im Journalismus ausweiten kann, verdeutlichen Sprachprogramme wie ChatGPT. Diese Beispiele zeigen, dass sich der Journalismus weiter verändert und mit den technischen Möglichkeiten ggf. weitere Ansätze der Ausdifferenzierung des Systems des Journalismus ankündigen. Die Anforderungen an die einzelnen JournalistInnen verändern sich in der digitalen Gesellschaft, denn Kenntnisse darüber, wie Daten erworben und ausgewertet und die Auswertungsergebnisse auf ihre Qualität und Aussagekraft hin bewertet werden dürfen, müssen bei den JournalistInnen für eine seriöse Berichterstattung vorhanden sein. Die Notwendigkeit für einen (Investigativ)Journalismus, mit Daten umgehen zu müssen, ist allerdings nicht neu. Es wurde für JournalistInnen als unerlässlich angesehen, dass sie sozialwissenschaftliche Methodenkenntnisse für ihre Arbeit beherrschen (Lehren, 2018)¹⁹. Doch gerade die gesamtgesellschaftliche Datafizierung erfordert eine Anpassung des Journalismus (Bradshaw, 2018, S. 20; Hahn & Stalph, 2018, S. 2). Der Zugang zu Datenmengen und ihre Auswertung ermöglicht journalistische Recherchen, die vorher nicht realisierbar waren – dabei fallen heute z. B. Recherchen zu Klimaerwärmung ein, die einen Zugang etwa zu unzähligen Messdaten notwendig machen, aber auch Daten wie solche zur Pünktlichkeit von Zügen oder Statistiken zur Polizeigewalt. Einerseits sind es Daten, die digital verfügbar und damit auswertbar sind, andererseits welche, die JournalistInnen als Interna zugespielt werden und eigentlich nicht für die Öffentlichkeit gedacht waren: „The journalistic use of data has peaked once widespread access to the Internet has become available.“ (Hahn & Stalph, 2018, S. 7) Hahn und Stalph sprechen von „‘hybrid’ journalists“, die ihre journalistische Arbeit

¹⁸ Die automatische Produktion journalistischer Texte wird zwar als Roboterjournalismus bezeichnet, aber statt des Begriffs des Roboters sollte man korrekterweise von einem „Bot“ sprechen, denn es handelt sich um Programme, die automatisch durch festgelegte Algorithmen eine Aufgaben erfüllen (vgl. Frerichs, 2018).

¹⁹ Der Investigativjournalist Andrew Lehren berichtet dazu aus seiner frühen Karriere: „Then other journalists started saying that if I learned how to use a spreadsheet, I could begin to do a better job going through public records. If I learned how to use a database manager, I could go bigger. I paid my way to go to some of the first seminars for journalists in the United States to see if this would live up to its promise. I became hooked.“ (Lehren, 2018, S. 10)

kombinieren mit sozialwissenschaftlichen Methoden der Datenauswertung. Sie bezeichnen diese JournalistInnen als „journo-coders, data journalists, programmer-journalists“ (Hahn & Stalph, 2018, S. 7).

Der Investigativjournalist Lehren legt dar, dass die Auswertung von Daten und die reinen technischen Kompetenzen nicht ausreichen, um Missstände aufzudecken. Er kritisiert daher auch die Unbeschwertheit im Umgang mit Informationen und Daten. Daten können unvollständig oder falsch sein, es können wichtige kodifizierte Inhalte auf Dokumenten vermerkt sein, die erst einmal entschlüsselt werden müssen und es muss nicht zuletzt erarbeitet werden, warum bestimmte Dokumente überhaupt gesammelt und dann vor der Öffentlichkeit unter Verschluss gehalten wurden. Diese Untersuchungen gehen einher mit seiner Überzeugung, dass die Datenrecherche und Aufarbeitung den Anfang einer journalistischen Recherche darstellen: „[Y]our job was to find the story – the important journalism – and find an engaging way to incorporate it in the telling.“ (Siehe auch Bradshaw, 2018, S. 22; Lehren, 2018, S. 10). Datenrecherchen und die Ergebnisse ermöglichen es, die richtigen Fragen zu stellen, z. B. warum Suizidraten von ehemaligen SoldatInnen systematisch unterschätzt werden oder wieso es bei bestimmten Krankenhausoperationen immer wieder zu schwerwiegenden Komplikationen kommt (vgl. Lehren, 2018, S. 15–16).

Die genannten Aspekte von Roboterjournalismus bis zur Verfügbarkeit von großen Datenmengen adressieren damit auch die Fragestellung, inwieweit der Faktor Mensch für einzelne ausgewählte journalistische Leistungen ersetzt werden kann. Es geht aber auch um die Frage, welche Kompetenzen im Journalismus zentral sind. Einerseits werden Anforderungen an den Umgang mit digitalen Daten gestellt, auf der anderen Seite eine Aufmerksamkeit für Details und ein hermeneutisches Vorgehen auf der Suche nach der „Story“ betont. Welche Rolle wird der *human factor* in einem künftigen Journalismus haben? In Bezug auf die Datafizierung der Gesellschaft stellt sich dann auch die Frage, ob im Prozess der maschinellen Selektion von Umweltereignissen überhaupt von einem Journalismus gesprochen werden kann, oder ob er per Definition an das (menschliche) Beobachten und Unterscheiden gebunden ist, welches nicht auszulagern ist, sei es aus normativer oder definatorischer Sicht.

Die sogenannten „Legacy Media“ stünden sehr schlecht dar, was sich auch darin widerspiegelt, dass sie kaum noch alleine große bahnbrechende Recherchen vorantreiben könnten: „The giant Internet tech firms have sucked the money out of them (Legacy Media, TP). No single organisation can nowadays easily produce massive, unanswerable investigations which dominate the culture“ (Leigh, 2019b, S. 3). Über Organisationen und Vereine wie The International Consortium of Investigative Journalists (ICIJ), Investigate Europe, Pro Publica oder European Investigative Collaborations (EIC) sichern sich die beteiligten Medien Zusammenarbeit und Solidarität zu. Gemeinsame Auswertungen von großen Daten-Leaks werden so zum Beispiel über die gemeinsame Organisation vorangetrieben. Dabei spielt es auch eine Rolle, dass die JournalistInnen aus unterschiedlichen Regionen jeweils exklusiv mit regionalen Medienhäusern auch ein unterschiedliches Publikum adressieren. Sie treten so nicht zueinander in Konkurrenz um KäuferInnen ihrer Produkte. Unter einem Sparzwang stehend, sei es auch heutzutage

kaum noch möglich, als einzelne Redaktion einen großen Scoop zu „landen“: „No single organisation can nowadays easily produce massive, unanswerable investigations which dominate the culture, as the once-famous *London Sunday Times* Insight team used to do“ (Leigh, 2019a kursiv im Orig.). Die Schlagkraft solcher global orchestrierten Veröffentlichungen zeigte sich bei den Publikationen rund um einen Datenleak, der unter dem Namen Panama Papers bekannt wurde.

Neue Formen der Zusammenarbeit, die Datafizierung des gesellschaftlichen Lebens und die damit einhergehende Verfügbarkeit ebendieser Daten, die Möglichkeit des (sicheren) (Daten-)Austausches über große Distanzen hinweg und der hohe Ausbildungsstandard vieler JournalistInnen, lässt einen positiven Blick auf den Investigativjournalismus zu. Auch JournalistInnen und ForscherInnen sprechen von einem „Golden Age“ des Investigativjournalismus (Leigh, 2019a, S. 197; Megan Lucero *Panel Discussions: A golden age of investigative reporting?*, 2016), oder von „Years of data, years of leaks“ (Alessandro Accorsi, *Panel Discussions: A golden age of investigative reporting?*, 2016), die in kurzen Abständen international sehr geachtete Recherchen erwarten lassen.

Zusammenarbeit unter JournalistInnen geschieht allerdings nicht nur auf internationaler und großer Bühne, auch FachjournalistInnen kooperieren, ohne darauf speziell aufmerksam zu machen. JournalistInnen, die bei ihren Recherchen in gefährliche Situationen geraten, profitieren davon, sich mit anderen JournalistInnen zusammenzutun. Insbesondere für freie JournalistInnen können diese Kooperationen essenziell sein. Sie teilen auch Rechercheergebnisse, um Missstände beweisen zu können oder die Einschätzungen ihrer FachkollegInnen abfragen zu können (Ludwig, 2003, S. 168–176).

Eine Entwicklung der seit der Amtszeit von Donald Trump bringt laut David Leigh den Investigativjournalismus in Gefahr. Wahrheit und Fakten werden infrage gestellt:

„Many Western journalists, myself included, were brought up with ideals that now feel almost naive. Believing that we help to make democratic societies work better, we were professionally occupied with attempts to distinguish fact from fiction. Our quest [die der InvestigativjournalistInnen seiner Generation, TP] was to establish what actually was, or was not the case. So we found it very jolting in the twenty-first century, when truth itself became a despised notion.“ (Leigh, 2019b, S. 1).

Der besondere Anspruch des Investigativjournalismus wird dabei bereits adressiert: Die Wahrheit zu veröffentlichen, z. B. über Regierungsvorhaben, willkürliche Gerichtsentscheidungen, Korruption oder unfaire Geschäftsstrategien von Großunternehmen.

Das Infragestellen von Fakten behindert die Funktion des Journalismus und des Investigativjournalismus im Speziellen (Kumkar, 2022, S. 90–110; vgl. Leigh, 2019a, S. 2). Kumkar (2022) arbeitet heraus, dass alternative Fakten Unsicherheit erzeugen. Sie heben das unter normalen Umständen Irrelevante hervor. Diese Unschärfen erzeugen ein künstliches „Rauschen“ (Kumkar, 2022, S. 92). Die Unsicherheiten, die alternative Fakten erzeugen, behindern die Funktion des

Investigativjournalismus, welche in der Bekanntmachung von Missständen im Medium der Publizität liegt (siehe Kapitel 6.1), da das Grundrauschen des Irrelevanten und das Infragestellen der geprüften Wahrheiten die Aufmerksamkeit von den Missständen ablenken. Durch die Störung und Ablenkung des Publikums wird der Investigativjournalismus in seiner Steuerungsfunktion gehindert (Mölders, 2019). Der Journalismus hat den Verlust des Informationsmonopols zu beklagen. Der Verlust des Informationsmonopols wirkt in zweifacher Hinsicht: Einerseits verliert die Aufgabe der Nachrichtenübermittlung durch die JournalistInnen durch das World Wide Web und der Möglichkeit, den Journalismus als Gatekeeper umgehen zu können, ihre Exklusivität. Andererseits erhalten Laien die Möglichkeiten, selbst zu publizieren. Dieser Aspekt ist besonders aus berufssoziologischer Sicht interessant, denn die Grenzen des Berufsfelds werden angegriffen (siehe Kapitel 2.2), wenn Personen publizieren, die zuvor nicht durch die traditionellen Medien eingestellt worden sind und damit die teilformalisierten Zugänge zum Beruf nicht passieren mussten. Die Tatsache, dass das ehemalige Publikum selbst zu ProduzentInnen werden kann und Inhalte ohne redaktionelle Routinen auch selbst veröffentlichen kann, stellt für den Journalismus ein Problem dar (Mothes, 2014). Das Monopol zu informieren, liegt nicht mehr ausschließlich bei denjenigen, die die Massenmedien mit ihren Inhalten befüllen, sondern kann von Interessengruppen wie auch interessierten Laien selbst genutzt werden. Personen können über Social Media direkt mit ihren FollowerInnen in Kontakt treten und ein Hinterfragen von Relevanz und Richtigkeit sowie die Frage nach ethischer Richtigkeit der Veröffentlichung, wie es idealtypisch durch den Journalismus erfolgt, umgehen. Diese Problematik verdeutlicht auch, dass die Gatekeeperfunktion des Journalismus schwindet. Die Möglichkeiten, sich ohne Gatekeeper Aufmerksamkeit zu verschaffen, versetzen den Journalismus in eine neue Situation. Neue Akteure sind durch Social Media in den Vordergrund gerückt: Z. B. sogenannte Influencer, die sich durch Werbung finanzieren, ebenso wie sich über eine räumliche Distanz formierende Bewegungen oder auch die klassischen BloggerInnen (zu Letzteren siehe insbesondere Mothes, 2014). Neben Themen, die dem herkömmlichen Journalismus entgangen sind oder die für ihn als irrelevant galten, können diese neuen Formen der öffentlichen Kommunikation auch ungeprüfte Informationen und im Zweifelsfall Unwahrheiten an ein großes Publikum weitergeben. Aber auch die Routinen des Journalismus selbst haben sich durch die neuen technischen Möglichkeiten in den letzten zwei Jahrzehnten verändert: Eine Nachricht, eine Eilmeldung oder eine Reportage kann sich heute aus einem für alle Menschen einsehbaren Social Media-Post ableiten. „Für den politisch-publizistischen Bereich hat sich jedoch Twitter zum Taktgeber für Journalist_innen und Politiker_innen gewandelt. Twitter ist ein schnelles, umstrittenes und globales Elitenmedium, das die Stellung traditioneller Nachrichtenagenturen marginalisiert hat.“ (Institut für Medien- und Kommunikationspolitik, o. J.). Insbesondere Twitter dient im Journalismus als Lieferant für Zitate und als Quelle für neue Themen. Damals handelte es sich um eine neue Selbstverständlichkeit, welche spätestens seit der Wahl des Präsidenten Donald Trump auch die letzten KritikerInnen davon überzeugt, dass politische Kommunikation über Social Media kein Randphänomen mehr darstellt: „Twitter wird

genutzt, um die Basis [der Partei, TP] zu adressieren und Gegner zu diskreditieren, aber auch dazu, mit internationalen Akteuren zu kommunizieren.“ (Institut für Medien- und Kommunikationspolitik, o. J.) Die Frage ist, auf welche Abgrenzungskriterien sich der Journalismus beruft, will der Berufsstand seine Alleinstellungsmerkmale gegenüber anderen KommunikatorInnen herausarbeiten.²⁰

Drezner und Farrell haben 2004 anhand des zweiten Irakkriegs herausgearbeitet, dass insbesondere in Zeiten einer großen Unsicherheit und in (internationalen) Krisen, in denen ReporterInnen nicht direkt von vor Ort berichten, Blogs die wichtige Funktion einnehmen, einerseits die JournalistInnen der großen Medien selbst zu informieren, wie auch ein kleines Publikum mit Spezialinteressen zu bedienen. Während Blogs oder etwa Wikipedia im journalistischen Arbeitsalltag eine untergeordnete Rolle spielen (Springer & Wolling, 2008), bilden Situationen ohne Zugang zu anderen verifizierten Informationen offenbar eine Ausnahme: Blogs und ihre VerfasserInnen sind in Krisensituationen einflussreich darin, die Agenda zu setzen (Drezner & Farrell, 2004). Dieser Entwicklung wohnt etwa 20 Jahre später eine Krisenbeschreibung inne. Einflussreiche BloggerInnen schaffen Räume, in denen Personen z. B. mit Falschinformationen unter sich bleiben können. Klein (2012) nennt das Netz eine Spielwiese für Hass-Gruppen, die durch das sogenannte „information laundering“ „alternative Realitäten“ schaffen.

Es gilt für Wahlkämpfe, bei Skandalen oder in Kriegen, betrifft aber auch Zeiten der Pandemien: Es besteht die Gefahr, dass der Journalismus seine Informationsfunktion in diesen Momenten an eine Vielzahl von Nicht-Professionellen abgibt oder sie sich mit ihnen teilen muss. Diese KommunikatorInnen können politisch motiviert sein, z. B. staatlich gelenkt wie etwa Russia Today, oder einem politisch extremen Spektrum angehören. Del Vicario et al. (2016) haben in einer großen Studie das Vorhandensein von sogenannten Echo-Kammern auf Facebook festgestellt, in denen Gerüchte und Weltansichten sowie die Verbreitung von Falschnachrichten und Verschwörungsmethoden Weiterverbreitung finden: „[W]e show that information related to distinct narratives – conspiracy theories and scientific news – generates homogeneous and polarized communities (i.e., echo chambers) having similar information consumption patterns“ (Del Vicario et al., 2016). Besonders erwähnenswert ist dabei, dass sich die BloggerInnen von Falschnachrichten oder Verschwörungsmethoden einem Muster bedienen, welches sonst einem Investigativjournalismus vorbehalten war: Sie zeigen, wie sie vermeintliche Lügen und vermeintliche Verschwörungen aufdecken. Sie versuchen – jedoch oftmals ohne Fakten oder durch wahnwitzige Kombinationen ebendieser – den angeblichen Missstand entgegen der Interessen und mit dem Widerstand der ausgemachten Mächtigen zu veröffentlichen.

In der Corona-Krise zeigte sich in Deutschland, dass diese Informationen, die abseits des Journalismus insbesondere über Facebook, YouTube oder Messenger wie Telegram bereitgestellt wurden, zu einer großen Mobilisierung von GegnerInnen der Präventionspolitik geführt haben. Es kam zu

²⁰ Eine Frage, die Cornelia Mothes in ihrer Dissertation stellt und anhand der Bedeutung des Wertes der Objektivität für den professionellen Journalismus beantwortet. In der vorliegenden Arbeit wird der Aspekt der Recherche starkgemacht. Zudem wird sich auf die Bedeutung der redaktionellen Abläufe berufen, die den Journalismus auszeichnen und damit von unstrukturierten Formen öffentlicher Kommunikation unterscheiden.

Demonstrationen gegen die eingeführten Maßnahmen zur Eindämmung der Pandemie (Deutschlandfunk, 2020). Der Journalismus und insbesondere der kritische und kontrollierende Investigativjournalismus ist zum Feindbild geworden. So stellten die AutorInnen der Studie Feindbild Journalist erneut einen Negativrekord für Deutschland fest: Mit 83 tätlichen Angriffen gegen Medienschaffende übersteigt das Jahr 2021 nochmals den Höchststand von 2020 (69 Angriffe). Der Tatort von 75 % dieser Vorfälle waren Proteste gegen die Coronamaßnahmen (European Centre for Press & Media Freedom, 2021).

Springer & Troger untersuchten, ob und inwiefern JournalistInnen online angegriffen werden. Die Angriffe unterscheiden sich geschlechtsspezifisch. Frauen wurden häufiger Opfer von Online-Angriffen als Männer. Auch Hautfarbe und sexuelle Orientierung konnten als Faktoren nachgewiesen werden, die die Wahrscheinlichkeit erhöhten, online bedroht zu werden (Springer & Troger, 2021). Frauen wurden insbesondere dann durch nicht-sachliches Publikumsfeedback angegriffen, wenn sie in Themenbereichen arbeiteten, die als sog. „Männerdomänen“ gelten oder wenn sie besonders polarisierten (Flucht, Migration, Mutterschaft, Feminismus, Politik). Auch wurden Frauen durch ihr Publikum verbal angegriffen, wenn sie eine besonders exponierte Stellung einnahmen, etwa „das Gesicht“ einer Debatte darstellten oder eine Funktion erfüllten, die eine Publikumsnähe ausdrückte. Die qualitative Studie konnte explorieren, (Springer & Troger, 2021), dass die Angriffe die Journalistinnen beeinflusst haben. Sie berichteten von Einschränkung des Wohlbefindens bis hin zu Zusammenbrüchen:

„Aggressives Kommunikationsverhalten hat zum Ziel, schädigend auf Emotion, Wahrnehmung und/oder Verhalten des Gegenübers einzuwirken – beispielsweise Selbstzweifel und Angst auszulösen (Emotionsebene), den inneren Kompass zu irritieren (Wahrnehmungsebene) oder Anpassung bzw. Rückzug zu erzwingen (Verhaltensebene).“ (Springer & Troger, 2021, S. 50)

Die Arten, wie mit verbalen Bedrohungen gegen Journalistinnen umgegangen wurde, konnte von Springer & Troger klassifiziert werden. Herausgestellt werden zwei Aspekte, welche insbesondere die Arbeit von Investigativjournalistin beeinflusst: Einerseits haben einige Journalistinnen eine antizipierende Haltung entwickelt. Sie sind sich der Wirkung ihrer Themen bewusster und haben potenzielle Reaktion des Publikums im Hinterkopf. Dies führt dazu, dass sie sich nicht mehr so sorglos mit ihren Themen befassen. Andererseits kommt es bei einigen Journalistinnen zu einer Selbstzensur. Diese Journalistinnen äußern sich zu manchen Themen nicht mehr oder sind vorsichtiger bei der Äußerung selbst (vgl. Springer & Troger, 2021).

Solcherlei Einschüchterungsversuche sind für die Demokratie bedrohlich. Wenn Menschen aufgrund ihres Geschlechts, ihrer sexuellen Orientierung, Herkunft oder Hautfarbe davon abgebracht werden sollen, sich als kritische Stimmen einzubringen und Missstände publik zu machen, ist dies höchst problematisch. Ein Journalismus, der sich der Kritik und Kontrolle verschreibt, ist für das Funktionieren der Demokratie unerlässlich. „Ohne Presse, Hörfunk und Fernsehen, die Mißstände aufspüren und durch ihre Berichte unter anderem parlamentarische Anfragen und Untersuchungsausschüsse anregen, liefe

die Demokratie Gefahr, der Korruption oder der bürokratischen Willkür zu erliegen.“ (Chill & Meyn, 1996a, S. 2) Die Kritik und Kontrolle muss auch über den Staat hinausgehen und sich auf die gesamte Gesellschaft erstrecken (Chill & Meyn, 1996a, S. 2) und darf nicht abhängig von der Identität und Herkunft der JournalistInnen sein. Es ist die Funktion des Investigativjournalismus, auf die an dieser Stelle verwiesen wird, die sich im Publizieren von Missständen manifestiert (siehe Kapitel 6.1, Mölders). Die Öffentlichkeit über Missstände zu unterrichten, soll sie zu informierten (politischen aber auch anderen) Entscheidungen befähigen. Sofern ein Journalismus, der sich insbesondere der Kritik und Kontrolle verschreibt, durch die Einschüchterung und Ermordung der darin Tätigen beeinflusst wird, ist dies eine Gefährdung der Demokratie. Wenn die Einschüchterungen insbesondere marginalisierte Gruppen betreffen, kann von dem Versuch des „Silencing“ die Rede sein, die Stimmen dieser Gruppen sollen aus der Öffentlichkeit verschwinden.

„For example, a favorite tactic of white supremacist groups in the United States as well as in a number of Arabic countries is to dox journalists who report on their activities, publishing personal information like addresses and phone numbers, making them vulnerable to physical attacks [...] this tactic is most pronounced for women journalists and those from underrepresented communities who face online harassment and attacks every day, creating a hostile work environment, causing trauma, and impeding their vital work.“ (Lees Muñoz & Hoffman, 2021)

Dieses sogenannte „Silencing“ lässt sich auch in sozialen Medien oder anderen Gesellschaftsbereichen und damit gegen Personen beobachten, die selbst keine professionellen KommunikatorInnen sind. Silencing stellt damit kein ausschließlich journalistisches Phänomen dar (Amnesty International, 2018). Die globale Perspektive zeigt, dass es über Einschüchterungen und Angriffe gegen InvestigativjournalistInnen hinausgeht: um regierungskritische oder investigative JournalistInnen zu stoppen, kommt es weltweit zu Einschüchterungen und Verhaftungen bis hin zu Morden. Die Ermordung jeder einzelnen Journalistin und jedes einzelnen Journalisten ist höchstes Unrecht. Zudem zeigt sie, dass die Werte der Demokratie bedroht sind, da die JournalistInnen gesellschaftliche Missstände veröffentlichen und an der Aufklärung ebendieser durch die Wahl dieses absoluten Mittels abgehalten werden sollten. Reporter ohne Grenzen dokumentiert die Angriffe auf JournalistInnen weltweit und belegt, dass das Problem auch im 21. Jahrhundert und auch in demokratischen Staaten nicht gelöst ist. Allein im Jahr 2020 zählte Reporter ohne Grenzen mindestens 50 Morde an JournalistInnen und Medienschaffenden weltweit, die in direktem Zusammenhang mit ihrer Arbeit standen. „Kritisch über Korruption, Mafia oder Umweltzerstörung zu berichten, ist in viel zu vielen Ländern lebensgefährlich für Journalistinnen und Journalisten“, lässt sich Vorstandssprecher Michael Rediske im Bericht von Reporter ohne Grenzen zitieren.

„In Ländern wie Mexiko, Irak oder Pakistan können mächtige Kriminelle, extremistische Gruppen und zum Teil auch korrupte Politikerinnen und Politiker immer noch damit rechnen,

mit solchen Verbrechen ungestraft davonzukommen. Diese Taten zielen niemals nur auf die unmittelbaren Opfer. Jeder Mord an einer Journalistin oder einem Journalisten ist ein Anschlag auf das Recht aller Menschen, sich frei und unabhängig zu informieren.“ (Rediske nach Reporter ohne Grenzen, 2021)

Auch JournalistInnen in Deutschland werden bedroht, angegriffen und sollen durch kampagnenartige Diffamierungen entwürdigt oder durch Unterlassungserklärungen juristisch eingeschüchtert werden, insbesondere wenn sie im rechten und rechtsextremen Spektrum recherchieren. „Todesdrohungen“ sind in manchen Investigativredaktionen oder bei manchen JournalistInnen in der Bundesrepublik keine Neuigkeit mehr (Reporter ohne Grenzen, 2020).

Festzuhalten ist, dass das kritische Informieren, das *Finger in die Wunde legen* der JournalistInnen heftige Gegenreaktionen hervorruft. Auch versuchte Lenkung der Berichterstattung oder andere Ansätze der Einflussnahme auf Berichterstattung durch Diskreditierung oder Verhaftungen von JournalistInnen zielen eben genau darauf ab, der Öffentlichkeit oder rechtsstaatlichen Kontrollinstanzen den Blick auf die Missstände durch das Verhindern von Veröffentlichungen zu verstellen. Der Versuch, marginalisierte Gruppen innerhalb des Investigativjournalismus zum Verstummen zu bringen, ist aus demokratietheoretischer Sicht höchst problematisch, denn „without their voices and equal participation, we cannot have a free and representative press. Without a free and representative press, our societies are not truly democratic.“ (Lees Muñoz & Hoffman, 2021)

Forbidden Stories nennt sich eine Initiative, die sich aus internationalen Kooperationen entwickelt hat: Sie recherchieren die Geschichten zu Ende, für die JournalistInnen ermordet wurden:

„By protecting and continuing the work of reporters who can no longer investigate, we can send a powerful signal to enemies of the free press: even if you succeed in stopping a single messenger, you will not stop the message. What is the point of killing a journalist if ten, twenty or thirty others are waiting in the wings to carry on their work? Cooperation is the best defense.“ (Forbidden Stories, o. J.)

Viele InvestigativjournalistInnen sind international vernetzt, was die Anforderungen in einer globalisierten Welt widerspiegelt, in der Wirtschaftskriminalität oder Steuervergehen nicht mehr nur lokale Ereignisse sind. Es verdeutlicht aber auch, dass es eine internationale Solidarität unter den oftmals hochausgebildeten und angesehenen InvestigativjournalistInnen gibt (siehe dazu etwa die Mitgliederverzeichnisse und Mitgliedsorganisationen von Netzwerken wie ICIJ oder Pro Publica), welche sich in Vereinen organisieren und austauschen.

Die Feststellung einer Krise des Journalismus einerseits und des zweiten „Golden Age“ des Investigativjournalismus andererseits regen zur weiteren Auseinandersetzung an. Der Blick auf Deutschland zeigt: Sorgen bereiten dem Journalismus der Auflagenschwund von insbesondere Printzeitungen und das Verschwinden von Lokalausgaben. Vor diesem Hintergrund hat ein ressourcenintensiver Journalismus, wie der Investigativjournalismus, um die Finanzierung zu bangen.

Dem gegenüber stehen nicht versiegende Datenressourcen einer datafizierten Gesellschaft, die Rechercheanlässe für InvestigativjournalistInnen bieten. Zudem bereiten hohe Ausbildungsstandards bei an JournalistInnenschulen die NachwuchsjournalistInnen auf komplexe Rechercheaufgaben im Berufsalltag vor. Weltweit vernetzte JournalistInnen, die sich in Rechercheverbänden organisieren und durch global konzertierte Veröffentlichung eine enorme Schlagkraft ihrer Recherchen entfalten können, lassen zudem optimistisch auf künftige Leistungen des Investigativjournalismus blicken. Diese Arbeit stellt eine Theorie des Investigativjournalismus vor dem Hintergrund dieser widersprüchlichen Entwicklungen auf (siehe Schlussbetrachtungen, Kapitel 6).

1.6 Forschungsdesiderat

Der Investigativjournalismus ist in der genannten Literatur in Abgrenzung zu einem Informationsjournalismus bzw. dem der „daily reporter“ beschrieben worden (Protess, 1991, S. 4; Ruvinsky, 2008, S. vxii), allerdings stellen die Arbeiten das Wesen des Investigativjournalismus nicht abschließend in einer Theorie dieser Form des Journalismus dar. Es bleibt die Frage danach, was den Investigativjournalismus charakterisiert und welche Stellung er Gesamtsystem des Journalismus einnimmt. Dies verdeutlichte auch die Auseinandersetzung mit journalistischen Rollenkonzepten aus der Kommunikationswissenschaft. Rollenkonzepte sind für den Forschungsstand zentral, sie bieten ihrerseits eine hohe Informationsdichte und beschreiben idealtypisch die normativen journalistischen Rollenvorstellungen. Sie setzen dabei allerdings beim Individuum des Journalisten/der Journalistin an. Eine Theorie des Investigativjournalismus soll es hingegen schaffen, auf der darüberliegenden Ebene des Systems Erklärungen zu den Bedingungen der Existenz eines Investigativjournalismus zu liefern. Denn gerade vor dem Hintergrund der Erfüllung der vom Publikum geforderten Kritik- und Kontrollfunktion ist zu klären, was diesen Journalismus auszeichnet und wie er diesen wichtigen gesellschaftlichen Funktionen nachgeht. Die journalistische Rolle bleibt damit in dieser Arbeit das Vehikel, um Aussagen über das System zu treffen. In dieser Studie wird zudem dem kontextabhängigen Charakter journalistischer Rollenkonzepte mehr Aufmerksamkeit geschenkt, also der Tatsache Rechnung getragen, dass JournalistInnen ihre journalistischen Rollen im Redaktionsalltag durchaus wechseln, einzelne JournalistInnen sind dieser Vorstellung entsprechend nicht voll einem Rollenkonzept verpflichtet. Die Frage, wie der Investigativjournalismus als Form des Journalismus zu den genannten verdichteten Rollenkonzepten steht, kann erst das Ergebnis dieser Arbeit beantworten.

Die soziologische Befassung mit sozialen Problemen räumt den Massenmedien für das Verständnis darüber, was als ein soziales Problem gilt, eine hohe Bedeutung ein, jedoch mangelt es an einer Auseinandersetzung mit der Frage, wie dies in den Organisationen der Massenmedien tatsächlich geschieht. Es wurde eine Arbeit von Kepplinger et al. (Kepplinger et al., 2002) einbezogen, welche genau an dieser Stelle fragt, warum manche Missstände im Journalismus thematisiert werden, andere jedoch von den Medien nicht aufgegriffen werden. Eine systematische Befassung mit dem

Investigativjournalismus fand jedoch nicht statt. Die Darstellung der Struktur des Investigativjournalismus in Form einer Systemtheorie des Investigativjournalismus soll diese Lücke füllen.

In der systemtheoretischen Forschung bedeutet die systematische Beobachtung eines Gegenstandes die Frage nach der Zugehörigkeit zu einem Gesellschaftssystem und damit die Frage, welcher Code die Beobachtung in diesem System lenkt und wie dies programmatisch funktioniert (siehe Kapitel 2.1). Zudem wird die Funktion des Systems bestimmt (siehe dazu bereits Mölders, 2019 und Kapitel 6.1). Eine systemtheoretische Untersuchung setzt die eigens identifizierten Elemente zueinander in Beziehung. Dies geschieht vor dem Hintergrund der aktuellen Situation des Mediensystems, welche in diesem Kapitel dargestellt wurde.

1.7 Forschungsfragen im Hinblick auf eine Theorieentwicklung

Das Publikum fordert einen kritischen und kontrollierenden Journalismus (siehe Kapitel 1.3), jedoch verschreibt sich nur ein kleiner Anteil der JournalistInnen dieser Aufgabe, welche sich in der Veröffentlichung von Missständen realisiert.²¹ Um zu verstehen, was diesen Journalismus auszeichnet, wird in dieser Arbeit die Frage beantwortet: Was ist Investigativjournalismus? Was unterscheidet diesen Journalismus, der sich Kritik und Kontrolle auf Fahnen schreibt (beispielhaft Correctiv, o. J.; RTL Media, 2018; Spiegel Gruppe, 2021) innerhalb des Systems des Journalismus?

Es wird die Sinnstruktur des Investigativjournalismus anhand der Kommunikation seiner RollenträgerInnen erarbeitet. Der differenzierungstheoretische Beobachtungsmodus gewinnt durch das Abtasten von Differenzen Erkenntnisse und adressiert damit die in dieser Arbeit zu ergründende Unterscheidungslinie zwischen kritisch-kontrollierendem Journalismus und anderen Formen des Journalismus. Marcinkowski folgend wird die These geprüft, ob es sich beim Investigativjournalismus um ein Subsystem innerhalb des Journalismus handelt (vgl. Marcinkowski, 1993, S. 70) (siehe Einleitung und Kapitel 2.1). Dies ließe sich belegen, sofern ein eigener, jedoch nicht vom System des Journalismus unabhängiger Code feststellbar wäre.

Die zentrale Frage bei der Untersuchung des Systems der Massenmedien bei Niklas Luhmann lautet: „Wie konstruieren die Massenmedien Realität? Oder komplizierter (und auf die eigene Selbstreferenz bezogen!): Wie können wir (als Soziologen zum Beispiel) die Realität ihrer Realitätskonstruktion beschreiben“ (Luhmann, 2009, S. 16). Im Zusammenhang dieser Arbeit gilt entsprechend dem differenzierungstheoretischen Untersuchungsmodus dann die Frage: *Wie konstruiert der Investigativjournalismus Realität?* Für die Beantwortung der Forschungsfrage wird der

²¹ Die Kontrollfunktion besteht in der Kritik und Kontrolle z. B. über das „[A]ufspüren und [B]erichten über Missstände“ (vgl. Chill & Meyn, 1996b).

Investigativjournalismus auf Elemente untersucht, die seine Bedeutung im System des Journalismus klassifizieren (siehe Kapitel 4). Daraus ergibt sich, wie der Investigativjournalismus schließlich die Realität beobachtet.

Unterscheidungen zwischen Investigativjournalismus und anderen Formen des Journalismus werden von InvestigativjournalistInnen mitkommuniziert und damit über den Operationsmodus Sinn analysierbar. Entlang von Differenzen werden damit in der vorliegenden Arbeit Informationen zum Investigativjournalismus gewonnen. Es wird deutlich, dass die aktuellen Problemlagen des Journalismus (siehe Kapitel 1.5) einerseits die systemische Umwelt darstellen, wie auch zum System des Investigativjournalismus selbst zählen – sie werden sich in jedem Falle in der Entwicklung der Theorie widerspiegeln, da diese entlang der empirischen Untersuchung geschieht. Die Darstellung der Sinnstruktur erfolgt als Systemtheorie des Investigativjournalismus, da ein Code, eine Kontingenzformel und Programme dieser Form des Journalismus identifiziert werden. Dies ermöglicht es, Aussagen zur Bedeutung des Investigativjournalismus in der Gesellschaft oder konkreter der Demokratie zu tätigen, welche über die normativen Ansprüche hinaus gehen. Normative Urteile, Aussagen über Kausalzusammenhänge oder Aussagen über die Unveränderbarkeit des Status Quo sind in dieser Arbeit der Gegenstand und nicht Resultat der Analyse (vgl. Dickel, 2011, S. 21). Die Systemtheorie wird in den Kapiteln 2 und 2.1 anhand ihrer zentralen Elemente erläutert.

2 Theorie zur Untersuchung des Investigativjournalismus

Luhmanns Systemtheorie verspricht durch ihren universellen Charakter jeglichen Bereich der modernen Gesellschaft beschreiben zu können und damit ihre Struktur nachvollziehen zu können, ohne normative Werturteile zu fällen. Während Luhmann anderen Funktionssystemen in der Gesellschaft Monografien gewidmet hat, in denen deutlich die Funktion, Leistung, Codes oder Programme des jeweiligen Systems erläutert werden, nehmen die Massenmedien eine andere Stellung ein: Anstatt einer Abhandlung, welche „Die Medien der Gesellschaft“ hätte heißen müssen, gibt es nur den Band *Die Realität der Massenmedien* (vgl. Morsch, 2014). Kohring hält fest, dass Luhmann nie primär an der Beschreibung der Funktion des Journalismus oder der Massenmedien interessiert war. Luhmann hat den Journalismus (Nachrichten und Berichte) als einen Programmbereich der Massenmedien beschrieben, der etwa neben Werbung und Unterhaltung besteht (vgl. Kohring, 2016, S. 169; Luhmann, 2009). Der Journalismus hat Luhmanns Ausführungen zufolge gemeinsam mit den anderen Programmbereichen die Aufgabe des Dirigierens der Umweltbeobachtungen.

In dieser Arbeit wird der Blick auf den Journalismus und seine Aufgaben für die Gesellschaft geschärft. Der Journalismus hat die konkrete Aufgabe, über das Aktuelle, das Neue aus anderen Gesellschaftssystemen zu berichten, an ihn werden zwar Aufgaben der Unterhaltung und der Meinungsbildung übertragen, aber eben auch die Aufgabe der Kritik und Kontrolle (Chill & Meyn, 1996b). Zur Untersuchung dieser Funktionserfüllung wird gefragt, was den Investigativjournalismus auszeichnet, der sich speziell der Aufgabe der Kritik und Kontrolle verschreibt. Diskussionen um die Verortung des Journalismus im System der Massenmedien problematisieren die schwierige Bestimmung des Alleinstellungsmerkmals des Journalismus entgegen dessen, was Luhmann als die weiteren Programmbereiche (Werbung und Unterhaltung) ausmacht.²² Es zeigt sich, dass die Fragen zur Verortung des Journalismus in den Massenmedien für das Erkenntnisinteresse dieser Arbeit nicht weiterführen. Eine Beobachtungsweise, die sich bereits in der ersten systemtheoretischen Auseinandersetzung als erfolgreich erwiesen hat, soll hingegen auch für dieses Vorhaben gewählt werden: der Fokus auf die Organisation der Journalismus. Dass dies für das Verständnis des Funktionssystems gewinnbringend ist, konnte bereits Manfred Rühl in seiner systemtheoretischen Beschreibung der Redaktion im Journalismus darlegen (Rühl, 1979). Die Funktionsweise des Investigativjournalismus wird daher über die Organisation des Journalismus und die Arbeit seiner RollenträgerInnen herausgearbeitet.

Der Blick wandert in dieser Arbeit immer wieder vom Journalismus zum Investigativjournalismus. Ziel dieser Arbeit ist es, zu klären, was der Investigativjournalismus ist. Dafür gerät sein Verhältnis zum

²² Zur Bestimmung des Journalismus fragt Kohring daher, was journalistische Kommunikation tut. Die Antwort: „Sie kommuniziert stets über solche Ereignisse, die über den Bereich hinaus, in dem sie passiert sind, Bedeutung erlangen könnten und unterscheidet sich daher von anderen Inhalten der massenmedialen Kommunikation.“ (Kohring, 2016, S. 172)

Journalismus in den Fokus. Um die Abgrenzung von Investigativ- und Nicht-Investigativjournalismus zu untersuchen, wird die auf die Differenzierungstheorie zurückgegriffen. Die Systemtheorie bietet als universelle Theorie die Möglichkeit, den Gegenstand des Investigativjournalismus ohne Vorannahmen zu analysieren. Die Forschungsfrage *Was ist Investigativjournalismus?* wird beantwortet, indem der Investigativjournalismus auf die systembildenden Elemente der Systemtheorie hin untersucht wird, um ihn innerhalb des Systems des Journalismus zu charakterisieren. Im Folgenden wird die Systemtheorie in ihren für diese Arbeit relevanten Grundzügen vorgestellt (in Kapitel 2.1). Der Fokus liegt nicht darauf, die gesamte Theorie darzulegen, sondern sie spezifisch zu den Anforderungen dieser Arbeit darzustellen. In diesem Theoriekapitel wird nicht nur auf die Systemtheorie abgestellt, es wird auch Ergebnisse von Arbeiten zurückgegriffen, die für die Genese der Sinnstruktur des Investigativjournalismus wichtig sind. Dazu zählt die Auseinandersetzung mit der Bedeutung des Berufs, die Frage, inwieweit Eigenschaften von Personen ihre Rolle als InvestigativjournalistInnen prägen und welche Bedeutung die Sozialisation im Journalismus hat.

Die Untersuchung des Investigativjournalismus erfolgt aus der Berufsrolle. Aus diesem Grund wird in diesem Theoriekapitel auf berufssoziologische Perspektive zurückgegriffen, um die Frage zu klären, unter welchem Gesichtspunkt die Rolle der InvestigativjournalistInnen Auskunft über das System des Investigativjournalismus geben kann. Die Berufssoziologie wird daher in diesem Kapitel über theoretische Ansätze integriert, stets mit Blick auf den Journalismus und die Ausdifferenzierung dieses Systems (siehe Kapitel 2.2). Die Frage, wann ein Beruf den Status einer Profession erhält, wird in diesem Kapitel funktional betrachtet.²³ Professionalisierung wird daher in dieser Arbeit als Möglichkeit der Abgrenzung innerhalb eines Berufsfeldes verstanden. Dynamiken im Berufsfeld des Journalismus können etwa den Bedarf der Abgrenzung notwendig erscheinen lassen (siehe dazu Abbott, 1988). Welchen Wert dies für den Investigativjournalismus haben kann, wird schließlich die Auswertung in Teil II dieser Arbeit unter Berufung auf die Werte des Journalismus (siehe 2.5) zeigen können.

In Kapitel 2.3 wird dargelegt, warum eine Untersuchung der Berufsrolle subjektzentrierte Ansätze integrieren sollte. In diesem Kapitel wird gezeigt, wie diese Ansätze in eine systemtheoretische Arbeit Einzug erhalten können. Daraufhin werden ebendiese Ansätze für diese Arbeit angedient, etwa um die Sozialisation im Journalismus durch die Arbeit in der Redaktion darzulegen. Abschließend werden in diesem Theoriekapitel (in Kapitel 2.4) die fünf zentralen Werte des Journalismus dargelegt, die Deuze (2005) als Ideologie des Journalismus ausmacht. Diese werden funktional eingeordnet und vor dem Hintergrund der Erkenntnisse aus dem Forschungsstand auf den Investigativjournalismus bezogen.

²³ Die Berufssoziologie hat immer versucht, das Thema der Professionalisierung mit abzudecken, wenngleich Uneinigkeit über die Bedeutung von Professionen für die Gesellschaft bestand, also auch über die Frage, ob Professionen eine eigene Berufsgruppe darstellen, die eine herausragende Stellung innerhalb der Funktionssysteme der modernen Gesellschaft innehaben (Kurtz, 2000, 2001a, S. 13). Überblicke zu dieser Diskussion bieten insbesondere Pfadenhauer (2003) und Kurtz (2001b).

2.1 Luhmanns Systemtheorie in der Journalismusforschung

In der Systemtheorie wird die ganze Welt durch die „Brille“ der System-/Umwelt-Differenz beobachtet (Luhmann, 1984, S. 9; Marcinkowski, 1993, S. 18). Durch die Untersuchung der Differenzbildung wird das Ziel verfolgt, Normalität und soziale Ordnung anhand universeller Unterscheidungskriterien erklärbar zu machen. Kommunikation ist die kleinste unteilbare Einheit von sozialen Systemen. Wann immer etwas kommuniziert, ist es einem sozialen System zuzuordnen. Um fortzubestehen, muss das soziale System kommunizieren. Durch die Operation der Kommunikation grenzen sich diese sozialen Systeme von der Umwelt ab. Kommunikation und Sinn sind eng miteinander verbunden: Jede Kommunikation geschieht vor einem Sinnhorizont, der die Selektivität möglicher Kommunikationen darstellt (Luhmann, 1984, S. 66–72, 92–112).²⁴

Sinn ist ein soziologischer Grundbegriff, der auch innerhalb der Theoriekonstruktion der Systemtheorie eine Schlüsselstelle einnimmt. „Sinn‘ ist kein Begriff, der einen bestimmten, tatsächlichen Sachverhalt bezeichnet, er meint vielmehr die Ordnungsform menschlichen Erlebens“ (Reese-Schäfer, 2011, S. 24). Sinn ist in der Systemtheorie nach Luhmann die einzige denkbare Möglichkeit, in der sich System und Umwelt ereignen. Dieser „Sinnzwang“ bedeutet, dass psychische und soziale Systeme Selbstreferenz und Komplexität in Form von Sinn verarbeiten. In Abgrenzung dazu benötigen Maschinen oder Organismen keinen „Sinn“, um ihren Fortbestand sicherzustellen (Luhmann, 1984, S. 92–147).

„Sinnkriterien“ lassen es durch Selektion zu, von Erleben oder Handeln zu sprechen und beides mit redundanten Möglichkeiten auszustatten. Sinn vermag es dann, Unsicherheiten im Selektionsprozess zu kompensieren und über die Komplexität von Entscheidungen hinwegzuhelfen und somit überhaupt erst die Anschlussfähigkeit zu ermöglichen. Sinn realisiert sich in psychischen und sozialen Systemen durch Gedanken oder Kommunikationen.²⁵ In der Theorie ist verankert, dass Systeme nur durch Selbstreferenz zustande kommen können, also dadurch, dass sie in der Konstitution ihrer Elemente und der elementaren

²⁴ In dieser Arbeit wird die Sinnstruktur des Investigativjournalismus erarbeitet. Aus diesem Grund sind Ausführungen und Erklärungen zu *Sinn* in der Systemtheorie in Kapitel 3 untergebracht, da dort erläutert wird, wie Sinn rekonstruiert werden kann und wie dies methodisch in dieser Arbeit für den Investigativjournalismus umgesetzt wird.

²⁵ Dass in der Systemtheorie soziale und psychische Systeme gleichermaßen mit dem Medium Sinn operieren, lässt sich durch ihre gemeinsame Entstehungsgeschichte erklären: „Die Co-Evolution hat zu einer gemeinsamen Errungenschaft geführt, die sowohl von psychischen als auch von sozialen Systemen benutzt wird. Beide Systemarten sind auf sie angewiesen, für beide ist sie bindend als unerlässlich, unabweisbare Form ihrer Komplexität und ihrer Selbstreferenz. Wir nennen diese evolutionäre Errungenschaft ‚Sinn‘.“ (Luhmann, 1984, S. 92) Die Besonderheit ist, dass Sinn als zentraler Operationsmodus in beiden Systemen vorkommt: für den Bewusstseinszusammenhang psychischer Systeme und den Kommunikationszusammenhang sozialer Systeme (vgl. Luhmann, 1984, S. 92). Obwohl beide Systeme autopoietisch sind, besteht zwischen dem psychischen und dem sozialen System eine besondere Verbindung, denn Sinn ermöglicht die Interpenetration der beiden Systeme über denselben Operationsmodus. „Sinn ermöglicht das Sichverstehen und Sichfortzeugen von Bewußtsein in der Kommunikation und zugleich das Zurückrechnen der Kommunikation auf das Bewußtsein der Beteiligten.“ (Luhmann, 1984, S. 297). Aus diesem Grund ist der Begriff des Sinns in der Theorie sehr hochrangig, er löst für diese Theorie schließlich das animal social ab, denn hier ist es der Verweisungsreichtum von Sinn, der die Gesellschaftssysteme ermöglicht, durch die Menschen Bewusstsein bilden (vgl. Luhmann, 1984, S. 297–298).

Operationen auf sich selbst verweisen (vgl. Luhmann, 1984, S. 25). Dafür erzeugen sie eine Beschreibung ihrer selbst, bei der sie „mindestens die Differenz von System und Umwelt systemintern als Orientierung und als Prinzip der Erzeugung von Informationen verwenden“ müssen (Luhmann, 1984, S. 25). In der zeitlichen Dimension schafft jede neue und immer sinnhafte Operation mit der Unterscheidung von Aktualität und Potenzialität einen Spielraum möglichen (neuen) Sinns. Dabei wird mit der Operation ein spezifischer, durch das Ausgewählte definierter Raum eines möglichen Sinns erzeugt. Dies erklärt dann auch, dass Sinn das laufende Aktualisieren von Möglichkeiten ist, dass „jede Aktualisierung immer auch zu einer Virtualisierung der darauf anschließbaren Möglichkeiten“ bereithält (Luhmann, 1984, S. 100). Systeme und ihre Elemente bestehen in einer zeitlichen Perspektive nur, so lange sie sich reproduzieren: „Es geht um einen eigenartigen Zwang zur Autonomie, der sich daraus ergibt, daß das System in jeder, also in noch so günstiger Umwelt schlicht aufhören würde zu existieren, wenn es die momenthaften Elemente, aus denen es besteht, nicht mit Anschlußfähigkeit, also mit Sinn, ausstatten und so reproduzieren würde.“ (Luhmann, 1984, S. 28)²⁶

Das Subjekt wird nicht als Autor, sondern als Produkt gesellschaftlicher Kommunikation verstanden. Die Untersuchung der Kommunikation kann als Untersuchung der Kommunikation von Personen erfolgen: „Das Personsein erfordert, daß man mit Hilfe seines psychischen Systems und seines Körpers Erwartungen an sich zieht und bindet, und wiederum: Selbsterwartungen und Fremderwartungen“ (Luhmann, 1984, S. 429). Eine Person wird konstituiert durch die verschiedenartigen Erwartungen, die in ihr individualisiert werden. Dabei kann man die Entstehung unterschiedlicher Rollen beobachten, die durch ein und dieselbe Person eingenommen werden können. Diese Grundannahme ermöglicht es, Systeme und Organisationen innerhalb dieser Systeme durch die Untersuchung ihrer RolleninhaberInnen zu analysieren (zur Methodologie siehe Kapitel 3).

In der Systemtheorie hat jedes System einen spezifischen binären Code, welcher einzig in diesem System gilt. Ein eigener Code ist die Voraussetzung für die Ausdifferenzierung eines Funktionssystems innerhalb der Gesellschaft. Luhmann versteht unter Ausdifferenzierung die Emergenz eines besonderen Teilsystems der Gesellschaft, „das die Merkmale der Systembildung, vor allem autopoietische Selbstreproduktion, Selbstorganisation, Struktur determiniertheit und mit all dem: operative Schließung selbst realisiert.“ (Luhmann, 1996, S. 49) Das System der Massenmedien organisiert seine Kommunikation entlang des Codes Information/Nicht-Information:

„Mit Information kann das System arbeiten. Information ist also der positive Wert, der Designationswert, mit dem das System die Möglichkeiten seines eigenen Operierens bezeichnet. Aber um die Freiheit zu haben, etwas als Information ansehen zu können oder auch nicht, muß es auch die Möglichkeit geben, etwas für nichtinformativ zu halten. Ohne einen solchen Reflexionswert wäre das System allem, was kommt, ausgeliefert; und das heißt auch: Es könnte

²⁶ Wie Sinn analysierbar wird, verdeutlicht das Methodologiekapitel (siehe Kapitel 3).

sich nicht von der Umwelt unterscheiden, könnte keine eigene Reduktion von Komplexität, keine eigene Selektion organisieren.“ (Luhmann, 2017a, S. 28)

Die Funktion der Massenmedien liegt im Dirigieren der universellen Selbstbeobachtung der Gesellschaft (Luhmann, 2017a, S. 118). Der Journalismus kann dieser Beschreibung folgend die Selbstreflexion der Gesellschaft ermöglichen und in eine Richtung lenken. Inwieweit der Investigativjournalismus, indem er Missstände anprangert, auch die Aufgabe des Dirigierens der Aufmerksamkeit und Selbstbeobachtung erfüllt, exploriert diese Arbeit (in Teil II dieser Arbeit).

Die systemtheoretisch angeleitete Journalismusforschung interessiert sich für die Eigenschaften des Journalismus und damit für den Code des journalistischen Systems. Die zentrale systemtheoretische Erkenntnis in der Journalismusforschung ist, dass der Journalismus seine Umwelt mit Hilfe des binären Codes aktuell/nicht-aktuell beobachtet und dann entscheidet, welche Informationen mittels der Massenmedien veröffentlicht werden. Dieser Code wird daher alternativ auch Information/Nicht-Information genannt, im Folgenden beides synonym verwendet. Dies beruht auf der Annahme, dass „[e]ine Nachricht, die ein zweites Mal gebracht wird, [...] zwar ihren Sinn [behält], [...] aber ihren Informationswert [verliert]. Wenn Information als Codewert benutzt wird, heißt dies also, daß die Operationen des Systems ständig und zwangsläufig Information in Nichtinformation verwandeln.“ (Luhmann, 2017a, S. 31) Die Besonderheit des Codes der Massenmedien findet sich daher in seinem Verhältnis zur Zeit: „Informationen lassen sich nicht wiederholen; sie werden, sobald sie Ereignis werden, zur Nichtinformation. Eine Nachricht, die ein zweites Mal gebracht wird, behält zwar ihren Sinn, verliert aber ihren Informationswert.“ (Luhmann, 2017b, S. 31) Diese Feststellung verweist bereits auf Programme des Journalismus, welche sich der Exklusivität und Geschwindigkeit der redaktionellen Abläufe hin zu einer Veröffentlichung zuwenden (siehe Kapitel 5 Programme des Investigativjournalismus). Der Journalismus thematisiert nur Ereignisse, welche der positiven Seite des Codes, aktuell, zugeordnet werden können.

Die Redaktion in ihrer Bedeutung für den Journalismus rückt Manfred Rühl in den Mittelpunkt. Er hat 1969 „Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System“ untersucht und damit den Journalismus organisationssoziologisch begriffen. Er hat das Konzept der sozialen Systeme auf Organisationen übertragen, am Beispiel des Journalismus:

„Das Redaktionssystem erscheint in seinen internen Strukturen und Prozessen, vor allem in seiner Ressortenteilung und seinen ‚Intermediärsystemen‘ [...] als eine gegenüber der Umwelt vereinfachte, reduzierte und damit voraussetzungsvolle Ordnung, und dieser Systembegriff harmoniert mit der Auffassung der Arbeit in der Redaktion als selektiver Informationsverarbeitung unter systembedingten Beschränkungen – nicht zuletzt unter Zeitdruck.“ (Luhmann, 2022, S. 495)

Auch in der vorliegenden Studie wird die Arbeit der JournalistInnen in der Redaktion verortet und auf diese Weise die organisationssoziologische Perspektive eingebunden. Damit wird anerkannt, dass die

Redaktion als Organisation in der Lage ist, „sich in einer hochkomplexen, unkontrollierbar fluktuierenden Umwelt für spezifische Funktionen leistungsfähig zu erhalten.“ (Rühl nach Luhmann, 2022, S. 495) In dieser Arbeit wird der Investigativjournalismus damit als Organisation untersucht. Deutlich wird dies in der Bearbeitung von Fragen, welche die Umsetzung von Publikationsentscheidungen als Organisationsentscheidungen thematisieren.

Organisationen, wie etwa Medienhäuser und Redaktionen, bilden sich innerhalb von Funktionssystemen aus und übernehmen damit deren Funktionsprimat, entwerfen also Entscheidungen auf Grundlage der Eigenschaften des Systems (Luhmann, 1997b, S. 840–841). Codes sind strukturell offengehalten, das heißt, dass es für das journalistische System zunächst keine Präferenzwerte zugunsten einer Seite des binären Codes gibt. Erst die generalisierten Kommunikationsmedien lassen eine Zuschreibung einer Präferenz überhaupt zu (Luhmann, 1987, S. 16–21).²⁷

Mit jedem Code ist in der luhmannschen Systemtheorie eine Kontingenzformel verbunden. Kontingenzformeln bieten einen letzten Bezugspunkt, welcher sich als nicht hinterfragbar erweist (Luhmann, 1997a, S. 470). Am deutlichsten und anschaulichsten expliziert wurde dies für das politische System mit der Kontingenzformel des Allgemeinwohls. So lässt sich die Herrschaft über Einzelne in demokratischen Systemen allein durch den Bezugspunkt auf das Wohl der Allgemeinheit rechtfertigen, „jede politische Kommunikation verweist immer auf das Gemeinwohl, um deutlich zu machen: Hier liegt ein Bedarf an kollektiv bindenden Entscheidungen.“ (Fuhse, 2005, S. 74) In der Religion ist es der Bezug auf Gott und in der Wirtschaft in Bezug auf die Knappheit. In Bezug auf das Rechtssystem, mit der Kontingenzformel der Gerechtigkeit, erklärt Luhmann: „Die Kontingenzformel ist nur ein Schema der Suche nach Gründen oder Werten, die nur in der Form von Programmen Rechtsgeltung gewinnen können.“ (Luhmann, 1993, S. 220) Die Kontingenzformel verdeutlicht damit auch die Bedeutung der Programme für die tatsächliche Auslegung des Codes, also der Tatsache, dass der Sinnhorizont, vor dem jede Programmoperation abläuft, immer Alternativität zulässt.²⁸

Sekundär-codes

In dieser Arbeit wird die Hypothese geprüft, dass es sich beim Investigativjournalismus um ein Subsystem des Journalismus handelt, worin ein eigener, jedoch nicht vom System des Journalismus unabhängiger Code, der Sekundär-codes, die journalistische Arbeit anleitet. Sofern in dieser Arbeit dargestellt werden kann, dass der Investigativjournalismus mit einem eigenen, sogenannten Sekundär-codes operiert, ist seine Existenz als System bestätigt. Sofern er allerdings weiterhin mit dem

²⁷ Marcinkowski benennt die Publizistik als das umfassende autopoietische System der Massenmedien, charakterisiert es also durch die Operation des „An-die-Öffentlichkeit-Bringens“ (1993). In Demokratien gilt grundsätzlich die positive Seite des binären Codes der Massenmedien, die Seite „öffentlich“ als wünschenswert (vgl. Marcinkowski, 1993, S. 66).

²⁸ In dieser Arbeit konnte Relevanz als Kontingenzformel des Journalismus wie auch Investigativjournalismus ausgemacht werden, siehe Kapitel 4.6.

Code des Journalismus operiert, ist das Phänomen „Investigativjournalismus“ anders zu deuten. Subsysteme sind die Funktionsweise des (übergeordneten) Systemcodes gebunden. Diese Sekundärcodes können auch nur deshalb funktionieren, da „das System nicht auf den einen oder den anderen Wert festgelegt ist“ (Luhmann, 1987, S. 20), der Code des Journalismus ist also strukturell offen und präferiert nicht zwischen Information/keine Information.

Diese Arbeit wird zeigen, dass der Investigativjournalismus mit dem Code Missstand/kein Missstand operiert (siehe Teil II) und sich dadurch von anderen Formen des Journalismus unterscheidet. Die positive Seite der Unterscheidung ist: Wenn ein Missstand durch JournalistInnen beobachtet wird, ist dies die Grundvoraussetzung für eine Auseinandersetzung mit ihm. JournalistInnen, die sich als InvestigativjournalistInnen begreifen, werden es dann anstreben, den Missstand an die Öffentlichkeit zu bringen. Wenn ggf. nach der Recherche festgestellt wird, dass das Beobachtete keinen Missstand darstellt (siehe zur Konstruktion von Missständen insbesondere Kapitel 4.7), ist dies die negative Seite und es erfolgt keine Veröffentlichung durch die InvestigativjournalistInnen.

Die Sekundärcodes ermöglichen eine Charakterisierung des Typs des Journalismus (Luhmann 1987a, 20, vgl. Marcinkowski S. 69). Sie variieren je nach journalistischem Medium, nach Genre oder Typ des Journalismus (Nachrichtenjournalismus, Wirtschaftsjournalismus und Investigativjournalismus) und auch nach Kommunikationsbereichen entsprechend den Gegensatzpaaren wie z. B. progressiv/konservativ oder Freund/Feind (vgl. Marcinkowski, 1993, S. 70). „Sie stellen sozusagen die geronnenen Erfahrungen und das systemintern ‚gelernte‘ Wissen darüber dar, welche Themen und Beiträge (inklusive welcher Arten der Präsentation, Platzierung etc.) Aufmerksamkeit beim potentiellen Publikum erreichen können.“ (Marcinkowski, 1993, S. 69–70) Die differierenden Sekundärcodes im Journalismus belegen eine sich unterscheidende Beobachtung, Informationsaufnahme und Verarbeitung von Umweltreferenzen der unterschiedlichen journalistischen Darstellungsformen oder Ressorts, welche in dieser Arbeit thematisiert werden. Dies zugrunde gelegt wird in dieser Arbeit die Hypothese geprüft, ob es sich beim Investigativjournalismus um ein Subsystem des Journalismus handelt (siehe Einleitung).

Kontingenz: Unterschiedliche Programme, ein Code

*„Es muß im System einen (möglicherweise änderbaren) Satz von Regeln geben, die das Paradox der Informativität der Nichtinformation auflösen, eben die Programme, mit deren Hilfe man entscheiden kann, ob etwas im System als informativ behandelt werden kann oder nicht.“
(Luhmann, 2017a, S. 28)*

Programme sind die Selbstfestlegungen des Systems und machen die oben thematisierte Kontingenz händelbar. Programme des Rechtssystems, wie etwa Gesetze oder Verfahren, müssen Antwort auf die Frage ermöglichen, welche Partei im Recht ist. Dahingegen müssen Programme im Journalismus die

Unterscheidung ermöglichen, welche Information eine publizierte Nachricht werden soll und welche nicht, sowie auf welchem Wege dies geschieht. Programme können in ihrer Analyse erklärbar machen, warum und wie Umweltbeobachtungen durch JournalistInnen thematisiert werden. Programme können verdeutlichen, was einen Wirtschaftsjournalismus auszeichnet: Dieser beschäftigt sich etwa mit den ökonomischen Aspekten eines Chemieunfalls, während ein Investigativjournalismus die Missstände recherchiert, welche ursächlich für ebenjenen Unfall gewesen sind. Journalistische Routinen werden damit also als Programme beobachtbar und verdeutlichen, wie der binäre Code des Systems im konkreten Fall eindeutig einer Seite zugeschrieben werden kann. Programme im Investigativjournalismus ermöglichen, wie diese Arbeit durch die Festlegung auf den Code Missstand/kein Missstand zeigen kann, die Entscheidung zwischen Missstand/Nicht-Missstand zu treffen.

Organisationen können mit mehreren Codes operieren.²⁹ So sind Medienhäuser zwar an den Systemcode der Massenmedien gebunden, Information/Nicht-Information, sie folgen aber etwa auch den Referenzen der Wirtschaftssysteme (Geld/kein Geld). Medienprodukte müssen (außer in den öffentlich-rechtlichen Medien, die sich zur Legitimation oftmals an Quoten oder normativen Standards orientieren) vermarktet werden. Auch wenn Entscheidungen der Vermarktung entsprechend normativen Kodizes des Journalismus außerhalb der Redaktionen – nämlich im Verlag – getroffen werden, können sie als Erfolgsmaßstäbe in die Routinen hineinwirken und auch Konflikte offenlegen oder begründen (siehe Auswertungen in Kapitel 5.3). Innerhalb von Organisationen erfüllen Programme dann auch die Funktion, die Multireferentialität zu organisieren. Sofern es sich bei dem Investigativjournalismus um ein Subsystem des Journalismus handelt, müssen die Programme dieses Journalismus mit jenen des übergeordneten Systems, dem Journalismus, in Einklang gebracht werden. An dieser Stelle wird über die Programme analysierbar, ob der Investigativjournalismus Teil des journalistischen Systems ist und sich daher am Codewert des Journalismus zu orientieren hat oder nicht (siehe insbesondere 5.6).

Ein journalistisches Erzeugnis ist keine singuläre Rollenleistung, sondern Resultat von Programmen und damit das Produkt einer Redaktion und ihrer Ausrichtung. Damit wird keineswegs gesagt, dass es nicht eine möglicherweise herausragende Einzelleistung sein kann, die zur Veröffentlichung eines Missstands geführt hat. Vielmehr geht es um die Verfahren innerhalb des Journalismus, welche etwa die juristische Absicherung oder die Richtigkeit und allgemeiner die Einhaltung journalistischer Grundsätze und jener des Publikationsmediums garantieren sollen (welche durchaus von z. B. dem Pressekodex abweichen können). Zudem haben Redaktionen einen großen Einfluss auf die Auswahl der MitarbeiterInnen sowie deren redaktionelle Aus- und Weiterbildung und Sozialisierung im Beruf (siehe Kapitel 2.3). Im Journalismus geben Blattlinien, Redaktionsstatute oder im Falle der Öffentlich-Rechtlichen die

²⁹ Entscheidungsprogramme bestehen als eine Mischform mit anderen Funktionssystem-Codes. In der Verwaltung ist diese Multireferentialität besonders offensichtlich, da sie eine Organisation ist, die zwischen dem Recht und der Politik steht (Tacke, 2001, S. 171).

Medienstaatsverträge die politisch-gesellschaftliche Ausrichtung des Mediums vor, sie stellen damit eine weitere Bezugsgröße für Erwartbarkeiten dar. An dieser Stelle tritt auch die Problematik von Laienproduktionen hervor, welche detaillierter in Kapitel 1.5 thematisiert wird. Laienproduktionen werden in dieser Arbeit adressiert, da diese ggf. für das Publikum nicht von Journalismus zu unterscheiden sind, jedoch ein bedeutender Unterschied besteht: Die Anforderungen an redaktionelle Überprüfung fehlt bei Beiträgen, welche nicht durch die Organisation der Redaktion gelaufen sind. Damit können wichtige Prinzipien, welche in die Programme von Redaktionen eingeflossen sind, in Laienproduktionen nicht greifen. In dieser Arbeit wird daher die These vertreten, dass journalistische Leistungen immer programmatisch geleitet sein müssen und eine redaktionelle Aufgliederung voraussetzen (siehe hierzu vor allem Birkner, 2012, S. 158 zur Entstehung des modernen Journalismus in Deutschland).

Vor dem Hintergrund des Forschungsstandes und dieser theoretischen Verortung sind bereits Erkenntnisse zum Feld des Investigativjournalismus möglich. Diese lassen ihn als Gruppe von JournalistInnen erscheinen, die sich im Feld öffentlicher Kommunikationsberufe mit ihren speziellen Aufgaben der Kritik und Kontrolle behaupten. Andererseits wurde die Frage aufgeworfen, inwiefern Selektionsentscheidungen entlang des Kriterienkatalogs des Investigativjournalismus innerhalb des Journalismus problematisiert werden. Die Einbeziehung der Berufs- und Professionssoziologie wird konkreter darstellen lassen, vor welchem Hintergrund eine Abgrenzung des Investigativjournalismus zu anderen Formen des Journalismus zu beobachten ist.

2.2 Arbeit im Journalismus: Professionalisierung und die Bedeutung von Identität

Im Forschungsstand wurde dargelegt, dass sich die Medienlandschaft und mit ihr der Journalismus durch neue Technologien verändert hat. Die Grenzen des Journalismus werden hinterfragt, etwa durch die vielen Stimmen dieser neuen digitalen medialen Öffentlichkeit (Carlson, 2019). Die aktuellen Entwicklungen im Mediensystem und Journalismus führen zu den noch immer aktuellen Fragen: Was ist Journalismus?/ wer darf sich JournalistIn nennen? (Carlson, 2019)

Die Frage, wer sich JournalistIn nennen darf, ist juristisch einfach zu beantworten, denn es handelt sich nicht um eine geschützte Berufsbezeichnung. Aus Perspektive der im Berufsfeld Tätigen fällt die Grenzziehung anders aus, sie problematisieren die Offenheit des Berufes.³⁰ Die Auseinandersetzung mit der Definition und den vagen Grenzen des JournalistInnenberufs spielt eine wichtige Rolle, da der Journalismus rechtlichen Schutz genießt. Dieser umfasst die Beschaffung von Informationen, etwa

³⁰ Die Problematisierung geschieht durch den Bezug auf die journalistischen Werte, denen sich die JournalistInnen schreiben. In dieser Arbeit wird der Rückbezug auf die Werte als Triebkraft für die Ausdifferenzierung verstanden, wie dies funktioniert, siehe Kapitel 2.2.3.

durch das Auskunftsrecht gegenüber Behörden, aber auch den Quellenschutz, der InformantInnen schützen soll.³¹ In dieser Arbeit wird der Investigativjournalismus untersucht anhand der Abgrenzungen, die ihre RolleninhaberInnen leisten. Damit soll genau die Frage für den Investigativjournalismus beantwortet werden: Was ist Investigativjournalismus? Und aus Sicht der InvestigativjournalistInnen verdeutlicht werden: Wer darf sich InvestigativjournalistIn nennen? Zur Beantwortung dieser Frage wird die Berufs- und Professionssoziologie herangezogen, mit dem speziellen Blick auf den Journalismus. Dieser ist hochdifferenziert, zwischen den Tätigen unterschiedlicher Medien, Hierarchiestufen und mit unterschiedlichen Selbstverständnissen (siehe Kapitel 1.3). In diesem Kapitel werden die Grenzverläufe innerhalb des Journalismus berufssoziologisch reflektiert und auf ihre theoretische Aussagekraft zur Generierung einer Systemtheorie des Investigativjournalismus hin befragt.

Die Programme des Investigativjournalismus beschreiben den Umgang mit und die Anwendung des Codes des Investigativjournalismus, welcher seinerseits die Grenze von investigativ- zu nicht-investigativem Journalismus markiert. Ihre Analyse verdeutlicht in dieser systemtheoretischen Arbeit, dass die Grenzziehung durch die JournalistInnen als RolleninhaberInnen variiert.

Fragen von Zugehörigkeit und Abgrenzung werden in der Berufssoziologie insbesondere bei Professionen untersucht, diese konkurrieren untereinander um Zuständigkeiten und Befugnisse. An „den Rändern“ der Professionen werden Konflikte ausgetragen, um die Grenzen der Zuständigkeiten neu zu bestimmen (Abbott, 1988) (siehe Kapitel 6.1). Im Folgenden wird daher der Frage nachgegangen, ob der Investigativjournalismus als Profession untersucht werden soll. Die Beantwortung dieser Frage ermöglicht es, seine Funktion in der Gesellschaft als exklusiv zu verorten und zugleich zu schauen, in welchen Konkurrenzverhältnissen dieser Journalismus sich dieser realisiert.

Wenngleich der Arbeitsbegriff auch in dieser Dissertation weitgehend für die berufliche Arbeit, die journalistische Praxis verwendet wird, umfasst der Berufsbegriff darüber hinaus eine spezifische Form der Arbeit, bei der Ausbildung und Qualifikation eine Rolle spielen (Kurtz, 2002, S. 6). „Der Begriff ‚Beruf‘ bezeichnet also eine bestimmte Form der sozialen Organisation von Arbeit, er meint im Wesentlichen: freies, relativ kontinuierliches, idealerweise auf Eignung und Neigung basierendes, besonders erlerntes und relativ spezialisiertes Arbeiten gegen Entgelt zur Befriedigung materieller oder immaterieller Bedürfnisse anderer“ (Pfadenhauer, 2003, S. 22).³²

³¹ In Landespressegesetzen, Landesmediengesetzen und den Rundfunkstaatsverträgen sind diese journalistischen Privilegien rechtlich geregelt.

³² Mit der Säkularisierung der Idee des Berufs wurde die berufliche Arbeit als ein „Dienst im Rahmen einer menschlichen Gesamtordnung“ (Kurtz, 2001b, S. 8; siehe auch Stichweh, 1996) angesehen. Es lässt sich beobachten, dass der Beruf dann schon als Teil einer gesamtgesellschaftlichen Ordnung verstanden wird, zu der eben einzelne, sich in der Herausbildung befindliche Funktionssysteme, beitragen. Die freie Berufswahl, die zwar zugangsbeschränkt sein kann, ist ein Novum (Kurtz, 2002, S. 11–12). Eine systemtheoretische Sichtweise dieses Strukturwandels nimmt den gesamtgesellschaftlichen Umbau von Stratifikation hin zu funktionaler Differenzierung in den Blick. Der „Code der beruflichen Ehrbarkeit [wird] durch den wirtschaftlichen Code der Zahlungsfähigkeit substituiert“ (Kurtz, 2001a, S. 9).

In der modernen Gesellschaft müssen immer weniger Probleme durch Laien gelöst werden. „It seems evident that many of the most important features of our society are to a considerable extent dependent on the smooth functioning of the professions.“ (Parsons, 1939) Lebenspraktisch relevante Probleme werden an Personen verwiesen, die sich mit ihrer Lösung beruflich auseinandersetzen. Mit gesundheitlichen Problemen wenden wir uns an medizinisches Personal, in einem Rechtsstreit können JuristInnen das eigene Anliegen vertreten. Pfadenhauer nennt die moderne Gesellschaft eine „Expertengesellschaft“ (Pfadenhauer, 2003, S. 30), da sie durch ein professionalisiertes Expertentum geprägt ist. Idealtypisch ließe sich über den Journalismus festhalten: Er selektiert Umweltbeobachtungen und publiziert diese als Neuigkeiten.³³

Die moderne Gesellschaft beruht auf dem reibungslosen Funktionieren der akademischen Berufe, stellt Parsons 1939 fest. Er hebt die Bedeutung gemeinsamer Werte für das Entstehen einer Profession hervor (Parsons, 1939). Durch Professionalisierung kann *mehr Wissen* zur Anwendung kommen. Die Entstehung von Professionen drücke damit also eine Rationalitätssteigerung und -zumutung bei der Bewältigung der Probleme des sozialen Lebens aus (vgl. Pfadenhauer, 2003, S. 37). Diese Lösungen erzielen hohe gesellschaftliche Anerkennung. Damit vermitteln Professionen an die Gesellschaft selbst, welche Werte erstrebenswert sind.

„The invention of personal problems returns us to the questions with which I began. When do we use experts? For what? How do we structure and control expertise in society?“ (Abbott, 1988, S. 596)

Unter dem Primat der funktionalen Differenzierung kommt Andrew Abbott (1988) dazu, wie zuvor Talcott Parsons, ein „System von Professionen“ anzunehmen. Professionen sind bei Abbott sehr weit gefasst als „exclusive occupational groups applying somewhat abstract knowledge to particular cases“ (Abbott, 1988, S. 8). Die Besonderheit bei Abbotts Ansatz liegt darin, dass er nicht von einem „naturalisierten Kern von Professionen“ ausgeht, sondern einen konflikttheoretisch orientierten und gleichzeitig geschichtlich hergeleiteten Ansatz zur Erforschung der Grenzverläufe von Professionen erarbeitet hat (vgl. Prietl & Ziegler, 2017, S. 102):

„My model embraces and explains interprofessional conflicts ignored by the professionalization theorists and the functionalists. It shows how professions both create their work and are created

³³ Diese grundlegende Feststellung lässt sich für den Journalismus seit der Entgrenzung öffentlicher Kommunikationsmöglichkeiten durch das Internet nicht pauschal festhalten. Denn: Viele Personen vermitteln Informationen und Neuigkeiten über Social Media ohne einen professionellen Hintergrund. Die Schwerpunktsetzung des professionellen Journalismus auf die Kompetenz der Recherche kann ein Umgang mit dieser Entwicklung sein, dies verdeutlicht der Ausblick in Kapitel 6.

by it. It also notices, where its predecessors ignored, the impact of internal change on external position.” (Abbott, 1988, S. 640)

Damit durch Professionen Probleme gelöst werden können, verfügen sie über einen Wissenskörper. Dies ist verknüpft mit der hauptsächlich akademischen Ausbildung, die ihre Macht sowie das Prestige verfestigt (Abbott, 1988, S. 53–54). Professionen konkurrieren untereinander um Zuständigkeiten und Befugnisse. An „den Rändern“ der Professionen werden Konflikte ausgetragen, um die Grenzen der Zuständigkeiten neu zu bestimmen (Abbott, 1988).

2.2.1 Professionsdebatte in der Journalismusforschung

Über die Definition, das Verständnis und den Nutzen der Untersuchung von Professionen herrscht auch in der Kommunikationswissenschaft Uneinigkeit. Siegfried Weischenberg meint: „Bei kaum einem Thema der [...] Kommunikationswissenschaft wird dermaßen mit Nebelkerzen geworfen wie bei der Diskussion über Sinn und Unsinn journalistischer Professionalisierung“ (2002, S. 497). Und auch in der internationalen Forschung wurde diese Frage lange Zeit diskutiert: „Much ink has been spilled over arguments about whether journalism is a bona-fide profession. Even more ink has been used by scholars who have attempted to identify the criteria that make an occupation a profession“ (Soloski, 1989).

Während der Systemtheorie zufolge die Herausbildung von Professionen nur in einigen Funktionssystemen möglich erscheint, sehen WissenschaftlerInnen anderer Schulen das Phänomen anders gelagert. Sie sehen die Entstehung von Professionen z. B. bereits darin bestätigt, dass einige Personen *mehr Wissen* über Tätigkeiten haben als andere. Einen Beruf als Profession zu kategorisieren, soll auf die Höherwertigkeit hinweisen.³⁴

Harold Wilensky nennt fünf Kriterien, die Berufe nacheinander durchlaufen müssen, um als Profession zu gelten: 1) die Entstehung des Berufs als Vollzeittätigkeit, 2) Entstehung von Ausbildungsstätten für den Nachwuchs, 3) Abgrenzung zu weniger ausgebildeten Berufen des eigenen Felds und Zugangsbeschränkungen, z. B. über Abschlüsse und harte Konflikte mit „Nachbarberufen“ über Rechte und Fähigkeiten, 4) Zusammenfassung der Berufsregeln in einem Verhaltenskodex als Berufsethik,

³⁴ Ein Blick auf die Diskussion in den 1970ern, als die Berufssoziologie ein Hoch hatte, zeigt, wie uneinig man sich über den Sinn von Abgrenzung zwischen Profession und Beruf war, und welche Blüten dies schlug: Der Beitrag „Jeder Beruf eine Profession?“/“The Professionalization of Everyone?“ von Harold Wilensky (1972) bringt eine Entwicklung der 1970er Jahre auf den Punkt: der Begriff der Profession ist inflationär gebraucht worden, viele VertreterInnen eines Berufs sahen in ihrer Tätigkeit die Merkmale einer Profession, da sie spezifische gesellschaftliche Problemlagen zu adressieren vermögen. Der Begriff der Profession wurde alltagssprachlich zur Kontrastierung von sogenannten einfachen und gehobenen Berufen verwendet. Da ihm dies keine scharfen Konturen gibt, schlägt Hartmann (1972) vor, die Kategorie des Wissens und der Gesellschaftsorientierung einzubeziehen, um Arbeit, Beruf und Profession auf einer Skala voneinander abzugrenzen. Von Arbeit über Beruf hin zu Profession vermehrte sich das spezifische aufgabenbezogene Wissen und die Frage der Ausrichtung an gesamtgesellschaftlicher Orientierung. „Noch präziser wäre zu sagen: Professionalisierung bedeutet die Veränderung von einer einigermaßen ausgeprägten zu einer besonders starken Systematik des Wissens und die Ausweitung der sozialen Orientierung vom Mittelmaß zur ausgesprochenen Kollektivitätsorientierung.“ (Hartmann, 1972, S. 40–41)

Versuch der Monopolisierung des Berufs, 5) aus den vorherigen Schritten entsteht der Anspruch nach anerkannter Autonomie und Kompetenz (vgl. Wilensky, 1972, S. 202–205). Weischenberg stellt fest, dass der Journalismus, gemessen an diesen Maßstäben „ein gutes Stück davon entfernt ist“, als Profession zu zählen. Weischenberg sieht jedoch in dem Konzept einen analytischen Wert. Z. B. ließe sich damit untersuchen, ob und welche KommunikatorInnen sich wie stark von den Einflüssen durch Verlage oder Politik schützen und damit als professioneller gelten können (Weischenberg, 2002, S. 493).³⁵ Dieser Ansatz offenbart damit auch den Nutzen, den eine Auseinandersetzung mit dem Professionsbegriff haben kann – da Professionen eine Unabhängigkeit attestiert wird, kann die Befassung mit der Professionalität bzw. die Einordnung des Journalismus als Profession in gewisser Weise als Gradmesser für journalistische Unabhängigkeit gelten und damit ein wichtiges Kriterium seiner Qualität darstellen (siehe Kapitel 2.4.1).

Der Soziologe Rainer Lepsius stellte bereits 1964 fest, dass der Journalismus eine „Quasi-Profession“ sei. Lepsius führte dies darauf zurück, dass das Tätigkeitsfeld nicht durch feste Zugangsregeln zu beschränken sei, daher auch die Berufszugehörigkeit und die Autonomie nicht durchzusetzen seien. Sanktionierungen werden damit unmöglich (M. Rainer Lepsius, 2017). Vor diesem Hintergrund ist es verwunderlich, dass die deutsche Journalismusforschung in den 1970ern die Debatte um die Frage, ob es sich beim Journalismus um eine Profession handeln kann, erneut aufgriff und z. B. Kurt Koszyk (1974) die Professionalisierungsfrage für den deutschen Journalismus nochmals kundmachte, sich selbst aber darauf berief, Professionalisierungstendenzen im Journalismus zu untersuchen – ein Ansatz, der ihm wohl vielversprechend erschien (Scholl & Weischenberg, 1998, S. 44). Sowohl Neverla als auch Weischenberg sahen darin allerdings das Ziel, das Image der JournalistInnen aufzuwerten und das Bild eines einfachen Anlernberufs abzulegen (Neverla, 1998, S. 55; Weischenberg, 2002, S. 498–499).

Dass die JournalistInnen Anschluss an die Steigerung von Prestige anderer akademischer Berufe suchten, nachdem ihre Ausbildung immer höheren wissenschaftlichen Standards und Anforderungen gerecht wurde, bestätigt der Soziologe Janowitz (1975) für den US-amerikanischen Journalismus. In seiner Studie stellt er zwei alternative journalistische Rollenkonzepte vor, in die sich JournalistInnen unterteilen ließen: die des Gatekeeper- und des Advocate-Journalist (siehe Kapitel 1.3). Den journalistischen Interessensverbänden kam die Professionalisierungsdebatte damals gelegen, denn sie forderten ein höheres Qualifikationsniveau ihres Nachwuchses, das sie demokratietheoretisch begründeten. Dies fiel zusammen mit hochschulpolitischen Wünschen, berufsbezogene Studiengänge einzuführen (vgl. Neverla, 1998, S. 55). Dass aber der Journalismus die zentralen Aspekte der Professionalisierung nicht erfüllt, musste auch in dieser erneut geführten Debatte schnell festgestellt

³⁵ Zu empfehlen, für einen Überblick zu empirischen Studien und zur Professionalisierungsdebatte im Journalismus ist Weischenberg (2002, S. 489–535).

werden.³⁶ Diskussionen über die Wertigkeit und das Prestige journalistischer Arbeit erinnert an die frühe Auseinandersetzung im deutschsprachigen Raum, ob Journalismus ein Begabungsberuf oder ein Beruf mit fest umrissenen, also erlernbaren Berufsmerkmalen ist – ob er eine „vocatio“ oder eine „occupatio“ darstellt (Stalman, 1974, S. 36).

Während andere klassische Professionen wie ÄrztInnen oder JuristInnen etwa die Kontrolle über den Zugang zu ihrer Arbeit behalten (Abbott, 1988, S. 104), kann der Journalismus sich vor allem dadurch abgrenzen, dass er seine öffentliche Wahrnehmung in einem großen Maße durch die eigene Arbeit selbst beeinflusst. Zum einen ist es die tägliche journalistische Praxis, welche dem Publikum durch Veröffentlichungen sichtbar wird. Zum anderen sind es auch spezielle Formate, die Hintergrundinformationen zu Recherchen liefern, welche bedeutsam sind, um die journalistische Arbeit zu rechtfertigen: „By revealing to the public some of its professional terminology and insights, a profession attracts public sympathy to its own definition of tasks and its own approach to solving them.“ (Abbott, 1988, S. 91)

Der konflikttheoretische Ansatz von Abbott lenkt dabei aber auch den Blick auf Konkurrenz. Für den Journalismus sind es Laien, Unternehmen oder die Politik, die durch das Internet eine Vielfalt von Kommunikationskanälen zur Verfügung haben und nicht mehr auf den Gatekeeper des Journalismus zur öffentlichen Kommunikation angewiesen sind. Seitdem Laien durch das Internet dazu befähigt wurden, selbst Massen zu erreichen, ist überhaupt eine alternative und nicht organisierte Form der Fremdbeschreibung des Journalismus an ein Publikum möglich.

Die Auseinandersetzung mit Professionssoziologie für den Journalismus hilft das journalistische Selbstverständnis nachzuvollziehen. Der wohl vielversprechendste Ansatz ist die Untersuchung von Professionalisierungstendenzen im Journalismus, als ein Gradmesser für Qualitätsanforderungen, wie z. B. jener der Autonomie des Journalismus (Scholl & Weischenberg, 1998, S. 44 und siehe Kapitel 2.4).

2.2.2 Professionalisierung vor dem Hintergrund der Gegenwartsherausforderungen des Journalismus

JournalistInnen teilen in Folge einer gleichartigen Professionalisierung des Berufs Wertvorstellungen (Deuze, 2005; Donsbach, 2012). In weiten Teilen der durch den Journalismus selbst organisierten Ausbildung findet eine informelle Auswahl über den Zugang zum Beruf statt. Aus diesen Gründen wird Journalismus als eine Semi-Profession bezeichnet oder von einer „De facto-Professionalität“ (Donsbach, 2012, S. 233) gesprochen.

³⁶ Kriterien, wie sie im Sammelband von Luckmann und Sprondel (1972) diskutiert und vorgeschlagen wurden, passten einfach nie auf den Journalismus (Neverla, 1998, S. 55).

„While journalism’s constitutional underpinnings in most countries obviate the licensing of practitioners, a lot can be done to foster a de facto-professionalization. By ‘de facto-professionalization’ we mean the development of an educational and behavioural standard in the profession without these standards being imposed and controlled by the authorities.“
(Donsbach, 2012, S. 233)

Donsbach sieht die Fortbildung und Anpassung der Ausbildung von JournalistInnen als eine Chance, die existenziellen Probleme des Journalismus anzugehen. Diese macht er u. a. in dem Verlust des Informationsmonopols aus. Das Informationsangebot durch JournalistInnen wird ergänzt um ein oftmals kostenloses Angebot z. B. nicht-professioneller und teilweise werbefinanzierter YoutuberInnen, InstagramerInnen, BloggerInnen oder PodcasterInnen. Dies bedeutet einen Einschnitt, der auch das klassische und sehr alte Geschäftsmodell und Wertschöpfungsmuster infrage stellt. Eine weitere Professionalisierung des Berufs sieht Donsbach daher in folgenden Bereichen als notwendig: „journalists should (1) possess a keen awareness of relevant history, current affairs, and analytical thinking, (2) have expertise in the specific subjects about which he or she reports, (3) have a scientifically based knowledge about the communication process, (4) have mastered journalistic skills, and (5) conduct himself or herself within the norms of professional ethics“ (Donsbach, 2012, S. 229). Der Professionalisierungsdiskurs heute verweist an dieser Stelle auf Probleme der Abgrenzung des professionellen Journalismus von Laienkommunikation (siehe dazu auch Mothes, 2014).

Abbotts Ansatz ermöglicht die Beobachtung von Dynamiken innerhalb des Berufsfeldes, etwa der Konkurrenz um Zuständigkeiten (Jurisdiction). Er fragt, wie eine Profession in ihrem Feld die Überhand über ihre Zuständigkeiten behält oder gewinnt. Abbotts Ansatz nimmt auch den Wandel von Professionen und Berufen in den Blick. Dies scheint in Bezug auf die aktuellen Entwicklungen im Journalismus (siehe Kapitel 1.5) und vor dem Hintergrund der Beobachtung einer kleinen und elitären Gruppe von JournalistInnen besonders relevant (siehe Kapitel 1.3). Für die Untersuchung einer Profession ist es besonders wichtig, die Aufgaben und Aktivitäten ebendieser zu beleuchten:

„to perform skilled acts and justify them cognitively is not yet to hold jurisdiction. In claiming jurisdiction, a profession asks society to recognize its cognitive structure through exclusive rights; jurisdiction has not only a culture, but also a social structure.“ (Abbott, 1988, S. 89)

Der Journalismus als Beruf der öffentlichen Kommunikation kann sich zu seiner Legitimation und Abgrenzung von anderen, nicht redaktionell organisierten Formen öffentlicher Kommunikation auf seinen Stellenwert in der Demokratie berufen, der ihm (verfassungs-)rechtlich eingeräumt wird. Der Journalismus hat im Gegensatz zu anderen Berufsgruppen einen strukturellen Vorteil, seine Ansprüche über die Geltung seiner Zuständigkeiten zu kommunizieren und durchzusetzen, etwa wenn es um den Schutz von Quellen oder das Aussage- bzw. Zeugnisverweigerungsrecht geht (Ludwig, 2007, S. 300–336). Der Investigativjournalismus legitimiert sich und die ihm zugestanden Privilegien durch sein journalistisches Handeln.

2.2.3 Professionalisierung als Problemlösungsmuster

Ist es sinnvoll, den Investigativjournalismus mit dem Ziel zu untersuchen, festzustellen, ob es sich um eine Profession entsprechend einem Set von vorab angesprochenen Kriterien handelt? Oder ist dieses Unterfangen wenig geeignet, ein Verständnis über die Funktion des Investigativjournalismus zu erlangen? Der Rückblick auf vergangene Debatten um die Professionalisierung der journalistischen Berufe zeigt, dass eine Wiederbelebung der Diskussion kaum lohnt. Es bietet sich ein Blickwinkel an, der die Frage von einer anderen funktionalen Stelle her beleuchtet. Spannender ist daher der Schluss, den die neuere systemtheoretische Untersuchung von Professionen durch Stichweh (1996) nahelegt. Es geht nicht um die Frage, ob man den Beruf als Profession zu bezeichnen hat, sondern welchen analytischen Wert wir der Professionalisierungssoziologie entsprechend in berufsinternen Abgrenzungs- und Definitionskriterien des (Investigativ-)Journalismus entnehmen können. Dies verweist wiederum auf die differenzierungstheoretisch zu beantwortende Forschungsfrage für dieser Arbeit: *Was ist Investigativjournalismus?*

Stichweh weist darauf hin, dass in der Professionsforschung die Untersuchung professioneller Strukturmuster in den Hintergrund gerückt und stattdessen die Berücksichtigung von Wissensbasiertheit in den Vordergrund gerückt sei. Dies führt ihn zur folgenden Ausführung:

„Diese neue Situation [Berücksichtigung von Wissens anstelle professioneller Strukturmuster in der Forschung, TP] bedeutet zugleich eine Weichenstellung für die Professionssoziologie. Entweder sie lockert die Kriterien für das Vorliegen eines professionellen Sozialsystems und erweitert die Klasse der als Professionen gedachten Berufe. Wenn sie so optiert, verschmilzt sie relativ schnell mit der Soziologie der Berufe. Die Alternative besteht darin, deutlicher herauszuarbeiten, daß Professionalisierung nur ein bestimmtes Lösungsmuster für spezifische Probleme in einigen Funktionssystemen ist.“ (Stichweh, 1996, S. 9)

Entsprechend diesem Gedanken können die Herausbildung von Professionen oder das Beobachten von Ansprüchen eine Profession zu verkörpern, innerhalb eines Funktionssystem als Anlass verstanden werden, herauszuarbeiten, welche Probleme mit der weiteren Differenzierung gelöst werden. Es bietet sich an, die internen Abgrenzungsversuche im Feld der öffentlichen KommunikatorInnen unter dem Aspekt der Professionalisierung zu untersuchen (Abbott, 1988; Stichweh, 1996). Dies hat dann auch rekursiv Auswirkungen auf die Professionstheorie, die nicht darin aufgehen kann, „heterogene Professionen“ in Beziehung zueinander zu setzen. Die Professionstheorie muss Professionalität innerhalb einzelner Funktionssysteme als Problemlösungsmuster verstehen und sie mit anderen

Problemlösungsmustern in der Gesellschaft vergleichen (vgl. Stichweh, 1996, S. 9).³⁷ Es bleibt in dieser Arbeit offen, ob die Notwendigkeit des veränderten Blicks auf Professionen auf den großen gesellschaftlichen Veränderungen beruht, die seit der ersten Befassung von Parsons mit Professionen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts stattgefunden haben, oder ob dieser neue funktionale Blick auf Professionalität als Problemlösungsmuster bereits in anderen gesellschaftlichen Kontexten eine erkenntnisreiche Perspektive eröffnet hätte.

Professionen wird nachgesagt, dass sie kein „eigenes Interesse besitzen oder verkörpern“, aus diesem Grund auch vertrauensbildend seien (Parsons, 1939). Diese postulierte Interessenlosigkeit der Professionen begründet ihren Anspruch, „unabhängig“ zu sein (Stichweh, 1996). Stichweh argumentiert, dass sich in sich weiter ausdifferenzierenden Gesellschaften die Berufung auf spezifisches „professionseigenes“ Wissen immer weniger eignet, um diesen Status zu begründen (siehe dazu Stichweh, 1996, S. 19). In einer sich ausdifferenzierenden Gesellschaft beanspruchen Professionen einerseits die Rollen von SpezialistInnen, andererseits die Rolle von AllgemeinpraktikerInnen. Dies sieht Stichweh als weitere Bestätigung dafür, dass Professionen vielleicht ein an Bedeutung verlierendes Übergangsphänomen einer in der Entstehung begriffenen modernen Gesellschaft waren. Damit ist die Form der Profession eher eine Beschreibungsfolie für bestimmte Ausdifferenzierungsprozesse in der Moderne. Sie deutet auf die Beobachtung spezieller Kommunikationsprobleme sozialer Systeme hin, welche in dieser Arbeit für den Investigativjournalismus und damit für den Journalismus, von dem sich diese spezielle Form des Journalismus ausdifferenziert, allgemein herausgearbeitet werden.

Da der Journalismus die Definitionskriterien einer Profession nicht erfüllt, verweisen Scholl & Weischenberg darauf, für den Journalismus und seine Binnendifferenzierung Professionalisierungstendenzen zu beobachten (vgl. Scholl & Weischenberg, 1998, S. 44). Ich vertrete das Argument, dass es sich bei dem Blick auf die Professionalisierung des Journalismus und der Herausbildung des Investigativjournalismus bzw. der Betrachtung der Tendenzen eben solcher um die als erfolgreich angesehene Aneignung von normativen Erwartungen an den Journalismus handelt. Dies beruht auf Parsons Auffassung zur Entstehung von Professionen allgemein: Professionen entstehen durch die Aneignung von normativen Maßstäben (Parsons, 1939). Zur Analyse der Gruppe der InvestigativjournalistInnen kann es daher das Vehikel sein, die Werte dieser JournalistInnen zu betrachten. Die Untersuchung der Professionalisierung des Investigativjournalismus über die Werte, denen sich seine JournalistInnen verschreiben kann es damit ermöglichen, herauszuarbeiten, welches Problemlösungsmuster in der Ausdifferenzierung dieser Form des Journalismus auszumachen ist.

Um die Werte des Journalismus und des sich davon ausdifferenzierenden Investigativjournalismus in diese Analyse des Systems des Investigativjournalismus einbeziehen zu können, werden diese in Kapitel 2.4 als Ideologie des Journalismus (Deuze, 2005) funktional eingeordnet.

³⁷ Siehe hierzu insbesondere auch die Argumentation von Pfadenhauer (2003) zur wissenssoziologischen Rekonstruktion institutionalisierter Kompetenzdarstellungskompetenz.

2.3 Hinter der Rolle: Persönlichkeit im Beruf

Die vorliegende Studie arbeitet die Sinnstruktur des Investigativjournalismus heraus, um ihn zu charakterisieren. Die Ergebnisse werden als Systemtheorie des Investigativjournalismus dargestellt, da diese seine Funktionslogik bestmöglich darlegen kann. Die Systemtheorie, deren Beobachtungsmodus in dieser Arbeit gefolgt wird, sieht Menschen weder als Teil oder Mitglied sozialer Systeme, sondern sie beobachtet Personen und Rollenträger als Umwelt von sozialen Systemen. In Luhmanns Theorie ist Persönlichkeit nicht bedeutungslos, er räumt allerdings Rollen eine große Bedeutung ein, denn sie sichern Erwartungen ab (vgl. Luhmann, 1984, S. 431). In der Regel ist eine Person TrägerIn mehrerer Rollen und damit Teil der Umwelt verschiedener Sozialsysteme.³⁸ Eine idealtypische Untersuchung der JournalistInnen kann insofern *einfach* eine Untersuchung der Rolle sein und entsprechend darauf abzielen, andere Aspekte, welche eine Person in ihren vielen Rollen ausmacht, auszuklammern.

Der Systemtheoretiker Kurtz hält allerdings fest, dass dem Beruf eine „eminente wichtige Bedeutung für die soziale Positionierung des Einzelmenschen beigemessen werden muss“ (Kurtz, 2001a, S. 10), wengleich es sich nicht, wie etwa seit der christlichen Frühzeit oder dem Mittelalter, um eine Aufgabe handelt, die einerseits völlige Hingabe erfordert, dafür andererseits die Erfüllung verspricht. Für die biografische Identitätsbildung ist der Beruf und die Arbeit der entscheidende Faktor, ebenso für die individuelle Konstruktion des Lebenssinns (Kurtz, 2001b, S. 8). Auch Pfadenhauer (2003) stellt heraus, dass in der beruflichen Sozialisation nicht nur Arbeitsfähigkeiten gelehrt werden, sondern auch „bestimmte Typen von Subjektivität geprägt“ werden. Die berufsmäßige Rolle und die Aufgaben haben damit auch einen großen Einfluss auf die Identität und den Lebensverlauf. „Neben der nationalen und ethnischen Zugehörigkeit, neben Besitz- und Standesverhältnissen, neben Geschlecht und Alter, in vielerlei Hinsicht auch schon vor diesen Merkmalen ist der Beruf nämlich ein zentraler Faktor für die Positionierung des modernen Menschen im sozialen Raum“ (Pfadenhauer, 2003, S. 22; Schelsky, 1954). Aber auch die Umwelt und Veränderungen in dieser beeinflussen Professionen und Berufe, sowie auch das Selbstverständnis der „professionals“, wie in Studien festgehalten wurde (Abbott, 1988; Hotho, 2008).

Eine Untersuchung des Investigativjournalismus, bei der die vielen Facetten der Identität ausgeklammert werden, übersieht, dass Anforderungen eines Berufs, die z. B. in Form von Stellenausschreibungen oder Ausbildungsrahmenplänen sichtbar werden, konkret nach Persönlichkeitseigenschaften fragen, die nicht über berufliche Qualifizierungen erworben werden

³⁸ Ausnahmen können dann gelten, wenn es sich um Mitgliedschaften in totalen Organisationen handelt, wie z. B. einem Kloster oder einer psychiatrischen Anstalt. In diesen Fällen wird die Persönlichkeit von einem einzigen Sozialsystem erfasst.

können.³⁹ Die genannten Aspekte zur Bedeutung der Persönlichkeit für die Ausübung der Rolle können in diese Beobachtungen zur Bedeutung des Investigativjournalismus im System des Journalismus integriert werden, da eine Analyse der Sinnstruktur des Investigativjournalismus erfolgt, welche über die objektive Hermeneutik auch subjektzentrierte Ansätze und ihre Erkenntnisse integrierbar macht (siehe Einleitung und Kapitel 3). Daher werden subjektzentrierte Ansätze aus der Berufsforschung in diesem Theoriekapitel eingebracht, um ihre Erkenntnisse in die Analyse der Interviews einzubeziehen. Der Fokus liegt auf der Bedeutung der Sozialisation im Journalismus.

2.3.1 Arbeitsorganisationen und Gesamtgesellschaft – die Bedeutung des Betriebs

Schelsky schreibt in einer frühen soziologischen Auseinandersetzung mit Arbeit und der Bedeutung des Betriebs, dass es eine Neigung gäbe, den Betrieb als verhältnismäßig isoliertes soziales Gebilde anzusehen. Der Arbeitsplatz sei aber als Teil einer gesellschaftlichen Gesamtkommunikation zu sehen. Die Aufgabe der Betriebssoziologie sei es deshalb, die Betriebsprobleme in ihrer Bezogenheit auf die Strukturen und Problematiken der Gesellschaft zu durchdenken (vgl. Schelsky, 1954, S. 26).⁴⁰ In der organisierten Arbeit werden Strukturen, Spannungen und Schwierigkeiten der Gesamtgesellschaft „verkörpert“. Sie müssen hier gelöst werden:

„Die außerbetriebliche soziale Umwelt stellt ihre Anforderungen und Ansprüche an den Betrieb, ihre Probleme schlagen in den Betrieb hinein, und dieser kann diese Vorgänge nicht nur als Störungen ansehen, nicht nur als Faktoren abtun, die ja mit dem eigentlichen Betriebszweck der Produktion und der innerbetrieblichen sozialen Verhältnissen nichts zu tun hätten, sondern muß erkennen, daß er wie jedes soziale Gebilde, wie die Familie, die Gemeinde, die Kirche usw., die von der gesamtgesellschaftlichen Situation gestellten sozialen Fragen in sich auch zu beantworten hat, zumal er zu einer für die gesamtgesellschaftliche Verfassung so grundlegenden sozialen Institution geworden ist, wie der industrielle Betrieb für die industrielle Gesellschaft.“ (Schelsky, 1954, S. 27)

Für den Journalismus rückt die Bedeutung der Redaktion in den Mittelpunkt der Beobachtung. Die Arbeit im Journalismus wird organisiert innerhalb der Medienorganisationen. Für Printjournalismus ist die Unterteilung in Verlag und Redaktion die Regel. Während im Verlag idealtypischerweise die Vermarktung und Distribution organisiert werden, organisiert die Redaktion alles Journalistisch-

³⁹ Damit geht aus der Beobachtung von Beck et al. insbesondere auch eine schicht- und milieuspezifische Verteilung von Ausbildungsvoraussetzungen und sogenannten Basisqualifikationen einher (Beck et al., 1980, S. 204). Beck et al. (1980) haben dies anhand des Berufsbilds des Einzelhandelskaufmanns herausgearbeitet.

⁴⁰ Schelsky sah Fragen des Verhältnisses von Mensch und zunehmend technischerer Produktionsweise als weitgehend gelöst an, während Fragen um die Kräfte, Spannungen, Strukturwandlungen und sozialen Zielsetzungen der außerbetrieblichen Gesamtgesellschaft (welche in den Betrieb hineinwirken), als zentral und unbeantwortet seien (vgl. Schelsky, 1954, S. 28).

Inhaltliche. Nach Schelsky finden sich gesamtgesellschaftliche Verhältnisse und Spannungen wieder in den Organisationen der Arbeit. So lange in der Gesamtgesellschaft etwa Diskriminierungen oder andere Konflikte vorherrschen, werden sie es auch in Medieninstitutionen und dem Journalismus.

Aus Sicht der Systemtheorie partizipieren alle Gesellschaftsmitglieder als spezialisierte Rollenträger an der gesellschaftlichen Gesamtkommunikation. Sie lösen spezifische Probleme, die mit ihrer Rolle verbunden sind. Sogenannte gesamtgesellschaftliche Probleme können dabei als Störungen oder Irritationen in Organisationen auffallen und intern über Programme gelöst werden. So finden Diskrepanzen zwischen wahrgenommenem (oder gesetzlich verordnetem) Anspruch und beobachteter Wirklichkeit ihre Umsetzung in Programmen (zum Beispiel Diversity-Richtlinien, der Förderung von Frauen oder QuereinsteigerInnen, oder der Thematisierung von Nachhaltigkeit). Inwiefern die Adressierung des Problems auch einer *echten* Lösung⁴¹ gleichkommt, ist dabei nicht gesagt (Mölders, 2015a, S. 6). Die Organisation der Arbeit ist damit also auch entsprechend der Theorie sozialer Systeme nicht isoliert von der Umwelt, sondern kann mit den Problemen, die aus ihrer Umwelt an sie heranreichen, gewissermaßen belastet werden.

2.3.2 Bedeutung von Zugehörigkeit – die Redaktion als Sozialisationsinstanz

Beck et al. (1980) sehen in Person und Beruf eine Einheit. Sie untersuchen die Bedeutung des Berufs „subjektbezogen“, dabei aber nicht aus sozialpsychologischer Sichtweise oder mittels interaktionistischer oder handlungstheoretischer Perspektive, viel mehr untersuchen sie machttheoretisch die Struktursachverhalte in Bezug auf sogenannte *objektive Konsequenzen*, die mit Beruf und Berufsstrukturen für Individuen verbunden sind (Beck et al., 1980, S. 14–15). Im Kern legen die Autoren dar, dass sich fachliche und persönliche Qualifikationen kaum trennen lassen, zudem seien *„persönliche Eigenschaften und Fähigkeiten direkt funktional für den Arbeitsprozeß“* (kursiv im Original Beck et al., 1980, S. 201) und deshalb gehörten sie systematisch zum Berufsbild. Andererseits stellen die Autoren aber auch fest, dass die Berufsausbildung zudem „offenkundig faktisch ‚Persönlichkeitsbildung‘ im Sinne der Formung von Personen, ihrer Eigenschaften und Fähigkeiten“ (Beck et al., 1980, S. 201) ist. Eine Berufsausbildung, wie sie dann anhand ihres Beispiels darlegen, ist durch die Bindung an die Zwänge der Wirtschaftlichkeit nicht als grundsätzliche Erweiterung des Wissens und der Kenntnisse zu sehen, sondern stellt zugleich eine starke Vereinseitigung und Einschränkung dar, die die Persönlichkeitsentwicklung hemmen oder verhindern kann. Dies geschieht, indem Qualifikationsbereiche in selbstständige Teilbereiche oder Berufsgruppen zerteilt werden und „an bestimmten Punkten“ vorgeschrieben wird, den Lernprozess abubrechen (Beck et al., 1980, S. 203).

⁴¹ Eine die Struktur des Problems verändernde und nicht lediglich die Thematisierung ändernde Lösung.

Durch die Gatekeeping-Forschung in der Journalistik wurde das Thema der Redaktionssozialisation in der Forschung angestoßen. Eine frühe und für diese Arbeit aufschlussreiche Studie ist die von Warren Breed (1955). Er untersucht Printredaktionen und analysiert, warum JournalistInnen der Blatt- bzw. Redaktionslinie (Policy) folgen, welche von den HerausgeberInnen gewünscht ist. („While policy is set by the executives, it is clear that they cannot personally gather and write the news by themselves” (Breed, 1955)). Die Studie von Breed erkennt die Bedeutung der Redaktion als Sozialisationsinstanz an, denn sie verortet das Lernen der Redaktionslinie im Prozess der beruflichen Sozialisation. Policies existieren in der Redaktion (Newsroom) als Orientierungsmaßstab und werden von neuen Redaktionsmitgliedern im täglichen Miteinander erlernt. Breed arbeitet heraus, dass es sich um das Erlernen dieser Redaktionslinie nie an expliziten Richtlinien festgemacht wurde oder an bestimmte organisierten Lerneinheiten für die NeueinsteigerInnen gekoppelt war. Stattdessen identifiziert Breed Prozesse der Aneignung der Redaktionslinien. Diese sieben sind: 1) das Lesen der Zeitung, für die sie arbeiten, („Unless the staffer is naive or unusually independent, he tends to fashion his own stories after others he sees in the Paper. This is particularly true for the newcomer” (Breed, 1955)). 2) dass ihre eigenen Stories entsprechend der Redaktionslinie redigiert werden, 3) durch Lob und Tadel für ihre Arbeiten, welche entsprechend mehr oder weniger diesen Erwartungen entsprechen 4) durch den informellen Austausch mit ihren KollegInnen und den RedakteurInnen, 5) aus informellen „conferences“ 6) aus Veröffentlichungen wie Newslettern des Verlags und indem sie 7) ihre Vorgesetzten beobachten und ihre Einschätzungen und Kommentare mitbekommen.

In der vorliegenden systemtheoretischen Arbeit werden diese Aspekte als Programme des Investigativjournalismus identifiziert, da sie steuern, wie der Code Anwendung findet (siehe Kapitel 5). Es gibt Medien und Sendungen, in deren Selbstverständnis das Investigative verankert ist und deren „Policy“ das Publizieren von Missständen umfasst. JournalistInnen, die hier tätig sind, werden sich – Breed zufolge – diese Werte im Prozess der Sozialisation aneignen. In der Einleitung wurde bereits herausgearbeitet, dass sich nur wenige JournalistInnen als InvestigativjournalistInnen verstehen und in der Vielzahl der vorhandenen und so diversen Medienlandschaft nur eine Minderheit es als Aufgabe begreift, zu kritisieren und zu kontrollieren. Doch auch in diesen Medien ist Investigativjournalismus möglich. Wie ist also zu erklären, dass sich innerhalb einer Redaktion eines Mediums JournalistInnen finden, die unterschiedliche Aufgabenverständnisse haben? Und wie hängt die „Policy“, die Redaktionslinie, mit dem variierenden journalistischen Selbstverständnis zusammen?

Breeds Ausführungen dazu, wie die Policy geändert oder missachtet wird, sind für die Beantwortung dieser Fragen aufschlussreich. Er erklärt, dass Policies, die fast nie schriftlich vorliegen oder klar definiert sind, genau aus diesem Grund Abweichungen zulassen oder geradezu erzeugen. Und er stellt fest, dass bestimmte Faktoren das Umschiffen der Policy geradezu erwartbar machen. Diese sind zum Beispiel, wenn die Redaktionslinie unklar ist, wenn JournalistInnen zu ExpertInnen auf einem Gebiet werden, bei dem nicht eindeutig ist, wie damit im Sinne der Blattlinie umzugehen ist, wenn ein anderes

Medium eine Story publiziert hat, nachdem es „Leaks“ dazu gab. Zudem können „Star Journalists“ jegliche Policyregeln, seien sie formell oder informell, übergehen.

Diese Aspekte sind in Bezug auf den Investigativjournalismus besonders spannend. Die folgenden Ausführungen in Teil II dieser Arbeit werden verdeutlichen, dass der Investigativjournalismus damit die bestehenden Redaktionslinien unter Spannung setzt, sofern die Redaktionswerte nicht eng mit der Aufgabe der Kritik und Kontrolle verknüpft sind.

Eva Nowak untersucht in ihrer Dissertation das Potenzial und die Qualität der JournalistInnenausbildung in Deutschland. Sie hält fest, dass die journalistische Sozialisation die betriebliche Erfahrung benötigt, „um darüber reflektieren zu können, auch um Journalismus zu erleben, zu analysieren und weiterentwickeln zu können“ (Nowak, 2007, S. 142). Die Ausbildungen im Journalismus unterscheiden sich in der Intensität und der Qualität. JournalistInnen, die etwa an renommierten Schulen mehrjährige Programme durchlaufen haben, können andere Kompetenzen aufweisen als Personen, die möglicherweise über ein Praktikum in den offenen Beruf gelangt sind. Junge JournalistInnen benötigen den Betrieb, also die Redaktion, um ihre Rolle zu finden bzw. vorhandene zu „hinterfragen und [zu, TP] reflektieren“ (Nowak, 2007, S. 141)

Beck et al. kritisieren, dass die Anforderungen an die Persönlichkeit bereits milieuspezifische Gruppen adressieren und wiederum andere ausschließen. Zudem wird über den Zuschnitt des ausbildungsrelevanten Wissens eine Hierarchisierung von Qualifikationsprofilen vorgenommen: „Wer Verkäufer wird, ist einfach schon von seinem Berufsbild her darauf angewiesen, unter der wissenden Anleitung und Oberaufsicht mindestens eines Einzelhandelskaufmanns, wenn nicht sogar höher rangierender kaufmännischer Berufe zu arbeiten“ (Beck et al., 1980, S. 203). In Bezug auf den Journalismus belegen Studien, dass 68 % der JournalistInnen aus der „am höchsten gemessenen Herkunftsgruppe“ (Lueg, 2012, S. 151) stammen. Dies ist demokratietheoretisch relevant, insbesondere wenn es um die Funktion des Erkennens und publizistischen Weiterverarbeitens von sozialen Problemen als Missständen geht. Eine feldtheoretische Studie zum Habitus hält fest, dass sich diese Herkunftsexklusivität im journalistischen Angebot niederschlagen droht: „Die Berichtersteller sind gefährdet, einseitige und selbstreferenzielle Angebote an eine ihnen habituell entsprechende Rezipientengruppe zu unterbreiten“ (Lueg, 2012, S. 152). Diese Erkenntnisse wären in einer quantitativ orientierten Anschlussstudie für das Feld des Investigativjournalismus noch zu erheben.

2.3.3 Die „Innenseite“ des Berufsbilds

„Jedes Berufsbild enthält als ‚Innen- und Subjektseite‘ ein sozial standardisiertes Persönlichkeitsbild, und die Verwirklichung des Berufsbilds in Ausbildung und Arbeit kann und muß verstanden werden als die Verwandlung und Verfestigung von Strukturmerkmalen von Berufen in Standardeigenschaften von Personen. Berufe als institutionalisierte Kombinationen von Arbeitsfähigkeiten bleiben der Person des Berufstätigen keineswegs äußerlich, sondern sie stellen faktisch personenbezogene Entwicklungs- oder Sozialisationsschablonen dar, nach

denen nicht nur ‚Fachwissen‘, sondern auch fundamentalere Persönlichkeitseigenschaften und -fähigkeiten vermittelt bzw. ausgebildet werden“ (Beck et al., 1980, S. 205).

Darin liege nach Beck et al. die persönlichkeits- bzw. subjektkonstituierende Bedeutung von Berufen, die dann nicht nur gesellschaftliche Organisationsformen des arbeitsrelevanten Wissens und Könnens sind, sondern auch eine Organisationsform der Subjektivität. (vgl. Beck et al., 1980, S. 205).

Die Arbeit und das Erlernen durch *aktives* Arbeiten verändert, wie die Autoren vorsichtig in den Raum stellen, die „unbewussten Reflexe“ und auch Gewohnheiten, die an den bewussten Zielvorstellungen und Handlungsabläufen ihrer Tätigkeit reguliert werden. Im Ergebnis führt das „erfolgreiche Arbeitslernen“ dann zu Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten („er weiß, was er kann“ (Beck et al., 1980, S. 207)). In Bezug auf den Investigativjournalismus kann dies erklären, wieso „alte Hasen“ im Job ihre Techniken der Recherche etwa als nicht technisierbar annehmen und daher nicht mehr thematisieren können (siehe Schlussbetrachtungen in Kapitel 6). Berufe haben dieser Auffassung zufolge also auch eine persönlichkeitsbildende Wirkung. KollegInnen stellen für die arbeitende Person die erste Instanz der Realitätskontrolle für die Arbeitsleistung und die Selbstdarstellung dar. Ergänzend dazu halten die Autoren um Beck fest: „Auf Basis der Gemeinschaftsbildung um eine Sachaufgabe herum wird rationale Konfliktlösung möglich, und es wird nötig, daß jeder die Einseitigkeiten der anderen nach Möglichkeit zu ergänzen, auszugleichen versucht und den eigenen Arbeitsteil im Gesamtzusammenhang zu sehen und zu beurteilen lernt“ (Beck et al., 1980, S. 207). Dies stellt auch die Bedeutung der Redaktion heraus. Aber auch die Sozialisation in JournalistInnenschulen wird hier prägen. So ist erklärbar, dass manche AbsolventInnen von JournalistInnenschulen im Job verwundert feststellen, dass die Zuschreibung von Relevanz nicht den Idealtypen der Maßstäbe in der Ausbildungsstätte entspricht. Die Erweiterung des persönlichen Netzwerks, aber auch die individuelle Weiterbildung kann auf der anderen Seite lange Jahre tätigen JournalistInnen zeigen, dass Techniken der Recherche und der Zuschreibung von Relevanz gewinnbringend sind.

Der Aspekt des Tauscherts von Arbeit lässt die Ausbildungsseite in den Mittelpunkt rücken, die von den BerufsanwärterInnen im Sinne der Verkaufbarkeit ihrer Arbeitskraft hin optimiert werden muss. Auch hier wird das System der Ausbildung auf die Wirtschaftlichkeit ausgerichtet: „*Der Beruf als Entwicklungsschablone fördert nur solche Fähigkeiten und Talente, die irgendwie einen ökonomischen Nutzen haben.*“ (Kursiv im Orig. Beck et al., 1980, S. 212) Durch den Beruf als „Persönlichkeitsmodell“ werden ebenfalls ökonomische Maßstäbe angesetzt und Entwicklungen unterstützt, die eine Verkaufbarkeit auf dem Arbeitsmarkt steigern. Dies fördere eine weitere Vereinseitigung des Wissens und mag den ressourcenintensiven investigativen Journalismus schlechter verkäuflich erscheinen lassen.

2.3.4 Fremd- und Selbstidentifizierung mit dem Beruf

Unter Berufung darauf, dass die einst primär identitätsstiftenden Instanzen und Beziehungen wie Standeszugehörigkeit oder Religion immer weiter an Bedeutung verlieren, wird die Rolle des Berufs, welche die „Eigenschaft als Teilnehmer am Warenaustausch“ darstellt, immer bedeutender (vgl. Beck

et al., 1980, S. 216–217). Die Identifikation von anderen Personen erfolge zuerst über den Beruf dieser Person, es könnte sich z. B. um die Journalistin einer Lokalzeitung handeln. In sozialen Beziehungen kommt dem Beruf also eine konstitutive Bedeutung zu. Argumentiert wird, dass Berufe einen hohen Informationsgehalt über die Identität von Personen geben. Wenn entsprechend der Milieuzuordnungen nach Bourdieu (2018) deduktiv auf Geschmack und außerberufliche Fähigkeiten rückgeschlossen wird, ist dies allerdings problematisch.⁴² Diese Annahmen beruhen auf Stereotypen, sie können damit sowohl schlichtweg falsch sein oder sich als self-fulfilling erweisen, also ihre Wirklichkeit erst selbst herstellen. Es gibt somit vielmehr Aufschluss über die Konstruktion von Berufsbildern als *tatsächliche* Kenntnis über die einzelnen RolleninhaberInnen (vgl. Beck et al., 1980, S. 217–218; Berger et al., 1969).

Die Selbstidentifizierung mit dem Beruf liegt laut den Autoren darin begründet, dass die Personen als „BerufsinhaberInnen“ erkannt und behandelt werden müssen. Sie ist damit eng mit der Fremdidentifizierung verknüpft. Dies wird auf drei Faktoren zurückgeführt: 1) Durch die Investition in Form der Ausbildung und Berufspraxis ist die Person immer weiter festgelegt auf ihre Tätigkeit. Die wahrgenommene Alternativlosigkeit verstärkt die Bindung zum Beruf. 2) Das Expertentum ermöglicht eine berufsmäßige Demonstration von Identität, z. B. als Fachmann oder Expertin für Spezialgebiete. Dies wird als sinnstiftend angesehen und hilft in den Feldern des Einsatzes, Expertise und Macht zu demonstrieren. Es kann zur „Quelle von Selbstbestätigung und Selbstwertgefühl“ (Beck et al., 1980, S. 221) werden. Die Autoren beobachten eine „Ersatzidentifizierung“ im Falle von industriellen Berufen oder Berufen in entfremdeten Tätigkeiten mit dem Unternehmen. 3) Die „Nadelöhrfunktion“ des Berufs liegt in seiner Eigenschaft, eine „Brücke zur Gesellschaft“ aufzubauen, das Nadelöhr, durch das hindurch der unmittelbare private Kreis mit seinen Angelegenheiten hinter sich gelassen wird. (vgl. Beck et al., 1980, S. 218–223).

Die Erkenntnisse aus den subjektzentrierten Arbeiten zur Bedeutung der Persönlichkeit für den Beruf, aber auch des Berufs für die Identität einer Person konnten zeigen, dass ihre Integration in den Aufbau einer Theorie des Investigativjournalismus eine hohe Erkenntnisdichte liefern können. Die Arbeiten betonen die Bedeutung der Ausbildung im Journalismus selbst oder gerade deshalb, weil der Zugang zum Beruf rechtlich nicht regulierbar ist. Die Ausbildung und damit die Sozialisation im Journalismus stellt so einen wichtigen Faktor dar, der die vorab beobachtete starke Binnendifferenzierung bereits theoretisch erklären kann (zur hohen Binnendifferenzierung im Journalismus siehe Kapitel 1.3). Es besteht einerseits die Annahme, dass das Wissen über das Vorgehen bei dem Verdacht auf einen Missstand ungleich verteilt ist. Aber auch der Beobachtungsmodus auf die Gesellschaft mag sich je nach Reporter-Persönlichkeit unterscheiden. Dies würde wiederum auf eine interne Differenzierung des Journalismus in verschiedene Subsysteme verweisen (siehe Hypothese in Kapitel 1.7). Auf Recherche und das Erlangen verborgener Informationen ausgerichtete JournalistInnen können andere Projekte

⁴² Die Autoren Beck et al. (1980) berufen sich dabei nicht auf Bourdieu (2018), dieser hat „Die feinen Unterschiede“ erst sieben Jahre später veröffentlicht.

realisieren als JournalistInnen, die sich etwa durch Fortbildungen im Bereich der Suchmaschinenoptimierung spezialisiert haben.

2.4 Die Werte des Journalismus

Einstellungen und Werte bilden laut Marc Deuze die Grundlage journalistischen Schaffens. Deutlich werde dies auch dadurch, dass JournalistInnen sich immer wieder auf ihre Wertvorstellungen berufen (Deuze, 2005). In den Ausführungen zur Professionssoziologie wurde deutlich, dass geteilte Werte die Grundlage zur Herausbildung einer Profession aus einem Berufsfeld sind (siehe Kapitel 2.2, Parsons, 1939) und damit die Ausdifferenzierung eines Systems beobachtbar machen. Mit Stichweh wurde angeregt, diese Ausdifferenzierung funktional und damit als ein Problemlösungsmuster zu interpretieren, – also die Frage zu beantworten, worin der Mehrwert für einen Investigativjournalismus liegt, sich ggf. aus dem System des Journalismus ausdifferenzieren (siehe Kapitel 2.2.3).

Deuze hat die journalistische Identität herausgearbeitet. Sie beruht auf einer länderübergreifenden beruflichen Ideologie („social cement of an occupational ideology“ (Deuze, 2005)). Diese Ideologie („occupational ideology“) ist damit der Grundstein für die Herausbildung einer journalistischen Identität, welche laut Deuze in allen demokratischen Staaten beobachtbar sei. Unterschiedlich könne jedoch die Interpretation und Anwendung ebendieser sein – und auch zwischen einzelnen Mediengattungen variieren (Deuze, 2005; dazu auch Donsbach, 2012, S. 217). Es wird daher gefragt, ob die Sinnstruktur des Investigativjournalismus eine eigene Variation der Auslegung dieser von Deuze ausgemachten Werte zwischen Investigativ- und Nicht-Investigativjournalismus darstellt, oder ob sie nicht weiter vom Journalismus abgrenzbar sind.

Deuze argumentiert, dass die journalistische Ideologie die Arbeit der JournalistInnen prägt, weniger die Medienindustrie, das Ressort der einzelnen JournalistInnen und damit das soziale System des Journalismus (Deuze, 2005). Wenngleich Deuzes Ausführungen nicht dem Ziel folgen, den Journalismus als soziales System zu beschreiben, ermöglicht die Ideologie des Journalismus als Konzept ein tiefergehendes Verständnis zu den Dimensionen journalistischer Rollenverständnisse und kann die folgende hermeneutische Auswertung der Interviews theoretisch sättigen (ab Kapitel II).

2.4.1 Berufsideologie des Journalismus im Kontext der Berufsforschung

„Ideology is seen here as an (intellectual) process over time, through which the sum of ideas and views – notably on social and political issues – of a particular group is shaped, but also as a process by which other ideas and views are excluded or marginalized“ (Deuze, 2005)

ForscherInnen weltweit haben das Konzept der journalistischen Berufsideologie vorgebracht, jedoch fehlte laut Deuze (2005) eine klare Ausformulierung, wie sich diese Berufsideologie abzeichnet. Deuze arbeitet die Kerncharakteristika heraus, die diese Berufsideologie auszeichnen. Auffällig ist, dass sich

diese besonders gut über die Untersuchung der Entwicklung und des Konzepts der Professionalisierung des JournalistInnenberufs beobachten lassen. Seit dem Beginn der Journalismusforschung bezeichneten WissenschaftlerInnen den Professionalisierungsprozess im Journalismus als eine ideologische Entwicklung. Diese ideologische Entwicklung ermöglicht es, einen Konsens darüber herbeizuführen, wer "echter" JournalistIn" ist und was als "echter" Journalismus gelten kann (vgl. Deuze, 2005).

Ähnlich wie Beck (1980) (in Kapitel 2.3.2 Bedeutung von Zugehörigkeit – die Redaktion als Sozialisationsinstanz) beschreibt auch Deuze hier für den Journalismus einen Prozess der Aneignung von berufsbezogenen Werten und Vorstellungen durch die (journalistische) Praxis. Die Professionalisierung der JournalistInnen sei ein praktischer Prozess, bei dem durchgängig die der Arbeit zugrunde liegende „ideology“ definiert und präzisiert werden kann. Doch welche Eigenschaften machen diese Berufsideologie aus? Deuze konkretisiert das Konzept der Ideologie des Journalismus, indem er fünf idealtypische Eigenschaften bzw. Werte benennt. Diese sind 1. „Public service“-Orientierung der JournalistInnen, z. B. als Watchdogs oder aktive SammlerInnen und VermittlerInnen von Informationen, 2. Die Berufung auf Objektivität als Wert neutral, objektiv und fair zu berichten. 3. Die journalistische Autonomie, welche sich in freier und unabhängiger Arbeit zeigt, 4. Unmittelbarkeit, welche sich idealtypisch durch das Konzept von „News“ ausdrückt, also einem Aktualitäts- und Geschwindigkeitsanspruch gerecht wird und 5. eine journalistische Ethik, durch welche sich die JournalistInnen und ihre Arbeit legitimieren (Deuze, 2005).

Im Folgenden werden von Deuze ausgewiesene Eigenschaften der professionellen Ideologie des Journalismus vor dem Hintergrund der Differenzierungstheorie erläutert und zusammengeführt mit für diese Arbeit relevanten Erkenntnissen aus der Journalismusforschung und der Professionssoziologie im Speziellen. Besondere Schwerpunkte liegen für den Investigativjournalismus auf den Werten der Objektivität und der Autonomie des Journalismus, denen einzelne Unterkapitel gewidmet wurden. Aus diesem Grund werden die Aspekte in umgekehrter Reihenfolge dargestellt. Warum zwei Topoi gerade für die Untersuchung des Investigativjournalismus von hervorzuhebender Bedeutung sind, obliegt der Klarstellung in diesen Kapiteln.

2.4.2 Unmittelbarkeit

„Immediacy“ wird an dieser Stelle mit Unmittelbarkeit übersetzt – eine Eigenschaft, die sowohl die journalistischen Routinen als auch das Selbstverständnis der JournalistInnen als Lieferanten von Neuigkeiten, Nachrichten oder einfach News anspricht (Deuze, 2005).

„According to journalists, their work is reporting the news. This lends the work of journalists an aura of instantaneity and immediatism, as ‘news’ stresses the novelty of information as its defining principle. The work of journalists therefore involves notions of speed, fast decision-making, hastiness, and working in accelerated real-time.“ (Deuze, 2005)

Journalistische Routinen sind darauf ausgerichtet, so schnell wie möglich Informationen zu Nachrichten zu verarbeiten und zu senden. Die altbekannte Einsicht, dass nur Neuigkeiten überhaupt als Nachrichten gelten können, ist kein systemtheoretisches Sonderwissen, sondern gerade in Bezug auf die Produktion von journalistischen Inhalten eine alte Weisheit. „Nichts ist so alt wie die Zeitung von gestern“ gilt als Sprichwort oder gar Aphorismus – also Aussage mit Erkenntnischarakter. Dies gibt einerseits Erkenntnisse über die gesellschaftliche Reflexion über die Ansprüche an den Journalismus wider, andererseits adressiert es den hohen gesellschaftlichen Anspruch an die Routinen der Neuigkeitsproduktion des Journalismus. Der Aspekt der notwendigen Geschwindigkeit der Entscheidungsfindung thematisiert den professionellen Anspruch an den Journalismus, Entscheidungen über die Beobachtungswürdigkeit bestimmter Themen zu fällen. Auch an dieser Stelle werden Selbst- und Fremdbild journalistischer Ideologie vermengt (zur Selbstbezüglichkeit der journalistischen Rollen siehe 1.3).

2.4.3 Ethik und Legitimität

Ethik und Legitimität gelten für Deuze als weiterer Aspekt journalistischer Identität (Deuze, 2005). Dass sich JournalistInnen für ihr Selbstverständnis auf ihre ethischen Standards berufen, wird an dieser Stelle funktional gewertet. Die journalistische Identität drückt sich aus und wird beobachtbar in dem von JournalistInnen kommunizierten Anspruch, ethische Standards einzuhalten. Diese ethischen Standards definieren die Grenzen, in denen eine journalistische Arbeit stattfinden soll. Selbst der Medienstaatsvertrag verweist darauf, dass journalistische Erzeugnisse den „anerkannten journalistischen Grundsätzen“ (Medienstaatsvertrag, 2020, § 19) entsprechen müssen, welche im System des Journalismus ausgehandelt werden. Die Bindung an die journalistischen Standards der Sorgfalt („Nachrichten sind vom Anbieter vor ihrer Verbreitung mit der nach den Umständen gebotenen Sorgfalt auf Inhalt, Herkunft und Wahrheit zu prüfen.“ (Medienstaatsvertrag, 2020, § 19) wird ebenso für den Rundfunk wie auch für „Telemedien mit journalistisch-redaktionell gestalteten Angeboten, in denen regelmäßig Nachrichten oder politische Informationen enthalten sind“ (MStV, 2020, § 19), vorgegeben. Ethische Standards sind daher Ausdruck dafür, dass eine rechtliche Regulierung nicht mit der Freiheit der Presse vereinbar ist. In Deutschland ist dies verfassungsrechtlich geregelt (GG, 1949, Artikel 5).

Legitimität des Journalismus kann einerseits durch das Einhalten der ethischen Standards und, wie in dieser Arbeit argumentiert wird, auch durch das Referieren auf Publikumserwartungen (siehe Einleitung) erfolgen. Denn: Mit der Legitimität durch die Funktion der Kritik und Kontrolle ausgestattet, gewinnt der Investigativjournalismus seine berufseigene Autonomie, die seine AkteurInnen im Falle moralisch fragwürdiger investigativer Recherchemethoden im Abwägen zugunsten des Pressefreiheitsgrundrechts (siehe Kapitel 2.4.6) und zulasten der Persönlichkeitsrechten ausüben können (Kruppa, 2014). Der Investigativjournalismus kann durch die Anwendung besonders umstrittener Recherchemethoden z. B. mit dem Pressekodex in Konflikt kommen. So formuliert der

Pressekodex unter Ziffer 4 Grenzen der Recherche, dass „[b]ei der Beschaffung von personenbezogenen Daten, Nachrichten, Informationsmaterial und Bildern [...] keine unlauteren Methoden angewandt werden [dürfen].“ (Deutscher Presserat, 2017) Weiter heißt es in 4.1, Grundsätze der Recherchen, dass JournalistInnen sich grundsätzlich zu erkennen geben, denn „[u]nwahre Angaben des recherchierenden Journalisten über seine Identität und darüber, welches Organ er vertritt, sind grundsätzlich mit dem Ansehen und der Funktion der Presse nicht vereinbar“ (Deutscher Presserat, 2017).

Der Presserat besteht aus Verlags- und JournalistInnenorganisationen. Zwar handelt es sich nur um eine Organisation der Printmedien, dennoch können die vermittelten journalistischen Werte als universell für das deutsche Mediensystem gelten. Die Konsequenz der Missachtung dieser Regeln ist die Rüge durch den Presserat.⁴³ Fraglich bleibt allerdings, inwiefern die Selbstverpflichtung des Pressekodex von den tätigen JournalistInnen geteilt wird (Presserat, o. J.).

2.4.4 Dienst an der Öffentlichkeit

„Journalists share a sense of ‚doing it for the public‘, of working as some kind of representative watchdog of the status quo in the name of the people, who ‚vote with their wallets‘ for their services (by buying a newspaper, watching or listening to a newscast, visiting and returning to a news site)“ (Deuze, 2005).

Der Dienst an der Öffentlichkeit ist sowohl ein Ideal, das durch die JournalistInnen angestrebt wird, als auch eine Ressource, auf die sie sich strategisch berufen, um z. B. aggressive Interviewtechniken zu legitimieren. Clayman (2002) untersuchte Rundfunkinterviews in den USA und fand heraus, dass JournalistInnen das öffentliche Interesse vor allem dann betonten, wenn sie aggressiv nachfragten oder umstrittene Fragen („adversarial questioning“) stellen. (Vgl. Deuze, 2005) Die ethischen Standards in Form von Kodizes markieren, wie weit diese Techniken gehen dürfen. Gemeinsam mit den ethischen Aspekten der Ideologie ist der Dienst an der Öffentlichkeit ein Grund, wieso sich JournalistInnen als faire und von Eigeninteressen befreite Watchdogs der Gesellschaft ansehen. Es ist die Aufgabe des Kritisierens, welcher als Dienst an der Öffentlichkeit gilt und der dem Journalismus und seinen JournalistInnen als RolleninhaberInnen innerhalb der Gesellschaft einen exklusiven Platz einräumen lässt.

Das Ideal des Dienstes an der Öffentlichkeit kann sehr unterschiedliche Aspekte umfassen und sehr weitreichend und wandelbar sein, je nachdem, welche Vorstellungen die JournalistInnen darüber

⁴³ Auf internationaler Ebene gibt es ebenfalls journalistische Ethikkodices, z. B. den der International Federation of Journalists (International Federation of Journalists, o. J.)

entwickeln, was einer von ihnen definierten Öffentlichkeit nun zu einer bestimmten Zeit und in einer bestimmten Sach- oder Sozialdimension dienen könnte.

Dies kann z. B. die Integration einer Öffentlichkeit in die Produktion der Nachrichten sein, wie sie im sogenannten BürgerInnenjournalismus erfolgt. Hier wird die Nachrichtenproduktion für Laien geöffnet.⁴⁴ Der BürgerInnenjournalismus wurde aber auch als Reaktion auf rückläufige Verkaufszahlen initiiert, wenngleich die Idee, der Öffentlichkeit einen deliberativen Austausch zu ermöglichen, argumentativ im Zentrum stand, ebenso wie das Ziel, die Bedürfnisse der BürgerInnen besser abzubilden. „Public journalism involves a conscious decision to pursue a civic good not previously honored in conventional practice – not honored enough, that is. A refashioning of professional sense is involved.” (Rosen, 2000) Rosen stellt heraus, dass es sich bei diesen Anpassungen wirklich darum handelt, sich auf „public service“, also den Dienst an der Öffentlichkeit durch den Journalismus, zu berufen, nur eben aus einer Richtung, die vorher nicht bedacht und daher nicht als notwendig angesehen wurde, um einem öffentlichen Interesse gerecht zu werden. Der journalistische Wert des Dienstes an der Öffentlichkeit erweist sich damit als sehr dehnbar. Um ein möglicherweise divergierendes Werteverständnis des Investigativjournalismus offenzulegen, kann sich dieser Wert dadurch als erkenntnisreich erweisen. Er adressiert die Frage nach dem journalistischen Selbstverständnis, indem er hinterfragt, wofür die Privilegien des Journalismus eingesetzt werden sollen.

2.4.5 Objektivität

Eine große Anzahl von Untersuchungen hat sich mit der Entlarvung des Begriffs der Objektivität auseinandergesetzt und gezeigt, dass selbst dort, wo JournalistInnen aufrichtig einer Berufsideologie der "Objektivität" verpflichtet sind, Nachrichten politische Werte beinhalten, die sich aus einer Reihe von Einflüssen ergeben. Diese Einflüsse sind etwa Routinen der Informationsbeschaffung, Rekrutierungsmuster von JournalistInnen oder geteilte ideologische Annahmen der breiteren Gesellschaft (vgl. Hallin & Mancini, 2004, S. 26). Obwohl die Diskussion um die Wiederbelebung des Ideals von Objektivität aus erkenntnistheoretischer Sicht viele Jahre nicht mehr als attraktiv galt, führen einige ForscherInnen auf, dass das Konzept nicht an Bedeutung verloren hat und widmen sich ihm (zum Beispiel Deuze, 2005; Mothes, 2014; Schultz, 2020). Sie berufen sich auf Statthalter-Ausdrücke wie Wertneutralität, Gerechtigkeit, professionelle Distanz oder Unparteilichkeit und verdeutlichen, dass sie diese synonym zur Objektivitätsnorm begreifen. Auch die aus der feministischen Journalismusforschung vorgebrachte Kritik, dass Subjektivität in der Berichterstattung kein Gegensatz zur Norm einer Objektivität darstellt, zeige laut Deuze ebenso wie auch die vorangegangenen

⁴⁴ Es gibt unterschiedliche Begriffe für diese Form des Laienjournalismus und damit einhergehend variierende Vorstellung über diese Form des Journalismus. Bezeichnet wird er z. B. als BürgerInnenjournalismus, Netzwerkjournalismus, partizipativer Journalismus, oder es wird auch von Produzern, also Inhalte produzierenden UserInnen gesprochen (vgl. Mothes, 2014, S. 23).

Vorstellungen, dass das Ideal der Objektivität immer noch als ein Grundpfeiler journalistischer Ideologie gelten kann: „The point is that the embrace, rejection as well as critical reappraisal of objectivity all help to keep it alive as an ideological cornerstone of journalism“ (Deuze, 2005).

Der ehemalige Journalismus-Praktiker sowie Herausgeber und Autor vieler Journalismus-Handbücher Paul-Josef Raue, hält es auch für angebracht, am Begriff der Objektivität als Norm festzuhalten, allerdings auch, weil eine Diskrepanz zwischen der wissenschaftlichen und dem alltagssprachlichen Verständnis dies notwendig mache:

*"Journalisten wie die meisten ihrer Leser und Zuschauer nutzen ‚objektiv‘ in einer anderen Bedeutung als Wissenschaftler. (...) Sprechen Journalisten von ‚objektiv‘, wollen sie in keine philosophische Debatte eingreifen, sondern haben das **Alltagsverständnis von ‚objektiv‘ im Sinn: möglichst unvoreingenommen und neutral zu berichten.**" (Raue nach Frerichmann, 2019 Hervorhebungen im Original)*

Trotz der hier kenntlich gewordenen Probleme mit dieser Kategorie scheinen Vorteile der Beibehaltung für einige ForscherInnen zu überwiegen. So untersucht Mothes in einem Experiment die Abgrenzung des professionellen Journalismus von Public Relations und privaten Blogs. Auch sie bestätigt, dass Objektivität dabei als professionelle Berufsnorm der JournalistInnen ausgemacht werden kann. Festhalten muss man, dass Mothes diese in der Unparteilichkeit und Ausgewogenheit sowie einer an Fakten orientierten Berichterstattung ausmacht (Mothes, 2014, S. 269–282).

Objektivität als Rollenproblem – nicht für InvestigativjournalistInnen

Haller formuliert ein Rollenproblem des klassischen Informationsjournalismus: Die InformationsjournalistInnen stehen vor einem Dilemma. Sie sehen sich mit der normativen Überhöhung des Begriffs der Berichterstattung konfrontiert – erkenntnistheoretisch ist eine Neutralität und das „Sagen, was ist“ (Rudolf Augstein) schwerlich zu bedienen (Mothes, 2014, S. 196–259). Mit dieser Art des Konflikts hatten die „Muckrakers“, die InvestigativjournalistInnen der frühen Stunde am Ende des 19. Jahrhunderts, keine Berührungspunkte. So hat z. B. Upton Sinclair in Form von journalistischer Feldforschung aus einer anderen Rolle heraus berichtet. Der „Reporter-Beobachter“ kann sich nämlich an gemeinwohlbezogenen Werten, wie dem Leitbild sozialer Gerechtigkeit, orientieren und dann „die erlebte Diskrepanz zum Thema seines Berichts“ (Haller, 2004, S. 20) machen.⁴⁵ Wenn die JournalistInnen aus der Perspektive der Betroffenen eines Missstandes Bericht erstatten oder selbst für

⁴⁵ Ein in 2004 erschienener Sammelband, herausgegeben von Freimut Duve und Michael Haller, setzt sich mit journalistischer Unabhängigkeit als Leitbild auseinander. Die Herausgeber möchten einen Diskussionsbeitrag und Anstöße geben, wie die aufklärerische und machtkontrollierende Funktion des Journalismus in Demokratien gestärkt werden kann (vgl. Duve & Haller, 2004, S. 8). Michael Haller setzt in seinem Beitrag zur Beobachterrolle im Informationsjournalismus einen wichtigen Impuls.

eine begrenzte Zeit „Ganz unten“ (Wallraff, 1985) leben und über die Missstände und den gesellschaftlichen Umgang aus der Ich-Perspektive berichten, kann der Wert der Objektivität abgelöst werden. Das journalistische Selbstbild dieser InvestigativjournalistInnen ermöglicht es ihnen, den Unmöglichkeitsanspruch der Neutralität und Überparteilichkeit des Informationsjournalismus hinter sich zu lassen.

In Bezug auf das Forschungsinteresse dieser Arbeit lässt sich festhalten, dass der Investigativjournalismus als Gegensatz zum Informationsjournalismus als dominante Form des Journalismus besonders dann Erwähnung findet, wenn es um das Scheitern und Unzulänglichkeiten des Informationsjournalismus geht (Haller, 2004, S. 18–20). InvestigativjournalistInnen bringen immer wieder ihr Unbehagen mit Relevanzzuschreibungen in ihren Redaktionen zum Ausdruck, die ihren Vorstellungen von kritischem und investigativem Journalismus widersprechen (siehe Teil der Arbeit). Aus diesem Grund besteht die Annahme, dass der Wert der Objektivität, sofern er als Unvoreingenommenheit oder Neutralität verstanden wird (Raue nach Frerichmann, 2019), hinter anderen Werten, wie dem Dienst an der Öffentlichkeit zurücksteht.

2.4.6 Autonomie

Wenn die Presse „Rücksicht“ auf bestimmte gesellschaftliche Akteure nehmen muss, ist sie nicht unabhängig. Das Ideal der Autonomie ist ein Grundstein der journalistischen Identität: “Autonomy provides discretion in the application of techniques and separation from influences that threaten a professional's ability to apply expertise in service to the public.” (McDevitt et al., 2002)

So wird in der groß angelegten Studie “Worlds of Journalism”, für die 27.500 JournalistInnen aus 67 Staaten befragt wurden, die Einschätzung der Lage des Journalismus unter anderem an der wahrgenommenen Autonomie bemessen (Hanitzsch, Hanusch, et al., 2019). Die AutorInnen stellen aber auch heraus, dass die Einflüsse und die wahrgenommenen Einflüsse auf die Arbeit der JournalistInnen sich aus einer Vielzahl von unterschiedlichen Maßnahmen und Rahmenbedingungen speisen:

„These influences materialize in different ways, sometimes in the form of draconian measures constraining press freedom, and at other times in a subtle fashion, as economic considerations in the newsroom.“ (Hanitzsch, Ramaprasad, et al., 2019, S. 103)⁴⁶

Es wird deutlich, dass Autonomie als Wert ein Eckpfeiler des heutigen Verständnisses des Journalismus ist.

⁴⁶ Die AutorInnen der Studie identifizieren fünf „larger domains“ des Einflusses auf die Arbeit der JournalistInnen: „political, economic, organizational, procedural, and personal networks“. Die ersten drei genannten Aspekte stellten die auffälligsten Indikatoren zur Unterscheidung verschiedener journalistischer Kulturen dar: „Journalists in non-Western, less democratic, and socioeconomically less developed countries perceived these influences on the news to be stronger than did journalists from countries characterized by greater freedoms and socioeconomic development“ (Hanitzsch, Ramaprasad, et al., 2019, S. 104).

Die journalistische Autonomie tritt am deutlichsten in der Ablehnung von Zensur hervor. Die Inhalte, welche an ein Publikum übermittelt werden sollen, dürfen diesem Ideal folgend nicht durch Zensur oder andere Formen der Einflussnahme von außerhalb der Redaktion gelenkt oder verhindert werden. Zensur ist aber nicht allein Ausdruck einer Einschränkung der Pressefreiheit, sondern kann gleichermaßen als Kennzeichen von Diktaturen gelten – anders ausgedrückt: Nur in einer modernen Demokratie kann Pressefreiheit und damit Freiheit von Zensur überhaupt vorhanden sein (einen aktuellen Forschungsstand dazu liefern insbesondere Basyouni et al., 2019, S. 134). Für die internationale Forschung wird gerade der Aspekt der Autonomie als besonders auskunftreich gehandelt, um die Freiheit und damit die Leistungsfähigkeit der Presse und des Journalismus zu untersuchen. “Contemporary journalism studies scholars writing from a liberal tradition recognize journalistic autonomy as essential for the practice of authentic journalism” (Basyouni et al., 2019, S. 134).

Dass die journalistische Autonomie in Gefahr ist, zeigt eine repräsentative Befragung von 500 Mitgliedern des Deutschen Journalisten Verbands, die alle festangestellte RedakteurInnen sind. Die Mehrheit deutscher TageszeitungsredakteurInnen (79 %) haben beobachtet, dass im redaktionellen Teil ihrer Zeitungen Rücksicht auf die Interessen von Anzeigenkunden genommen wird. Auch gibt mehr als die Hälfte (72 %) der befragten JournalistInnen an, dass die Berücksichtigung von Inserenten-Interessen zugenommen habe (Kepplinger et al., 2004, S. 16–17; Mothes, 2014, S. 35).

3 Methodologie und empirisches Vorgehen zur Rekonstruktion der Sinnstruktur des Investigativjournalismus

In diesem Kapitel wird verdeutlicht, wie die Untersuchung des Investigativjournalismus methodologisch begründet und praktisch umgesetzt wird. Es ist das Ziel, eine Sinnrekonstruktion des Investigativjournalismus zu leisten. Dies geschieht, indem der Investigativjournalismus auf seine Elemente hin untersucht wird, die seine Stellung innerhalb des Systems des Journalismus offenbaren können. Die Systemtheorie stellt als Supertheorie universelle Elemente zur Verfügung, welche zugleich die Beziehung eben jener Elemente qualifiziert. Wer die Systemtheorie lediglich als eine funktionalistische Theorie betrachtet, übersieht, dass die Theorie die Eigenschaften ihrer Analyse als Methode reflektiert.⁴⁷ Bereits Luhmanns Definition von *Funktion* weist auf diese Theorietechnik hin:

„Eine Funktion ist weder ein logisches noch ein empirisch-kausales Gesetz, nach dem Dinge so und nicht anders sind, Ereignisse so und nicht anders verlaufen. Vielmehr bezeichnet eine Funktion lediglich einen abstrakten Gesichtspunkt, im Hinblick auf welchen mehrere Leistungen als funktional äquivalent erscheinen. Im funktionalen Denken wird daher jede Leistung von anderen Möglichkeiten her eingeschätzt. [...] Die Alternativen zeigen sich als gleichwertig, sofern man bereit ist, den abstrakten Bezugsgesichtspunkt voranzusetzen“
(Luhmann, 1976, S. 383).

Diese Theorietechnik gewinnt mittels des wissenschaftlichen Abtastens von Differenzen Informationen: „Das was als vorkommend, als gegeben, als Realität behandelt wird, sieht sich dem Licht anderer Möglichkeiten ausgesetzt, es wird – in der modallogischen Bedeutung des Wortes – kontingent gesetzt, es unterliegt der Strategie einer Virtualisierung“ (Fuchs, 2003, S. 206). Die Leistung der Analyse ist es, Verschiedenes und Verschiedenartiges in einem Horizont der Vergleichbarkeit einzurücken. Eine funktionale Analyse untersucht, wie Probleme auch anders zu lösen sind, sucht also nach Alternativen (vgl. Luhmann, 1976, S. 20). Damit erreicht diese Art der Theorie es, über eine reine Beschreibung des Investigativjournalismus hinaus zu gehen und eine Kenntnis zur Struktur des Investigativjournalismus zu ermöglichen, die weitere wissenschaftliche Auseinandersetzung mit diesem Erkenntnisobjekt durch eine theoretische Definition zulässt (Oevermann, 2002, S. 15). Ein Ziel, das Oevermann für die Sinnrekonstruktion formuliert (Oevermann, 2002, S. 11). Die Rekonstruktion des Sinns geschieht durch die Analyse von Interviews mit InvestigativjournalistInnen, die als RollenträgerInnen in diesem System die Struktur zugänglich machen können, indem sie Regeln und Erwartungen des Investigativjournalismus kommunizieren (Oevermann, 2002, S. 25).

⁴⁷ Die Systemtheorie liefert eine Analyse „die zentral an die Stelle zwischen Theorie und (Re)Konstruktion des Phänomenbereichs Sozialität platziert wird und unter Einschluß der Rekonstruktion der dies rekonstruierenden Theorie“ (Fuchs, 2003, S. 205).

Es ist charakteristisch für die funktionale Analyse, nicht an bewährtes Wissen oder Gegebenheiten anzuknüpfen, sondern sich auf Probleme zu berufen und danach zu fragen, warum eine bestimmte Lösung gewählt wird. „Sie [die funktionalen Analysen] gehen also weder deduktiv noch induktiv vor, sondern heuristisch in einem ganz speziellen Sinne“ (Luhmann, 1973, S. 2), mit dem Ziel zu erklären, welchen Beitrag der Beobachtungsgegenstand für den Bestand eines Handlungssystems hat (Luhmann, 1999, S. 55). Funktionen sind Vergleichsdirektiven. In der funktionalen Methodologie werden im beobachteten System Freiheitsgrade unterstellt, also durch die Theorie selbst aufgebaut. Der Ausgangspunkt der funktionalen Analyse liegt auf der Problem(-re-)konstruktion und der darauf folgenden Frage, wieso eine Lösung gewählt wurde – in Abgrenzung zu dem zuvor aufgespannten Horizont möglicher Lösungen. In dieser Arbeit handelt es sich um die Frage, ob sich der Investigativjournalismus aus dem Journalismus ausdifferenziert und wenn dies der Fall ist, wieso dies funktional ist.

Der Paradigmenwechsel durch die zugrunde liegende Theorie liegt in der Überwindung von Kausalannahmen zum System-Umwelt-Verhältnis. Kausalannahmen werden als eine spezielle Form der Organisation von Selbstreferenz verstanden. Die Verweisung auf eine Kausalitätslogik ist dann überhaupt nur innerhalb von selbstreferenziellen Systemen denkbar, welche diese dann auf System und Umwelt zuordnen (vgl. Luhmann, 1984, S. 26).⁴⁸ Kausalität wird von Luhmann als für die Sozialwissenschaften inadäquat bezeichnet, dies sei für triviale Systeme wie Maschinen, die eben durch Kausalmodelle steuerbar sind, durchaus möglich. Für menschliches Handeln aber sei das Kausalschema zu unterkomplex. Luhmann folgt hermeneutischen oder kulturwissenschaftlichen Kritiken, die festhalten, dass menschliches Handeln nicht in gesetzartigen Schemen abgebildet werden kann. Die Ablehnung einer Kausallogik spiegelt sich auch in dem Ausgangspunkt der Systemtheorie wider, wonach System und Umwelt keine deterministische Kopplung haben, da jedes System auf bestimmte Veränderungen in der Umwelt mit eigenen funktional äquivalenten Leistungen reagieren kann. (Schützeichel, 2003, S. S. 253-255).

3.1 Strukturbestimmung durch die Analyse von Erwartungen und Regeln

Wie kann die Analyse der Strukturen des Investigativjournalismus gelingen? Die Auseinandersetzung mit dem Struktur- und Erwartungsbegriff in der luhmannschen Systemtheorie liefert Antworten. Der Strukturbegriff in der Systemtheorie nach Luhmann bezeichnet, anders als in strukturalistischen Theorien, nicht das Verhältnis von Elementen. Luhmann verankert Struktur in der zur Verfügung stehenden und zugelassenen Auswahl kombinatorischer Möglichkeiten der Elemente (Kontingenz). Nicht Strukturen sind für ein System determinierend, sondern die autopoietische Selbstreproduktion und

⁴⁸ Nicht zuletzt wird an dieser Stelle deutlich, dass die Systemtheorie als Supertheorie durch ihren universalistischen Anspruch die Eigenschaft hat, ihre „Gegner“ einzubeziehen (vgl. Luhmann, 1984, S. 19), also auch gegensätzliche Annahmen als Systemlogik zu identifizieren und somit zu vereinnahmen.

(Neu)Kombination von Elementen durch Kommunikation (Luhmann, 1984, S. 381).⁴⁹ Die Kontingenz, also die Möglichkeiten der Kombination der Elemente, ist in der Systemtheorie bedeutsam. Strukturen sind immer Erwartungsstrukturen. Erwartungen beschreiben die Einschränkung eines Möglichkeitsspielraums des sozialen Systems. Erwartungen leisten es für das System, Komplexität von Entscheidungen auf ein für das System handelbares Maß zu reduzieren. Eine Beschreibung des Systems ist dann durch die Beobachtung der Erwartungen denkbar, die explizit oder latent kommuniziert werden.⁵⁰ Besonders sichtbar werden die (nicht artikulierten) Erwartungen im Falle von Störungen, denn: „Man ist so gut wie gezwungen, auf die Enttäuschung zu reagieren“ (Luhmann, 1984, S. 396–397).

Diese theoretischen Feststellungen ermöglichen es nun über den Begriff der Erwartung, die Funktionsbeschreibung für den Investigativjournalismus zu verorten. Der naheliegende Weg zur Untersuchung der Strukturen des Investigativjournalismus ist jener der Analyse von Erwartungen der RolleninhaberInnen dieses Investigativjournalismus. Rollen bieten – im Gegensatz zur Kategorie der Person – eigene abstraktere Gesichtspunkte der Identifikation von Erwartungszusammenhängen: „Eine Rolle ist zwar noch dem Umfang nach auf das zugeschnitten, was ein Einzelmensch leisten kann, ist aber gegenüber der individuellen Person sowohl spezieller als auch allgemeiner gefaßt.“ (Luhmann, 1984, S. 430) Durch die Untersuchung der Rolle wird eine Person nur teilweise adressiert, es wird nicht erwartet, eine Aussage über eine Person als Ganzes treffen zu können.⁵¹ Besonders in der Funktionsweise von Organisationen wird die Trennung von Person und ihrer Rolle deutlich, denn hier geht es um die Schaffung von Erwartbarkeiten, die an eine bestimmte Person in ihrer Position adressiert werden können. Auch geht es darum, welche Durchsetzungsfähigkeiten formale Positionen gewährleisten (vgl. Luhmann, 1984, S. 431). Für die Ausübung einer beruflichen Tätigkeit ist die Persönlichkeit nicht bedeutungslos (siehe dazu besonders Kapitel 2.3), allerdings lassen sich Entscheidungen in Organisationen eben durch die zuvor genannten Punkte durchsetzen und erklären. Rollen bieten eine Erwartungsidentifikation und -sicherheit. Programme leisten es hingegen, das Verhalten von mehreren Personen gleichzeitig zu regeln und hier Erwartbarkeiten zu schaffen (vgl. Luhmann, 1984, S. 433).

⁴⁹ „Insofern ist Struktur als Selektion eingeschränkter Möglichkeiten in der Konstitution qualifizierter Elemente und damit auch in der Autopoiesis vorausgesetzt; aber sie ist nicht der produzierende Faktor, nicht die Ursache, sondern ist selbst nichts anderes als das Eingeschränktheit der Qualität und Verknüpfbarkeit der Elemente.“ (Luhmann, 1984, S. 384–385)

⁵⁰ „Wie weit solche Strukturen einem Beobachter zugänglich sind und wie weit ein Beobachter Zusammenhänge sehen kann, die dem beobachteten System selbst unzugänglich sind, ist eine andere Frage. Man muß daher vorsichtig sein mit dem Begriff ‚latente Struktur‘.“ (Luhmann, 1984, S. 399)

⁵¹ Zusammenfassend hält Niklas Luhmann fest, dass die „vielleicht wichtigsten Einsichten sind, daß auf der Ebene der Rollen einerseits besondere Erwartungssicherheiten geschaffen werden können, die keine (oder geringe) Personenkenntnisse voraussetzen, sondern anonymisierbar sind; daß aber andererseits zugleich besondere Konfliktlagen, Distanzierungen, Manipulationen, Belastungsminderungssitten mitzuerwarten sind, die jemand seiner eigenen Person gegenüber nicht riskieren bzw. nicht für angebracht halten würde.“ (Luhmann, 1984, S. 431)

Systemtheorie als konstruktivistische Erkenntnistheorie

Die Systemtheorie ist eine konstruktivistische Erkenntnistheorie. Erkenntnis ist eine kognitive Operation, sie beinhaltet kein Abbilden oder Repräsentieren der realen Welt, sondern besteht „in der Bildung von ‚Eigenwerten‘ im epistemischen System“ (Bora, S. 230). Die Kritik an konstruktivistischer Theorie lautet, dass die Abkehr von epistemologischen Abbildungstheorien „mit dem Preis erkenntnistheoretischer und methodologischer Gehaltlosigkeit bezahlt worden“ (Bora, 1994, S. 282) sei. Diesen Vorwürfen liegt die Auffassung zugrunde, Wahrheitskriterien seien empirischer Natur und entstammten aus *der Realität*. Luhmann vergibt das Schema des Beobachters und das der Beobachtung, die als reale Prozesse existieren. Er bedient sich einer ontologischen Setzung, indem er sagt, dass es Systeme gibt (vgl. Luhmann, 1984, S. 30). Ein Beobachter, der es darauf anlegt, kann schließlich ein System von seiner Umwelt und anderen Systemen unterscheiden. Auch das System kann sich selbst von anderen unterscheiden, seine Existenz also selbst bestätigen (siehe ausführlich hierzu: Fuchs, 2003).

„Beobachten“ ist bei Luhmann ein Fachbegriff. Beobachtung ist die Einheit der Differenz von Unterscheidung und Bezeichnung. Es wird zwischen Beobachtungen erster und Beobachtungen zweiter Ordnung unterschieden. Beobachtungen erster Ordnung finden in Form von Wissen in Systemen Anwendung und beziehen sich auf eine „reality out there“ (Bora, 1997, S. 231). So beobachten JournalistInnen zum Beispiel das politische System anhand der Unterscheidung Information/nicht Information und veröffentlichen journalistisch relevante politische Nachrichten (mit dem Codewert Information) wie etwa die Erhöhung der Kindergeldsätze oder das Ende der AKW-Laufzeit. Die Soziologie hingegen, als eine Form der (Selbst-)Beobachtung von Gesellschaft, operiert auf der Ebene der Beobachtung zweiter Ordnung und fragt, wie beobachtet wird.

Laut der luhmannschen Systemtheorie beobachtet die Wissenschaft ihre Umwelt anhand der Leitunterscheidung Wahrheit/Unwahrheit. Die Kommunikation entlang der wissenschaftlichen Leitunterscheidung Wahrheit/Unwahrheit über Alltagsbeobachtungen stellt insbesondere für die Soziologie einen Ansatzpunkt dar. So kann der Code Wahrheit/Unwahrheit der Wissenschaft „beim Beobachten zweiter Ordnung zum Unterscheiden von Erstbeobachtungen verwendet werden“ (Bora, S. 231). Wissenschaftliche Beobachtungen nutzen eine aus Sicht anderer Systeme inkongruente Perspektive: „[Das Wissenschaftssystem] zeichnet nicht einfach nach, wie diese Systeme sich selbst und ihre Umwelt erleben. Es dupliziert nicht einfach die vorgefundene Selbstsicht. Vielmehr wird das beobachtete System mit einem für sich selbst nicht möglichen Verfahren der Reproduktion und Steigerung von Komplexität überzogen.“ (Luhmann, 1984, S. 88) Die wissenschaftliche Beobachtung macht durch ihre Abstraktionen mehr Komplexität sichtbar, als dem beobachteten System zugänglich ist. Aus Perspektive der Wissenschaft handelt es sich bei Kommunikationen anderer Systeme um Alltagswissen. In dieser Arbeit wird aus wissenschaftlicher Perspektive der Investigativjournalismus untersucht, was dann möglicherweise bedeutet, Aussagen über das System des Journalismus und den

Investigativjournalismus zu treffen, die aus Sicht von JournalistInnen als RollenträgerInnen trivial erscheinen oder irritieren.

3.2 Interpretation von Sinngeschehen – objektive Hermeneutik und Systemtheorie

Luhmann sieht den Journalismus als Programmbereich im System der Massenmedien, welche die Funktion haben, die Selbstbeobachtung der Gesellschaft zu dirigieren. Kohring fragt daher:

„[F]olgt ein Bericht über die nächste Bundestagswahl [Programmbereich Nachrichten, TP] also dem gleichen Sinnkriterium wie das Wahlplakat einer politischen Partei [Programmbereich Werbung, TP]? Oder anders formuliert: Ist es die gleiche Motivation, die einen dazu bewegt, den Politik-Bericht zu lesen wie sich das Plakat anzusehen? Luhmann bejaht diese Frage im Grundsatz, denn es sei die Funktion der Massenmedien, die Selbstbeobachtung der Gesellschaft zu dirigieren (Luhmann 1996a, 173), indem sie alle Ereignisse nach ihrem Informationswert klassifizieren und das, was sie für informationswürdig halten, ihren Publika vermitteln (vgl. Luhmann 1996a, 36 ff.).“

Die Befassung mit dem System der Massenmedien (siehe auch Kapitel 2) hat gezeigt, dass es nicht gewinnbringend ist, den Journalismus als Programmbereich unter vielen innerhalb des Systems der Massenmedien zu untersuchen, da das Kriterium der Systemzugehörigkeit die technologische Verbreitungsart der Kommunikation und nicht ihr spezifischer Sinngehalt ist (Kohring, 2016). Die Beobachtung des Journalismus über das übergeordnete System der Massenmedien, welches mit dem Code der Information/nicht Information arbeitet, kann nicht erklärbar machen, wieso es für die Gesellschaft nun speziell eines Journalismus bedarf. Vor diesem Hintergrund rücken wiederum die Anforderungen des Publikums in den Vordergrund, welche vom Journalismus insbesondere die Kritik und Kontrolle der Gesellschaft einfordern, dies „sehr“ bis „extrem wichtig“ (Loosen et al., 2020) einschätzen. An diesen gesellschaftlichen Auftrag bindet der Investigativjournalismus seine Existenz (siehe zum Beispiel Correctiv, o. J.; Spiegel Gruppe, 2021). Aus der Analyse seiner Sinnstruktur wird deutlich, welchen gesellschaftlichen Problemlösungsbedarf er anbietet. Die Bedeutung von Sinn im Aufbau der Systemtheorie wurde herausgestellt (siehe Kapitel 2). Sinn stellt dar, welche kontingenten Möglichkeiten in einem System zur Lösung eines Problems zur Verfügung stehen. Damit ist der Informationsgrad der Analyse von Sinn sehr hoch.

In der Systemtheorie nach Luhmann besteht ein besonderes Verhältnis zum Sinnbegriff, denn so explizit die Berufung auf „Sinn“ an vielen Stellen ist, so lange muss man suchen, um Ansätze zur Erschließung und Analyse von Sinngeschehen zu finden. Da die Systemtheorie keinen direkten Anschluss bietet, um Sinngeschehen zu analysieren, lohnt es sich an dieser Stelle, über Luhmann hinauszugehen. Die Theorie sozialer Systeme ist ausreichend komplex, um Beobachtungen in ein allgemeines methodologisches

Paradigma zu integrieren, wenngleich sie selbst nicht über eine sozialwissenschaftliche Methode dazu verfügt (vgl. Bora, 1994, S. 319). Zur Interpretation von Sinngeschehen kommt traditionell die Hermeneutik infrage. Hermeneutik als Oberbegriff befasst sich mit der Lehre der Textauslegung. Sie entwickelte sich als eine Theorie des Verstehens auf der einen Seite und als eine Lehre des methodisierten Auslegens auf der anderen Seite (vgl. Erhard & Sammet, 2018, S. 21)⁵². Es sollen die Stärken der systemtheoretischen Beobachtungsweise mit einer hermeneutischen Methode verbunden werden. Die Anforderungen sind also, die Implikationen beider Schulen in Einklang zu bringen. Bora (1994) verbindet in seinem Aufsatz „Konstruktion und Rekonstruktion – Zum Verhältnis von Systemtheorie und objektiver Hermeneutik“ rekonstruktives Verfahren und hermeneutische Analysemethoden, für die ein Umstellen von subjektiv-intentionalem auf objektiven Sinn die Voraussetzung war (siehe unten). Die Methodologie objektiver Hermeneutik setzt voraus, dass soziales Handeln regelerzeugt ist und diese Regeln durch die Analyse explizierbar werden (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 249).

Die objektive Hermeneutik ist für die luhmannsche Systemtheorie verheißungsvoll, denn sie verspricht durch die Herausarbeitung des Sinns auch Auskunft über psychische Systeme zu geben. Denn obwohl psychisches und soziales System autopoietisch sind, besteht zwischen beiden eine besondere Verbindung: Sinn ermöglicht die Interpenetration der beiden Systeme über denselben Operationsmodus. „Sinn ermöglicht das Sichverstehen und Sichfortzeugen von Bewußtsein in der Kommunikation und zugleich das Zurückrechnen der Kommunikation auf das Bewußtsein der Beteiligten.“ (Luhmann, 1984, S. 297).

Objektive Hermeneutik nach Oevermann: Methodologie und Vorgehen

Sprache ermöglicht dem Menschen exklusiv Sinnerzeugung durch zwischenmenschliche Verständigung. Sprache ist dabei Ausdruck des Versuchs, die Welt zu erfassen. Durch sie kommt der zugeordnete Sinn zum Ausdruck. Das Regelsystem der Sprache ist einerseits erkenntniserzeugendes Instrumentarium und andererseits ist es entsprechend den Kommunikationsbedürfnissen anpassbar. (Garz & Raven, 2015, S. 32, 37–38) Die Analyse der Sprache offenbart damit dieses Regelsystem zu entschlüsseln.

Oevermann unterscheidet zwischen objektivem und subjektivem Sinn. Subjektiver Sinn ist der Versuch, die Perspektive des/der anderen zu übernehmen, also das individuell Gemeinte zu verstehen. Es ist methodisch nicht möglich, innerpsychische Wirklichkeit zum Gegenstand wissenschaftlich-methodisierter Erkenntnis zu machen. Anstelle dessen lassen sich aber latente Sinnstrukturen und objektive Bedeutungsstrukturen als Abstraktionen eben dieser subjektiven Konfigurationen

⁵² An dieser Stelle ist noch nicht klar, ob Sinn nachvollzogen, interpretiert, rekonstruiert, ausgelegt oder verstanden werden kann, also welche Erkenntnisse überhaupt möglich sind.

untersuchen: Bilder, Texte, Musik und Kunst können durch die Analyse ihrer bedeutungsgenerierenden Regeln „verstanden“ werden – und zwar nicht aus einer subjektiven, sondern einer intersubjektiven Perspektive. Dafür werden bedeutungsgenerierende Regeln untersucht, die unabhängig von unserer je subjektiven Interpretation objektiv gelten.⁵³ Objektiver Sinn wird also durch die Beobachtung der angebbaren Regeln der Kommunikation *erzeugt*. Diese Hermeneutik ist insofern objektiv, als dass sie eben an den allgemeinen und angebbaren Regeln, z. B. der Sprachlichkeit ansetzt um Sinn zu rekonstruieren (Oevermann, 2002, S. 2). Dass Oevermann durch die Anlage seiner Methodologie das Ziel, subjektiven Sinn rekonstruieren zu wollen, nicht ausklammert, wird deutlich:

„Viel mehr macht die objektive Hermeneutik ernst mit den Konsequenzen der grundlegenden Erkenntnis, daß jede subjektive Disposition, d. h. jedes psychische Motiv, jede Erwartung, jede Meinung, Haltung, Wertorientierung, jede Vorstellung, Hoffnung, Fantasie und jeder Wunsch methodisch überprüfbar nie direkt greifbar sein wird, sondern immer nur vermittelt einer Ausdrucksgestalt oder einer Spur, in der sie sich verkörpern oder die sie hinterlassen haben. Zutreffend entschlüsseln läßt sich daher eine solche Disposition erst, wenn man zuvor die objektive Bedeutung jener Ausdrucksgestalt entziffert hat. Erst dann kann man zur begründeten Erschließung der Struktur der subjektiven Disposition selbst übergehen.“ (Oevermann, 2002, S. 2)

Die Methode der objektiven Hermeneutik untersucht sogenannte latente Sinnstrukturen – davon ausgehend, dass jede subjektive Disposition, also jedes „psychische Motiv, jede Erwartung, jede Meinung, Haltung, Wertorientierung, jede Vorstellung, Hoffnung, Fantasie und jeder Wunsch methodisch überprüfbar nie direkt greifbar sein wird, sondern immer nur vermittelt einer Ausdrucksgestalt oder einer Spur, in der sie sich verkörpern oder die sie hinterlassen haben.“ (Oevermann, 2002, S. 2) Latent sind die Sinnstrukturen also insofern, als dass sie erst erkennbar gemacht werden müssen. Um diese Dispositionen zu entschlüsseln, muss zuerst die objektive Bedeutung der Ausdrucksgestalten erarbeitet werden. Dabei wird möglicherweise Unscheinbarem oder Beiläufigem Bedeutung zugemessen. Die objektive Hermeneutik folgt in diesem Punkt recht genau der Psychoanalyse nach Freud (Bora, 1994).

Durch die Zielsetzung, nicht mehr den subjektiven, sondern objektiven Sinn zu erfassen, bietet sich die Anschlussmöglichkeit für die Systemtheorie. Ihre Ausrichtung zu objektivem Sinn löst sie „aus den Fängen“ der traditionellen Hermeneutik, sich mit dem Verstehen von subjektiv gemeintem Sinn befassen zu müssen. Stattdessen könne sie sich auf den in der Sequentialität von Sinnprozessen erzeugten objektiven Sinn ausrichten (vgl. Bora, 1994, S. 192). Bora legt in seinem Beitrag

⁵³„Die objektive Hermeneutik ist ein Verfahren, diese objektiv geltenden Sinnstrukturen intersubjektiv überprüfbar je konkret an der lesbaren Ausdrucksgestalt zu entziffern, die ausdrucksmaterial als Protokoll ihrerseits hör-, fühl-, riech-, schmeck- oder sichtbar ist.“ (Oevermann, 2002, S. 2)

wissenssoziologisch dar, wieso er besonders Oevermanns objektive Hermeneutik für geeignet hält: Ihr liegt ein fallibilistisches Wahrheitskonzept (Peirce) zugrunde und sie verwendet Konzepte wie Latenz oder Methoden der Spurentextrekonstruktion (Freud). Auch das Paradigma der Sozialisation (Piaget) wird von ihr vertreten (vgl. Bora, 1994, S. 320). „Dabei entfernt sie sich erkennbar von den traditionellen hermeneutischen wie von den empirisch-statistischen Verfahren. Beide sind letztlich ‚deduktiv‘“ (Bora, 1994, S. 320). Die objektive Hermeneutik vermag es damit, die Lücke in der systemtheoretischen Methodologie zu schließen, „indem sie die Strukturen in mit Sinn operierenden Systemen aufdeckt“ (Bora, 1994, S. 320).

Oevermanns objektive Hermeneutik setzt keine speziellen Erhebungsverfahren voraus. Die Sequenzanalyse erweist sich allerdings als besonders geeignet, denn sie basiert auf der Grundannahme, dass Kommunikationen sequenziell konstituiert sind. Sinn wird durch Unterscheidung bestimmt, denn „[u]m in einem Satz aktuell einen bestimmten Sinn auszudrücken, muß aus einem Raum möglichen Sinns ausgewählt werden. Man hätte auch etwas anderes sagen können. Indem man etwas Bestimmtes sagt, wählt man nicht nur aus einem Möglichkeitsraum aus, sondern konstituiert zugleich einen neuen Raum möglicher Sinnverweisungen. Dieser Möglichkeitsraum orientiert, was im Anschluss an den ersten kommunikativen Akt gesagt werden kann.“ (Holz, 2010, S. 118) Sequenzanalyse meint die Analyse in der Reihenfolge, Sinneinheit für Sinneinheit eines Textes, es darf nichts vorweggenommen werden, was an einer späteren Stelle dargelegt wird.⁵⁴ Die Sequenzialität von Sinn voraussetzend, kann die methodologische Annahme dieser Studie präzisiert werden: Da Kommunikation nicht als ein isoliertes Ereignis, sondern als eine Abfolge, als Sequenzen, verstanden wird, in denen eine Sequenz die Bedingung ihrer Vorgängersequenzen ist, sich also aufeinander beziehen, bestimmte Anschlussmöglichkeiten eröffnen, kann eben dieser Sinn durch die Analyse des Kommunikationsprozesses analysiert werden. Der Fokus liegt dabei auf den getroffenen Selektionen. (vgl. Holz, 2010, S. 130)

Die Rekonstruktion des Möglichkeitsraumes, vor dessen Hintergrund die Selektion der Kommunikation stattfindet, ist eine methodische Herausforderung. Die objektive Hermeneutik sieht dazu ein zweischrittiges Verfahren vor, wonach zuerst der Gegenstand, z. B. eine Alltagsszene, in Form eines schriftlichen Protokolls ethnologisiert wird. Für die Auswertung wird der Kontext ausgeblendet, um durch ein Gedankenexperiment das Bekannte oder Selbstverständliche zu etwas Erklärungsbedürftigem und Problematisierbarem zu machen. Es wird eine künstliche Naivität erzeugt, um zur Ethnologin der eigenen Kultur werden zu können (vgl. Bude, 1994, S. 115). Diese Form der rekonstruktiven Untersuchung vermeidet also – im Gegensatz zu subsumtionslogischen Vorgehen, vorab festgelegte Klassifikationen abzufragen oder in ein Variablensystem einzubringen. Eine rekonstruktive Analyse gelangt also „von der Explikation der Strukturiertheit eines konkret gegebenen sozialen Ablaufs

⁵⁴ Zum konkreten methodischen Vorgehen siehe Przyborski und Wohlrab-Sahr (2014, S. 252–271) und im nächsten Kapitel.

rekonstruierend zu dem allgemeinen Strukturtyp (...), von dem der konkrete Ablauf ein Exemplar darstellt“ (Oevermann et al., 1983, S. 246).

Der zweite Schritt umfasst das „Nostrifizieren“ (Bude, 1994, S. 116), also in diesem Falle das Renormalisieren des beobachteten sozialen Sachverhalts. Dies geschieht über die Sequenzierung, also die chronologische Einteilung des Textes. „Sequenzanalyse bedeutet, daß im Sinne der Dialektik von Allgemeinem und Besonderem der Weg der systematischen Selektion der faktischen Anschlüsse aus den möglichen Anschlüssen in der Folge der Äußerungen nachgezeichnet wird“ (Bude, 1994, S. 116). Die Logik, die der Suche nach dem *richtigen* Anschluss zugrunde liegt, ist die des abduktiven Schlusses (Peirce)⁵⁵. Abduktion unterscheidet sich vom induktiven oder deduktiven Schließen darin, dass sie von einem Befund auf die Regel und den Fall schließt. Das Resultat ist ein Ergebnis mit einem Risiko der Fehlbarkeit. Es werden mehrere Annahmen festgehalten und durch das chronologische Testen in den Folgesequenzen geprüft, also ausgeschlossen oder ergänzt. So wird das Risiko der Fehlbarkeit minimiert (Reichertz, 2013). Wie diese Schritte methodisch angeleitet sind, erklärt das Kapitel 3.3 unter der Auswertungsstrategie.

3.3 Übertragung auf das Vorgehen in dieser Arbeit

Diese methodologischen Feststellungen leiten nun über zur Darstellung des konkreten methodischen Vorgehens dieser Arbeit. Dabei werden die Fallauswahl, die Interviewmethodik (inklusive der Operationalisierung) sowie das tatsächliche Verfahren zur Auswertung der Interviews und der Überführung in eine Systemtheorie des Investigativjournalismus thematisiert. Dazu müssen die Elemente der luhmannschen Theoriebildung im Investigativjournalismus erkannt werden. Die Untersuchung des Investigativjournalismus erfolgt über die einzelnen RolleninhaberInnen, welche nicht zwangsläufig ausschließlich als InvestigativjournalistInnen tätig sind, sondern sich zumindest teilweise im Investigativjournalismus tätig zeigen. Die Verbindung von objektiver Hermeneutik mit der Systemtheorie ermöglicht, dass bereits durch die Untersuchung von wenigen RolleninhaberInnen die Strukturen eines Systems offengelegt werden. Dies ermöglicht die Beantwortung der Forschungsfrage – *Was ist Investigativjournalismus?*

Auch Einzelfälle bringen Regelkombinationen zum Ausdruck, welche die Sinnstruktur des Investigativjournalismus offenbaren. Zur Beantwortung der Forschungsfrage geht es deshalb darum, durch die empirische Analyse die Regeln zu rekonstruieren, nach denen der Investigativjournalismus funktioniert.

⁵⁵ Zur Abduktion siehe ausführlich Reichertz (2013).

Auswahl

Bei dem Ziel, den Investigativjournalismus systemtheoretisch im Journalismus verorten, handelt es sich um ein Vorhaben, das nicht an umfangreiche Vorarbeiten oder andere Theorien des Investigativjournalismus anschließen kann. Aus diesem Grund wurde ein offenes und exploratives methodisches Vorgehen gewählt. Bei der Auswahl der InterviewpartnerInnen erfolgt eine theoretische Stichprobe. Im Unterschied zur statistischen Stichprobe wird aus einer unbekanntem Grundgesamtheit und aus unbekanntem Verteilungsmerkmalen innerhalb der Gruppe der InvestigativjournalistInnen eine Auswahl getroffen (Rosenthal, 2015, S. 90). Dieses theoretische Sampling wird durch die laufende Forschung aktualisiert und damit „empirisch geerdet“ (Rosenthal, 2015, S. 91). Oevermann stellt heraus, dass auch in der objektiven Hermeneutik eine Untersuchungsfrage nicht durch eine einzige Fallrekonstruktion beantwortet werden kann (Oevermann, 2002, S. 17). Oevermann schlägt daher vor, eine Fallauswahl nach dem Prinzip maximaler Kontrastierung auszuwählen. Dementsprechend wurde in dieser Arbeit vorgegangen. Die Ziehung eines neuen Falles (einer Investigativjournalistin/eines Investigativjournalisten) erfolgt nach der Auswertung des vorherigen und sie endet, wenn keine neuen Phänomene mehr identifiziert werden konnten, sondern lediglich die bisherigen Annahmen bestätigt werden und sich die beobachteten Phänomene wiederholen. Zu diesem Zeitpunkt ist dann eine theoretische Sättigung erreicht. Die Erhebung endet nicht, wenn eine Repräsentativität entsprechend statistischen Anforderungen erreicht ist, sondern schon nach der tiefgreifenden Analyse weniger Fälle. Zunächst wird nur das Transkript eines Leitfadeninterviews mit einem Journalist ausgewertet. Entsprechend Oevermanns Vorschlag handelte es sich um einen Journalisten, welcher als Investigativjournalist bekannt ist und seit vielen Jahren tätig ist. Er ist festangestellter Redakteur einer Tageszeitung. Diese Person stellt eine zentrale Figur im deutschen Investigativjournalismus dar. Sie wurde über ein kurzes Telefonat angefragt, es folgte eine E-Mail mit einem Terminvorschlag. Nach der detaillierten Fallanalyse folgt die Auswahl des nächsten Falles: „Dieser wird nun so ausgewählt, daß er nach Maßgabe der Erkenntnisse zum ersten Fall maximal mit diesem kontrastiert“ (Oevermann, 2002, S. 18). Es folgte ein Interview mit einer jungen InvestigativjournalistIn, die als freie Mitarbeiterin bei verschiedenen Medien tätig ist. Es wurden fünf InterviewpartnerInnen mittels dieses Verfahrens ausgewählt. Die Auswertung des ersten Falles zeigte deutlich, dass eine Kontrastierung anhand von zwei Merkmalstypen sinnvoll erscheint. Variiert wurden äußere biografische Daten (entlang der Kategorien Geschlecht, Herkunft, Alter) und die Anstellungsverhältnisse als JournalistInnen (Festangestellt oder freie MitarbeiterIn, Medientyp, Hierarchiestufe innerhalb der Redaktion bzw. Renommee (etwa durch mehrfache Preisauszeichnung als InvestigativjournalistIn)). (Rosenthal, 2015, S. 102)

Die Interviews wurden anonymisiert. Dazu wurden nicht nur die Namen, sondern auch Informationen zum Arbeitsplatz, der Ausbildungsstationen und das konkrete Alter verfremdet oder durch Auslassungen markiert.

Operationalisierung – das Instrument des Fragebogens

Der Leitfaden enthielt in einem ersten Teil Fragen zum Werdegang („Wie sind Sie zum Journalismus gekommen?“), im zweiten Teil folgten Fragen zum Arbeitsalltag und den Routinen (etwa: „Was macht man als Ressortleiter im Investigativressort?“) und letztlich Fragen zu konkreten Veröffentlichungen („Welche Konsequenz folgte der Veröffentlichung von [investigativer Fall]“?). Der Leitfaden der Interviews war wie folgt aufgebaut:

1. Teil ((offen erzählend))

Wie sind Sie zum Journalismus gekommen?

2. Teil (konkretere Fragen)

Was ist die Aufgabe von Journalismus?

Wie sieht Ihr Arbeitsalltag aus? (Haben Sie einen anderen Arbeitsalltag als Ihre KollegInnen?)

Was machen Sie in ihrem Ressort?

Wie kommen Sie zu Ihren Themen?

Warum kommen Whistleblower zu Ihnen?

Stellen Sie irgendwie sicher, dass kein anderes Medium die Informationen zuerst bringt?

Die Konsequenzen von einer Veröffentlichung – denken Sie die mit? (Nachfrage: Muss ein Journalismus die mitdenken?)

Dieser Leitfaden wird um konkrete Fragen zu bereits in der Vergangenheit von diesen JournalistInnen veröffentlichten Investigativstorys erweitert. Damit wird bei jedem Interview ein individueller Leitfaden entwickelt, der sich an dem oben dargestellten Schema orientiert. Der Leitfaden ist so offen, dass sich ein Gespräch entlang der Fragen entwickeln kann. Nachfragen sind möglich. Zudem besteht kein Problem darin, die Reihenfolge der Fragen zu ändern, wenn der Gesprächsverlauf ein Themengebiet einer Folgefrage berührt.

Interviewmethodik

Die JournalistInnen wurden in einem offenen Leitfadeninterview befragt. Die Befragung erfolgte in den Arbeitsräumen der JournalistInnen (Einzelbüros, Konferenzzimmer innerhalb der Redaktion, in einer ruhigen Ecke innerhalb des Mehrpersonenbüros) oder bei freien JournalistInnen in öffentlichen Cafés, die allerdings wenig besucht waren und die Möglichkeit boten, ungestört miteinander zu sprechen. Die Form des Interviews stellte insbesondere für die JournalistInnen einen Rahmen dar, den sie aus der Perspektive der Interviewerin/des Interviewers kennen. Der Leitfaden wurde im Gespräch immer wieder verlassen und entsprechend den Antworten oder Rückfragen der JournalistInnen angepasst. Die Interviews wurden zwischen Januar 2019 und Oktober 2020 geführt. Anfang des Jahres 2020 hat die

Corona-Pandemie den Alltag in Deutschland massiv verändert. Die Einschränkungen und Verbote haben in besonderem Maße die Durchführung der Interviews als Face-to-Face Interviews betroffen. Aus diesem Grund wurden im Frühjahr 2020 keine Interviews durchgeführt, da nicht von der Interaktion zwischen Anwesenden abgewichen werden sollte. Erst als sowohl rechtlich als auch durch die JournalistInnen selbst ein Treffen in Anwesenheit zur Durchführung des Interviews als möglich erachtet wurde, fanden diese wieder statt. Für die Gespräche mit den JournalistInnen wurde per E-Mail oder telefonisch ein Zeitraum von etwa anderthalb Stunden angefragt. Die tatsächliche Länge der Aufzeichnungen der Interviews war zwischen 59 Minuten und 1 Stunde 56 Minuten.

Auswertungsstrategie

Alle Fälle wurden in Auswertungsgruppen analysiert und diskutiert, um unterschiedliche Lesarten und Interpretationen einzubeziehen. Die Auswertung wird von den folgenden Schritten geleitet: 1) es werden die äußeren biografischen Daten der InterviewpartnerInnen (ohne Bezug auf die den Interviewtext) zur Sichtung der Rahmenbedingungen vor dem Hintergrund des professionellen Werdeganges betrachtet – dabei wird noch kein Rekurs auf die Selbstdeutung genommen, welche dann schließlich in der Analyse des Interviews erfolgt. An dieser Stelle werden erste Hypothesen in Bezug auf die Forschungsfrage abgeleitet.

2) Es wird das Transkript, welches als Text analysiert wird, in Sequenzen eingeteilt. 3) Es beginnt die Feinanalyse des Interviewbeginns, denn dort werden „entscheidende Weichen für das Folgende gestellt, die später nur schwer revidierbar sind“ (Oevermann 1980 nach Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 268). Besonders zu Beginn werden in verdichteter Form das „Motto“ einer Lebensgeschichte festgehalten (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 268). Die Feinanalyse umfasst vier Schritte (hier A-D), welche an dieser Stelle nur kurz benannt werden, um insbesondere die Anschlussfähigkeit an das systemtheoretische Paradigma zu verdeutlichen und darzulegen, welche Prinzipien der Theoriebildung zugrunde lagen⁵⁶: A) Charakterisierung des Systemzustandes des Beobachtungsgegenstands zu Beginn der Interaktion (Problembestimmung), B) Paraphrase der Bedeutung des Interaktes, C) Feststellung der Selektivität des Aktes und die Skizzierung möglicher anderer Kommunikationen (Selektivität entsprechend der Systemtheorie) und der Vergleich mit der tatsächlich realisierten Kommunikation und D) die Charakterisierung der sprachlichen Merkmale der Interaktion (Wortwahl, Rhetorik und der Einsatz von Pausen).

Auf diesen vielschrittigen Punkt folgt im Vorgehen der Sequenzanalyse die Explikation der Intention (4): Es darf sich hierbei nicht um Spekulationen handeln, sondern nur um Schlüsse, die sich problemlos, eng an dem situativen Kontext entlang herleiten lassen. Es folgt (5) die Explikation der objektiven Bedeutung und der seiner objektiven Konsequenzen (sinnvoll zugrunde liegende Motive) (Przyborski

⁵⁶ Siehe hierzu insbesondere Schneider (W. L. Schneider, 1999).

& Wohlrab-Sahr, 2014, S. 270). 6) die Bildung von Lesarten folgt daraufhin. Dabei werden ausgedachte Situationen mit dieser vorliegenden Situation verglichen und auf ihre gemeinsamen Struktureigenschaften hin verallgemeinert. Das Mittel des Vergleichs nützt dazu, die Bedingungen des Kontextes herauszuarbeiten, welche in der untersuchten Kommunikationssituation gelten. Im nächsten Schritt (7) wird das Kontextwissen zur Gesamtsituation des Interviews in die Analyse einbezogen. 8) Es folgt die Rekonstruktion der objektiven Sinnstruktur der gesamten Szene: „Auf dieser Stufe wird die jeweilige Sequenz mit vorgegebenen, bereits interpretierten Interakten zusammen betrachtet. Aus dem Verhältnis von objektiven Möglichkeiten und konkret realisierten Möglichkeiten wird die objektive Sinnstruktur der Szene rekonstruiert. Bestimmte Lesarten werden nun ausgeschlossen“ (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 270). Diese 8 Schritte werden mit mehreren Sequenzen wiederholt und schließlich folgt aus ihnen die Formulierung 9) der Fallstrukturhypothese, welche ein übergreifendes Strukturmuster zu diesem Fall formuliert. Dabei beantwortet sie etwa Fragen wie „Was charakterisiert den Fall? Wie reproduziert sich seine Struktur? Wie kommt seine Selektivität (seine Individualisierungsgeschichte) zustande? Aus welchen Gründen wurden bestimmte Handlungsmöglichkeiten nicht realisiert? Welche Konsequenzen hat dies?“ (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 270). Es werden anschließend die theoretischen Zusammenhänge generalisiert und an „vorhandene Theorien angeschlossen“ (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 270). Um die Fallstrukturhypothese zu testen, werden Interviewsequenzen interpretiert, unter Ausschluss des Vorwissens aus der vorangegangenen Feinanalyse. Daraufhin wird die Fallstrukturhypothese anhand der neuen Feinanalysen überprüft und ggf. modifiziert. Das Prinzip der Falsifikation führt zu einem ständigen Hinterfragen der aufgestellten Strukturhypothesen. Nachdem eine Strukturhypothese zum ersten Fall auf diese umfängliche Weise erstellt wurde, werden weitere Fälle entsprechend der maximalen Kontrastivität ausgewählt und ebenfalls auf diese Weise untersucht (Oevermann, 2002, S. 33). Alle Interviews wurden in variierende Auswertungsgruppen analysiert, etwa in Kolloquien oder in Schreibgruppen, um möglichst viele Lesarten bilden zu können und gemeinsam Plausibilitäten zu diskutieren. Aus den unterschiedlichen Fällen ließ sich eine gemeinsame Strukturhypothese zum Investigativjournalismus erstellen, welche durch jeden Analyseschritt immer weiter präzisiert werden konnte.

Qualitätsmaßstäbe: Anforderungen an die Theoriebildung

Die Ergebnisse der Analyse des Investigativjournalismus können als Systemtheorie des Investigativjournalismus verdichtet werden, da die zentralen Elemente der Theoriebildung (Code (in seinen drei Sinndimensionen), Kontingenzformel, Programme) identifiziert werden (siehe Kapitel 4 und 5). Die Theorie misst sich an allgemeinen Gütekriterien qualitativer Sozialforschung, wie sie von Strübing et al. (2018) vorgebracht werden (Gegenstandsangemessenheit, empirische Sättigung, theoretische Durchdringung, textuelle Performanz und Originalität). Die Gegenstandsangemessenheit bezieht sich auf die Passung von Fragestellung, Methode, Datentyp, Theorie und den empirischen

Fällen. Die Fragestellung, welche sich an der Abgrenzung eines Investigativjournalismus von anderen Formen des Journalismus orientiert, legt einen differenzierungstheoretischen Untersuchungsmodus nahe. Dass die Systemtheorie, um die Leerstelle der Analyse von Sinn einbeziehen zu können, mit der objektiven Hermeneutik als Methodologie praktikabel einsetzbar ist, hat Bora (1994) darlegen können, wie bereits in diesem Kapitel erläutert. Auch die Originalität dieser Studie kann unter Verweis auf den Forschungsstand und das Forschungsdesiderat als gegeben angesehen werden. Speziell die Frage der empirischen Sättigung drängt sich in der qualitativen Forschung – und insbesondere bei der Analyse weniger Fälle – auf. Die Datenintensität, so stellen Strübing et al. heraus, ist nicht notwendigerweise von der Materialmenge und der Fallzahl abhängig.

„Die Sozialstruktur von Slums kann anhand eines Slums hinreichend beschrieben werden (Whyte 1993), die soziale Situation von Psychatrieeinsassen anhand einer psychiatrischen Anstalt so genau wie nie zuvor erfasst werden (Goffman 1972), wobei sich die zugrundeliegenden Strukturen in einer Fülle beobachtbarer Phänomene zeigen, deren Zusammenspiel die Tragweite und Reichweite des untersuchten Phänomens aufzeigen. Diese bedeutsame Rolle der Datenanalyse für die empirische Sättigung einer Studie kann im Einzelfall auch Untersuchungen mit kleinen oder auch sehr kleinen Fallzahlen zu paradigmatischen Studien der empirischen Sozialforschung machen, wenn etwa die soziale Konstruiertheit von Geschlecht anhand einer einzigen Informantin expliziert wird (Garfinkel 1967).“ (Strübing et al., 2018, S. 86)

Die theoretische Durchdringung meint einerseits das wiederholte und ständige Durchbrechen der Perspektive des Beobachtungsgegenstandes. Aus Sicht einer Systemtheoretikerin vollzieht sich dies im Wechsel der Beobachtungsperspektive: Die Beobachtung erster Ordnung (das Beobachten der Umwelt durch InvestigativjournalistInnen) wird wissenschaftlich beobachtet und damit zu einer Beobachtung zweiter Ordnung (das Beobachten wie im Investigativjournalismus beobachtet wird). Zum anderen formulieren Strübing et al. die Forderung, dass die wissenschaftlichen Erkenntnisse an den Fachdiskurs angeschlossen werden müssen (Strübing et al., 2018, S. 91). Der Anspruch der textuellen Performanz bezieht sich auf die Darstellung der Ergebnisse. In qualitativer Forschung gebe es keinen Königsweg, weshalb je nach Gegenstand und Erkenntnissen die Darstellung variiert. Die textuelle Performanz bemisst sich auch an der Frage, wie es einer Studie gelingt, *„zwischen Sinnwelten“* (kursiv im Original, Strübing et al., 2018) zu übersetzen. Dabei muss der Erwartungshaltung der Leser begegnet werden und zugleich der Eigensinn des Untersuchungsfeldes berücksichtigt werden.

II Generierung der Theorie des Investigativjournalismus

4 Über Konzepte des Schreibens und der Recherche im Investigativjournalismus zur Beobachtung des Codes

Die Charakterisierung des Investigativjournalismus in diesem Kapitel basiert auf den vorangegangenen Auseinandersetzungen mit der bisherigen Forschung zum Investigativjournalismus, der Systemtheorie und den Ergebnissen der theoretischen Befassung mit Beruf und Profession. Die Forschungsfrage *Was ist Investigativjournalismus?* wird in dieser Arbeit systemtheoretisch beantwortet. Es ist zu klären, welchen Stellenwert Investigativjournalismus im System des Journalismus einnimmt. Handelt es sich um ein gleichwertiges System des Investigativjournalismus, um ein Subsystem innerhalb des Journalismus oder um ein anders gelagertes Phänomen, z. B. wenn sich der Investigativjournalismus im Programmbereich des Journalismus verorten ließe. Zur Einordnung des Investigativjournalismus findet eine Fokussierung auf die Identifikation möglicher systembildender Elemente statt wie einem eigenständigen Code. Falls ein eigener Code beobachtet werden kann, stellt sich die Frage, ob der Investigativjournalismus trotzdem Teil des Systems des Journalismus ist, also folglich ein Subsystem darstellt. Die Frage, ob der Investigativjournalismus zum System des Journalismus gehört, kann der Blick auf Programme eines Investigativjournalismus ermöglichen. Falls die Programme des Investigativjournalismus an den Code des Journalismus gekoppelt sind, handelt es sich beim Investigativjournalismus um ein Subsystem, da es nicht eigenständig vom Journalismus operieren kann. Programme ermöglichen eine richtige Zuordnung der Code-Werte und stellen damit die unmittelbaren Arbeitsroutinen des Investigativjournalismus dar (Luhmann, 1987, S. 182).⁵⁷ Diese Dualität von Codierung und Programmierung wird sich in der folgenden Darstellung wiederfinden.

Zunächst werden Interviewsequenzen zitiert und analysiert, die den Investigativjournalismus anhand der wichtigen Eigenschaften für den Journalismus, der Bedeutung der Recherche und die Praxis des Schreibens genauer charakterisieren. F hat sich undercover in ein Unternehmen eingeschleust und die schlechten Arbeitsbedingungen dokumentiert. Anhand einiger Interviewsequenzen mit dieser Journalistin kann dargelegt werden, wie journalistisches Schreiben und die journalistische Recherche Ausdruck eines investigativjournalistischen Selbstverständnisses sind. Auch im Interview mit Investigativjournalist P wird dies deutlich: Er erklärt Weg in eine renommierte Investigativredaktion Qualifikationen und Durchhaltevermögen erfordern. Es wird deutlich, dass P die Aufgaben des Journalismus in der Gesellschaft und seines journalistischen Handelns reflektiert. Auf dieser Reflexion aufbauend wird das Schreiben als journalistische Tätigkeit und die Herausarbeitung seiner persönlichen Werte und Vorstellungen zum Journalismus entwickelt. Der Wert des Beobachtens der Welt „ohne Scheuklappen“ leitet seine Arbeit an. Was dies im Detail bedeutet, zeigt das Kapitel 4.2. Diese

⁵⁷ Code und Programm stehen nebeneinander und können nicht mehr hierarchisiert werden. Ihre Dualität „wird nur dadurch integriert, daß die Programme die code-bezogene Funktion übernehmen, Werte zuzuordnen, und das unter dem Gesichtspunkt dieser Funktion variiert werden können“ (Luhmann, 1987, S. 182).

Interviewausschnitte demonstrieren, dass die Tätigkeiten des Schreibens und des Recherchierens in den Interviews selten genauer erläutert werden, aber die Sinnstruktur mithilfe einer sequenzanalytischen objektiven Hermeneutik herausgearbeitet werden können. Aus der Aussage des Journalisten B, der Investigativjournalismus sei die Königsdisziplin des Berufsfeldes, wird der Code Missstand/kein Missstand beobachtbar. Dafür wird ein Teil der Analyse des Interviews mit dem Journalisten B vorgestellt. Schließlich offenbaren auch die Analysen der folgenden Fälle den Code Missstand/kein Missstand des Investigativjournalismus (hier dargestellt am Fall des Journalisten B in Kapitel 4.4). Warum „echter Journalismus“ im Berufsverständnis von B Investigativjournalismus ist, verdeutlicht eine Passage aus dem Interview mit ihm. Dieser Abschnitt untermauert die Notwendigkeit der Abgrenzung in einem Beruf, der nicht zugangsreguliert ist. Die Bezeichnung des Investigativjournalismus als Königsdisziplin gibt auch Hinweise auf den Funktionsbezug und eine Abgrenzung zu anderen Formen des Journalismus. Daraufhin wird der Code genauer anhand der drei universellen Sinndimensionen dargelegt. In jedem System wird neben dem Code auch eine Kontingenzformel beobachtbar. Es folgt die Erklärung, warum Relevanz die Kontingenzformel des Investigativjournalismus (und des Journalismus) ist. Im darauffolgenden Kapitel (Kapitel 5) werden die unterschiedlichen Programme des Investigativjournalismus dargestellt, die verdeutlichen, wie der Code Missstand/kein Missstand (und auch die Kontingenzformel Relevanz) in der Praxis Anwendung findet. Sie zeigen auch, dass der Investigativjournalismus als Subsystem des Journalismus fungiert, da er programmatisch an den Code des Journalismus gekoppelt ist.

4.1 Marker beruflicher Sozialisation im Investigativjournalismus

TP „Es läuft. >räuspern< Die erste Frage, wo du gerne auch nen bisschen ehm, eh ausholen kannst, wenn du magst, wie bist du zum Journalismus gekommen?“

F „Ähm, ich hab schon, als ich in der Schule war, gewusst, also, ich hab immer super gerne geschrieben und die Ideen gehabt, was zu machen, womit ich was verändern kann, also so viel, so viele Menschen erreichen kann und also son bisschen was verbessern kann in der Welt.“

F sammelt kurz ihre Gedanken und setzt in der Schulzeit für ihre Erklärung an, unterbricht sich dann selbst: Vermutlich hätte der Satz damit geendet, dass sie „schon“ lange, seit der Schulzeit „wusste“, was sie will. Mit dem Einschub „also ich hab immer super gerne geschrieben“, benennt F etwas, das sie mit ihrer Persönlichkeit verbindet. Es stellt keine exklusiv journalistische Tätigkeit dar, sondern möglicherweise das, was F mit der journalistischen Arbeit oder mit dem Journalismus an sich und für sich verbindet oder früher verbunden hat:

„also, ich hab immer super gerne geschrieben und die Ideen gehabt was zu machen, womit ich was verändern kann, also so viel, so viele Menschen erreichen kann und also son bisschen was verbessern kann in der Welt.“ (F)

Für die Analyse erscheint es gewinnbringend, diese lange zusammenhängende Aussage und die darin vermittelten Zusammenhänge zu betrachten. F nennt Schreiben und Ideen haben, mit denen sie etwas verändern kann als Erstes, sie sind mit der Konjunktion „und“ verbunden und erscheinen damit gleichrangig. Daraufhin folgt ein „also“ – dieses Adverb leitet eine Zusammenfassung oder Konkretisierung des zuletzt genannten Aspekts ein, des „Ideen haben, mit denen ich was verändern kann“. Weiter konkretisiert sie durch das zweite „also“, dass sie damit meint, „viele Menschen“ mit ihren Ideen zu erreichen und *dadurch* wiederum (drittes „also“) „also son bisschen was verbessern kann in der Welt“.

Es wird eine Kausalität eröffnet: Ihre (verschriftlichten) Ideen etwas zu verändern werden veröffentlicht und erreichen viele Menschen, dadurch könne F „also son bisschen was verbessern [...] in der Welt“. Ein interessanter Aspekt ist dabei die Rolle, die F als Journalistin in dieser Kausalkette einnimmt. Die Ideen von F, wie die Welt verbessert werden könnte, sind der Ausgangspunkt. Nicht etwa ein „objektiver“ Missstand, sondern die Idee als Beobachtung der Journalistin. Dies könnte bedeuten, dass sich die Journalistin bereits als Schülerin als eine Person mit einer vielleicht besonderen Beobachtungsgabe gesehen hat. Diese These muss in späteren Textverläufen nochmals überprüft werden bzw. konkretisiert werden.

Zudem wird an dieser Stelle bereits das erste Mal von einer journalistischen Praxis gesprochen: Die Journalistin F erreicht Menschen durch Schreiben und verbessert dadurch etwas in der Welt. An dieser Stelle wird nicht deutlich, dass es für die Veränderung eine Mobilisierung der Menschen benötigt, also etwa die Veränderung das Resultat von Protest, Gesetzesinitiativen oder Streiks ist.

Nach der zuvor zitierten Passage folgt diese Aussage:

*„Das war schon so in der Schule, in der Mittelstufe so, und dann hab ich in der Oberstufe angefangen hier in [Heimatstadt] bei der Tageszeitung zu arbeiten, als freie Mitarbeiterin (unverständlich) als Praktikantin, einfach um mich mal auszuprobieren, fand das total toll überhaupt Artikel von mir in der Zeitung zu haben und wirklich sonne **Reichweite** dadurch zu haben, angesprochen zu werden dadrauf, Leserbriefe zu bekommen, also das Gefühl zu haben, ich hab da ne Möglichkeit eh, Dinge mitzuteilen und das kriegen viele Leute mit. Ich habe das Schreiben einfach total geliebt. Ähm, (2 Sekunden Pause) Und dann bin ich eigentlich nur noch so aufs Abi zugegangen, wollte das Abi endlich machen, weil ich ganz genau wusste dass ich das dann studieren will“ (F)*

F erzählt davon, wie aufregend es für sie als junge Erwachsene war, „Artikel von [sich, TP] in der Zeitung zu haben und wirklich sonne **Reichweite** dadurch zu haben“, – ob sie die Reichweite darüber erlebt und definiert, dass sie angesprochen wird und Leserbriefe erhält, ist unklar. Sie merkt also, dass sie über die Zeitung „Dinge“ mitteilen kann, die viele Leute mitbekommen. Im weiteren Verlauf gilt auch herauszufinden, ob die Journalistin F im Erzählen über das Fortschreiten ihres Werdegangs und ihrer Ausbildung als Journalistin noch weiter konkretisiert, was denn diese „Dinge“ sind, die sie

reichweitenstark mitteilt und ob der Fokus von dem persönlichen Sendungsbewusstsein abrückt oder ob dies ggf. weiterhin im Zentrum der Erläuterungen steht.

„Ich habe das Schreiben einfach total geliebt“ – F über journalistisches Arbeiten

„[I]ch hab da ne Möglichkeit eh, Dinge mitzuteilen und das kriegen viele Leute mit. Ich habe das Schreiben einfach total geliebt. Ähm, (2 Sekunden Pause) Und dann bin ich eigentlich nur noch so aufs Abi zugegangen, wollte das Abi endlich machen weil ich ganz genau wusste, dass ich das dann studieren will also das ich auf jeden Fall in den Journalismus gehen will, so, aber war überhaupt nicht festgelegt, ob ich zur Zeitung, zum Fernsehen, zum Radio gehen soll.“ (F)

F berichtet von der Reichweite, von den Menschen, die sie auf ihre Artikel ansprechen und sagt daraufhin: „Ich habe das Schreiben einfach geliebt“. In der Analyse fällt diese Aussage besonders ins Auge, da F zuvor über die Reichweite und das Feedback der Leserinnen und Leser gesprochen hat: Es liegt an dieser Stelle nahe, dass sie mit „geliebt“ eher die Ergebnisse des Veröffentlichens meint, also das Feedback, von dem sie zuletzt umfangreich gesprochen hatte.

Es wäre auch denkbar, dass die Bedeutung des Schreibens für F gleich mehrere Prozesse der journalistischen Arbeit beinhaltet, also das Schreiben für sie auch das Feedback nach der Veröffentlichung einfasst und im Grunde den gesamten journalistischen Arbeitsprozess. Dies zeigt sich in den Merkmalen der Fallstruktur.

„Das war mir auch total egal, ich hatte nie so diese eine Affinität zu nem Medium, sondern ich wollte einfach immer schreiben, berichten Leute Dinge fragen, also so auf Ortstermine gehen, was mitbekommen und das dann so rauskriegen (2 Sekunden Pause) und dann eh, hab ich das auch gemacht, hab direkt nach dem Abi im Herbst angefangen zu studieren und bin dann in [Stadt] an der Hochschule [...] gelandet im [Name des Studiengangs] einfach weils ne Fachhochschule ist und keine Uni, die sehr viel praxisbezogener ist, die mit vielen externen Dozenten arbeitet, die direkt aus den Medien kommen und Professoren. Und ehm, jo, [Studiengang] war halt natürlich auch irgendwie so auch das neue Ding, war irgendwie auch klar, dass man da fit sein muss und dass man auch multi media mäßig bisschen alles einbeziehen muss und so, jo, da dachte ich das ist eh das Richtige, da schon mal ne Basis zu haben und was sich daraus entwickelt und in welche Branche oder Sparte ich gehen will das zeigt sich dann.“ (F)

F hatte zuvor gesagt, dass sie nicht auf ein Medium festgelegt war, daraufhin sagt sie: „Das war mir auch total egal, ich hatte nie so diese eine Affinität zu nem Medium, sondern ich wollte einfach immer schreiben, berichten Leute Dinge fragen, also so auf Ortstermine gehen, was mitbekommen und das dann so rauskriegen“. Journalistisches Arbeiten, so lässt sich diese Passage interpretieren, ist unabhängig vom Erscheinungsmedium mit denselben Aufgaben befasst, die sie in der Aufzählung

nennt. „Schreiben, berichten [,] Leute Dinge fragen, also so auf Ortstermine gehen, was mitbekommen und das dann rauskriegen“ – Schreiben und berichten wird hintereinander genannt und es lässt sich so verstehen, dass Schreiben die Oberkategorie ist und Berichten die spezifischere Erläuterung ist, in Bezug auf die Art und Weise, mit welchem Ziel geschrieben wird. „Leute Dinge fragen“ erklärt, wie „Berichten“ funktioniert. Diese Passage lässt genauer erkennen, was die Journalistin F mit dem Schreiben meint. Es wird die These vertreten, dass es nicht primär um die Selbstdarstellung der Journalistin ging, wie zuvor thematisiert, sondern darum, dass die Journalistin in jungen Jahren zum ersten Mal erlebt hat, was es bedeutet eine Reichweite durch die umfassende Praxis des journalistischen Schreibens kennenzulernen. Diese Praxis des Schreibens wird verbunden mit der Recherche, dem „Leute Dinge fragen“.

Worüber schreiben? Recherche und die journalistische Sachebene

Dass F im journalistischen Schreiben eine umfangreiche journalistische Tätigkeit festmacht, ist bereits expliziert worden. Es konnte jedoch noch nicht herausgearbeitet werden, was F auf der Sachebene berichtet bzw. was ihrer Meinung nach berichtenswerte „Dinge“ sind. Über welches Thema soll informiert werden? Worauf richtet die Journalistin ihre Aufmerksamkeit? Ressorts definieren, entlang welcher Sachaspekte eine redaktionelle Auswahl getroffen wird – was soll journalistisch bearbeitet werden? All diese Fragen sind in den Erzählungen über den Einstieg in den Journalismus, in der Schulzeit und den Einstieg ins Studium noch nicht beantwortet worden. Es ist noch unklar, was berichtet werden soll, worüber sie „was mitbekommen und so was rauskriegen“ wollte.

Eine These, die noch zu prüfen ist, zu diesem Zeitpunkt aber eine naheliegende darstellt, beruft sich darauf, dass F die Themen, die sie früher bearbeitet hat, heute als unwichtig oder austauschbar ansieht – es waren „Dinge“, für die sie sich interessiert hat. Als Abiturientin fand sie es „überhaupt total toll“ Artikel von sich in der Zeitung zu lesen, aus heutiger Perspektive waren es allerdings nur irgendwelche „Dinge“, bei denen es sich nicht mehr lohnt, sie heute genauer zu klassifizieren. Damit wird wiederum auch die These unterstützt, dass es sich nicht um das „bloße“ Sendungsbewusstsein handelte, das die junge Journalistin befriedigte, sondern dass es sich dabei um eine Erkundung der Funktionsweise der Generierung von Öffentlichkeit handelte, das „Kennenlernen“ des Systems der Massenmedien und des Journalismus.

Da sich F allerdings nur auf „Dinge“ beruft, liegt zudem die These nahe, dass eine Konkretisierung dessen kommt, worüber sie heute berichtet und diese Themen dann als bedeutsam hervorgehoben werden.

F berichtet weiter:

„und das war auch genau so – das Studium war total praxisbezogen, ich hab währenddessen ganz viel ehm, gearbeitet, nebenher, und Projekte gehabt. Zum Beispiel das Thema Flüchtlinge für mich entdeckt, darüber meine Bachelorarbeit geschrieben, einfach ganz viel ausprobiert

und ehm, war ja auch schon mit 21 mit dem Studium fertig, also war auch schon – wusste ganz genau, was ich machen will und hab das durchgezogen und konnte da halt mich auch nochmal persönlich weiterentwickeln und ehm, (2 Sekunden Pause) bin dadurch immer mehr ins Investigative gekommen, hab Günter Wallraff auch mal kurz kennengelernt in Köln und hab einfach gemerkt, ja genau das ist die Richtung, die in gehen will, wo man so richtig Aufruhr stiften kann und eh in den Wunden rumbohren kann.“ (F)

F erzählt, dass sie neben dem Studium viel gearbeitet hat, – vermutlich journalistisch – und dort „Projekte“ hatte. Daraufhin nennt sie das erste Mal im bisherigen Verlauf des Gesprächs ein journalistisches Thema – eines, das sie bearbeitet hat. Sie nennt „Flüchtlinge“ als das Beispiel, worüber sie ihre Abschlussarbeit geschrieben hat und welches sie für sich „entdeckt“ hat.

Die thematische Auseinandersetzung mit Geflüchteten ist für F nicht beliebig, denn sie sagt, dass sie dieses Thema für sich „entdeckt“ hat. Die Wahl des Ausdrucks „entdecken“ kann im Zusammenhang mit der zuerst aufgestellten These, dass die zuvor bearbeiteten Themen von ihr retrospektiv als „Dinge“ abgetan werden, einen verbesserten Einblick darüber liefern, was F als besonders wichtige Themen für den Journalismus (und für sich als Journalistin) ausmacht. Die Entdeckung eines Themas für *sich* kann zudem als erster Schritt in Richtung einer beruflichen Spezialisierung gesehen werden.

F beendet ihr Studium mit einer Bachelorarbeit zum Thema Geflüchtete und war mit 21 mit dem Studium fertig. Sie sagt: „wusste ganz genau was ich machen will und hab das durchgezogen und konnte da halt mich auch nochmal persönlich weiterentwickeln und ehm, (2 Sekunden Pause) bin dadurch immer mehr ins Investigative gekommen“. F war darauf fokussiert, ihr Studium schnell zu beenden. Wie als Reaktion auf das schnelle Beenden des Studiums nennt sie dann, dass sie sich dadurch „auch nochmal persönlich weiterentwickeln“ konnte, als wären dies entweder naheliegend oder widersprüchlich. Das Gesagte suggeriert, dass F ihre persönliche Weiterentwicklung während des Studiums meint, in der Endphase dieses Studiums, über die sie gerade spricht. Durch ihre persönliche Weiterentwicklung während der Endphase ihres Studiums, in der sie sich journalistisch mit Geflüchteten befasst und auch andere Projekte verfolgt hat, ist sie „immer mehr ins Investigative gekommen“. Das Verständnis ihrer Arbeit und ihre tatsächlichen journalistischen Tätigkeiten haben sich graduell geändert, in Richtung eines *anderen* Journalismus als zuvor. Der genaue Wortlaut („und konnte da halt mich auch nochmal persönlich weiterentwickeln und ehm, (2 Sekunden Pause) bin dadurch immer mehr ins Investigative gekommen“) offenbart, dass F darin Kausalität ausmacht: Ihre Persönlichkeit, die sie in der Endphase ihres Studiums weiterentwickeln konnte, hat sie zum Investigativjournalismus *gebracht*. Inwiefern sich ihre Persönlichkeit weiterentwickelt hat, und welche Eigenschaften sie zu einer Investigativjournalistin gemacht haben, bedarf der folgenden Analyse des Interviewtexts mit F.

„[S]o richtig Aufruhr stiften“ und „in den Wunden herumbohren“

Wallraff steht für F für die Art des (investigativen) Journalismus, in dem sie arbeiten möchte. Günter Wallraffs Arbeit könnte entsprechend der Aussage von F auf einer fiktiven Skala über den „Aufruhr-Faktor“ am Ende unter „sehr viel Aufruhr“ verortet werden – „und genau das ist die Richtung“, in die F gehen will. F spricht hier von einer bewussten Entscheidung, die sie für sich und ihre berufliche Zukunft getroffen hat, nachdem sie Günter Wallraff kennengelernt hat. Sie definiert diesen Moment als einen für ihre Biografie Bedeutenen, einen, in dem ihr klar wird, was sie machen will.

Sie hat erzählt, dass sie das Schreiben immer geliebt hat – jetzt, in dieser Lebensphase, so die zu belegende These, hat sie für sich herausgefunden, *was* sie schreiben möchte und *wie* sie das berufspraktisch tun will. Ein Treffen mit Günter Wallraff wirkt bekräftigend für F, weiter im investigativen Bereich zu arbeiten. F möchte der fiktiven Skala noch „weiter“ entlang folgen, noch *extremer* im Sinne des „in Wunden herumbohren“ werden.

Schreiben über „Herzenthemen“ statt über „Dinge“

Es stellt sich die Frage, wie Fs persönliche Definition journalistischer Arbeit, die anfangs als „Schreiben“ bezeichnet wurde und in der Analyse um weitere journalismuspraktische Tätigkeiten ergänzt werden konnte, jetzt ggf. ergänzt oder abgelöst wird.

„[U]nd Flüchtlinge war halt nen Thema was mich damals total berührt hat und ich total reingekommen bin und ganz viele Leute da kannte und dann kam auch die Flüchtlingskrise da hab ich zum Beispiel grad bei [überregionales Medium] nen Praktikum gemacht. Da hab ich dann ganz viel darüber geschrieben, also ich hab so meine Herzenthemen gefunden, also immer das Gefühl gehabt, ehm, das wir als Journalisten so eine große Macht haben, weil wir einfach so eine Reichweite generieren können, Themen die wichtig sind, wo man was verändern kann, wo ehm, Menschen auch berühren kann, nicht nur so trockene Nachrichten, das war nie mein Ding, sondern wirklich reportagig, nah an den Menschen dran, Interviews führen, ne Geschichte erzählen, einfach sensibilisieren dafür, das hab ich schon bei der Tageszeitung im Kleinen gemacht und dann hab ichs halt mit Flüchtlingen in [Großstadt] gemacht (2 Sekunden Pause).“ (F)

F geht nun genauer darauf ein, wieso sie das Thema „Flüchtlinge“ sich entdeckt hat, es hat sie persönlich „total berührt“ – übersetzt bedeutet dies, dass eine Verbindung zwischen dem Thema „Flüchtlinge“ und ihr hergestellt war, welches sie „total“, – also umfassend und gänzlich bewegt. Gleichmaßen ist sie („und“) auch „total reingekommen“ in das Thema. Die Konjunktion „und“ verweist dabei nicht auf eine Kausalität, es vermittelt, dass die Journalistin F sich nicht *weil* sie „total berührt“ war, in die Recherche begeben hat. Es liegt, so die These, ein professioneller Grundgedanke der Arbeit zugrunde, in der sie zwischen einem Thema, das sie berührt und einem Thema das sie berührt, sie aber *zudem* auch für

journalistisch bearbeitungswürdig (siehe Kapitel 4.6, Relevanz als Kontingenzformel) betrachtet, unterscheidet. „[U]nd ganz viele Leute kannte“ bekräftigt schließlich, dass sie „total reingekommen“ ist – dies gibt einen vorsichtigen Hinweis auf eine Erweiterung ihrer journalistischen Praxis, die voraussetzt oder damit einhergeht, um „total reinzukommen“, viele Personen aus dem jeweiligen eigenen Feld zu kennen. Es verweist auch darauf, was Recherchieren bedeutet – Menschen, die mit demselben Thema befasst sind, kennenzulernen. Als die „Flüchtlingskrise“ „kam“ war die junge Journalistin bei einem bekannten überregionalen Medium im Praktikum und konnte von ihrem „Herzensthema“ berichten. Sie spricht wieder von der Reichweite des Journalismus, die sie nun aber nicht dafür nutzt, „Dinge“ mitzuteilen, sondern „Themen, die wichtig sind, wo man was verändern kann, wo ehm, Menschen auch berühren kann“ zu kommunizieren, dies bezeichnet sie als eine „so“ (betont) große Macht. Sie grenzt dies ab von „so trockene[n] Nachrichten“. Die trockenen Nachrichten sind für F wohl nicht „nah an den Menschen dran“, wie sie es sein möchte. F möchte „ne Geschichte erzählen, einfach sensibilisieren dafür“. Mit dieser Ausführung grenzt sie ihren, den Investigativjournalismus, vom Nachrichtenjournalismus ab.

Mit dem Ende des Studiums, so vermittelt es die Selbstbeschreibung von F, hat der Orientierungsprozess geendet. F hat ihre Liebe zum Schreiben immer behalten, aber die Bedeutung des Schreibens als größerem Prozess gemeinsam mit ihrem journalistischen Verständnis geschärft. Sie möchte für ihre „Herzensthemen“ sensibilisieren, Geschichten erzählen, nah an den Menschen „dran“ sein und die „so“ große Macht der Medien nutzen.

„[U]nd ehm, hab so gemerkt, dass es großes großen großes Werkzeug ist, was man benutzen kann und bin dann einfach über meine Herzensthemen da immer weiter reingekommen, Richtung Investigativem.“ (F)

4.2 Investigativjournalismus als „ohne Scheuklappen“ die Welt beobachten

Die Auswertung des Interviews mit P verdeutlicht, dass dieser immer wieder reflektiert, welche Werte seiner eigenen Arbeit zugrunde liegen. Er formuliert das Ideal, „ohne Scheuklappen“ die Umwelt zu beobachten, damit also keine ideologische Verengung des journalistischen Beobachtungsmodus zuzulassen. Das Gespräch mit P beginnt mit einem Austausch über die Anonymisierung, daraufhin folgt dieser Teil des Interviews.

TP „ok, also dann, äh, genau, fang ich mal an. Wie sind sie zum Journalismus gekommen?“

P „Ähm ich wollte immer gern schreiben, schon schon als Kind und hab auch schon immer gerne Zeitung gelesen, ähm, vor allem den Sportteil, früher als Jugendlicher. Da wurde immer gekämpft als Jugendlicher bei uns in der Familie, wer den haben darf als erstes und ehm, ich bin aber in einer Gegend aufgewachsen, in der es nur eine sehr konservative Zeitung gab, und

trotzdem habe ich sie (Lachen) jeden Tag gelesen und ehm, und je stärker ich (2 Sekunden Pause) mich politisiert hab im Laufe meines Aufwachsens, umso mehr ehm Wut hatte ich >leichtes lachen< quasi auf die konservative Ausrichtung, aber ehm, was dann entscheidend war, ich hab dann, ich hab dann ein mal mit 14 eine [überregionale Zeitung] in die Hand bekommen und war geflasht von dem von dem Ausmaß der Reporta - also das die aus der ganzen Welt Reportagen gebracht haben und das irgendwie halt ohne Scheuklappen auf Dinge geschaut haben und ehm, so viele tolle Texte hatten, dass ich die in der Hand hatte und von vorne bis hinten durchgelesen hab und dann gesagt hab ich will auch Journalist werden. Ich bin ehrlich gesagt davon ausgegangen ich werde, ich werde es nie zur [überregionalen Zeitung] schaffen, weil ich halt aus diesem Dorf da (Lachen) in [Region] kam, aber ehm, das war gar nicht so der Punkt, der Punkt war mehr irgendwie, man kann sowas machen, also will ich das auch machen.“

P beginnt seine Ausführungen damit, dass er bereits als Kind „immer gern schreiben“ wollte und auch „schon immer gerne“ Zeitung gelesen hat. Er sieht seinen Weg als lange vorgezeichnet. Die Zeitung bringt er mit Erinnerungen an seine Kindheit in der Familie in Verbindung, woran er sich mit einem Lachen an die „Kämpfe“ um den Sportteil vermutlich gerne erinnert. Die Zeitung, mit der er aufgewachsen ist, bezeichnet er als sehr konservativ, merkt aber wieder mit einem Lachen an „und trotzdem habe ich sie (Lachen) jeden Tag gelesen“. Die konservative Einstellung der Zeitung wurde also von P nicht geteilt, – nur hat er sie trotzdem gelesen. Dass er darüber lacht, kann unterschiedlich interpretiert werden. Das Lachen könnte z. B. ein zynisches oder ein amüsiertes sein. In jedem Fall lässt es vermuten, dass er heute mit einer gewissen Distanz eben darauf reagiert, warum er sie dennoch glaubt, gelesen zu haben.

P war wütend über die konservative Ausrichtung der Zeitung, eine interessante Emotion in Bezug auf eine Zeitung. Während des Aufwachsens ist diese Wut auf die konservative Ausrichtung gestiegen. Die Wut verweist darauf, dass sich P anderen Werten verschreibt, die er in seiner politischen Sozialisation immer mehr verfestigen und sich eben stark mit der Berichterstattung der Lokalzeitung reiben. Der Ärger über oder die Wut auf die Zeitung kann auf Verachtung verweisen. Diese wird auf die konservative Ausrichtung der Zeitung bezogen. P nennt eine persönliche Emotion, die z. B. dann hervortritt, wenn ein Verhalten von anderen ungewollt ist – sie kann dabei mit Bedrohungsempfinden, einem Angriff auf das eigene Wohlbefinden, das Selbstbild oder dem persönlichen Gerechtigkeitsempfinden einhergehen.

Diese Studie kann nicht die psychologischen Prozesse analysieren, daher ist der Blick auf den Ausdruck von Wut in diesem Zusammenhang unter soziologischen Gesichtspunkten weiterzuverfolgen. Emotionen sind nicht nur psychologische Prozesse, sondern können der Persönlichkeit kunstvoll Ausdruck verleihen, also als Form der Individualität beobachtet werden (Dietz, 2013; Katz, 1999). Im Ausdruck von Wut, die in der Politisierung größer wird, lässt sich auch eine Form der Inszenierung ablesen. Die widersprüchlichen Wertvorstellungen sind dabei zentral. Man lernt durch die Aussage von P

zur konservativen Zeitung etwas über sein politisches Verständnis: Der Ausdruck von Wut ermöglicht es „ein sozial sichtbares moralisches Drama (*narration*)“ (Dietz, 2013, S. 189) zu inszenieren. Im Zentrum stehen dabei vor allem auch die divergierenden Wertvorstellungen, die schließlich – da P heute einige Jahre im Beruf ist – auch im Zusammenhang mit seinem Berufsverständnis betrachtet werden müssen. Die Forscherin argumentiert, dass auch das Erzählen über Wut diese Funktion erfüllt. P sieht sich durch die konservative Berichterstattung und möglicherweise durch die empfundene Alternativlosigkeit („ich bin aber in einer Gegend aufgewachsen, in der es nur eine sehr konservative Zeitung gab“) zu dieser Zeitung gedrängt, obwohl er ihre konservative Weltsicht verachtet.

„[A]ber ehm, was dann entscheidend war, ich hab dann, ich hab dann ein mal mit 14 eine [überregionale Zeitung] in die Hand bekommen und war geflasht von dem von dem Ausmaß der Reporta - also das die aus der ganzen Welt Reportagen gebracht haben und das irgendwie halt ohne Scheuklappen auf Dinge geschaut haben und ehm, so viele tolle Texte hatten, das ich die in der Hand hatte und von vorne bis hinten durchgelesen hab und dann gesagt hab ich will auch Journalist werden.“ (P)

P fährt fort und kündigt dann ein Schlüsselmoment an („was dann entscheidend war“): Mit 14 Jahren hat P eine überregionale Zeitung „in die Hand bekommen“ – dies hat ihn „geflasht“. Er bezieht sich auf das „Ausmaß der Reporta-“ bevor er sich selbst unterbricht und noch erweiternd einschleibt „also die aus der ganzen **Welt** Reportagen gebracht haben“. Dies ist für P ein Gegensatz zu seiner Lokalzeitung: In der überregionalen Zeitung wird „ohne Scheuklappen auf Dinge geschaut“, die Lokalzeitung ist konservativ und hat daher ein nur schmales Sichtfeld – ihre konservative Ausrichtung verleiht ihr Scheuklappen. Die Metapher, Scheuklappen vor den Augen zu haben, ist aus dem Pferdesport entlehnt: Scheuklappen engen den Blickwinkel der Augen des Pferdes so ein, dass es nur nach vorne blicken kann. Das Ziel ist es, dass das Pferd somit durch Vorgänge, die neben seinem Kopf passieren, nicht abgelenkt oder scheu gemacht wird. Übertragen auf die Leistung der Medien wird damit der Vorwurf zum Ausdruck gebracht, dass einige Zeitungen/Medien eben mit diesen Scheuklappen berichten und damit einen bedeutenden Teil der Realität ausblenden. Einen, der Empörung und Aufruhr auslösen würde. P sieht es als die Aufgabe von Journalismus eben Scheuklappen abzulegen und ohne sie auf die (ganze) Welt zu schauen. Die Metapher der Scheuklappe transportiert noch einen weiteren, sehr weitgehenden Vorwurf: Durch den Blick mittels Scheuklappen sollen die LeserInnen sich nicht von Vorgängen verstören lassen, die links und rechts des Sichtfeldes geschehen. Dabei kann man selbst so weit gehen, dass die JournalistInnen als „ReiterInnen“ das Publikum als „Pferd“ durch die Welt manövrieren und dabei kontrollieren, welche Realität für sie durch ihre Scheuklappen erfahrbar wird. In dieser ersten kurzen Sequenz des Interviews lassen bereits weitreichende Thesen über die Funktion, die P einem Journalismus und ggf. Investigativjournalismus zuschreibt, aufstellen. Ziel ist es, eine solche These zu prüfen und ggf. zu konkretisieren. Dabei müssen auch die Wertvorstellungen einbezogen werden, die dabei kommuniziert werden.

Unter dem Aspekt der beruflichen Professionalität erscheint es für P schier skandalös, mit Scheuklappen auf die Welt zu blicken. Dies lässt den Schluss zu, dass der journalistische Blick auf die Welt Irritation jeglicher Art zulassen muss. Dies lässt sich ableiten aus den Ausführungen zu seinem großen Vorbild:

„Ich bin ehrlich gesagt davon ausgegangen ich werde, ich werde es nie zur [überregionalen Zeitung] schaffen, weil ich halt aus diesem Dorf da (Lachen) in [Region] kam, aber ehm, das war gar nicht so der Punkt, der Punkt war mehr irgendwie, man kann sowas machen, also will ich das auch machen.“ (P)

Die Differenz zwischen „diesem Dorf da (Lachen)“, aus dem P stammt, und der großen überregionalen Zeitung setzt ebendiese auf ein Podest. Dabei betont P, dass „das [...] gar nicht so der Punkt“ war, sondern von dieser Erfahrung profitierte, als dass er erst mal, metaphorisch gesprochen, den Olymp gesichtet hat und sich nun an einem Vorbild orientieren konnte.

Journalistisch aktiv werden – Etappenweise zum Ziel

TP „cool. Und dann der Weg dahin, nach hier?“

P „ich hab dann ehm, (2 Sekunden Pause) frei gearbeitet für eine eine kostenlose Wochenzeitung in in [Heimatstadt], ein Anzeigenblatt. Dann hatte ich mit Freunden, oder Freunde und Bekannte hatten selber ein Anzeigenblatt gegründet, dann ein anderes, was viel liberaler frischer und so weiter war, und das haben wir dann nen paar Jahre miteinander gemacht, ehm, und dann bin ich nach [Großstadt] zum Studieren gegangen und hab dann, bin dann den ganz üblichen Weg gegangen, ich ich wurde bei der [zuvor genannten überregionalen Zeitung] dreimal abgelehnt (leises Lachen) >lachen andere Person< und hab dann Praktikum gemacht bei der [Lokalzeitung im Studienort], beim [anderer überregionaler Zeitung], bei [TV-Sender] und danach bin eh, bin ich von der [renommierten JournalistInnenschule] genommen worden und hab nen Praktikum vorher gemacht im [in einem Lokalressort seines Wunschmediums], und im Zug der [Ausbildung an der JournalistInnenschule] hab ich nen Praktikum gemacht beim [Ressort in der überregionalen Zeitung, zu der er immer wollte] und da bin ich dann hängen geblieben und war dann dort sieben oder acht Jahre Redakteur und bin dann vom [...] rübergewechselt ins [auf Investigativarbeit spezialisierte Ressort].“

P ist Anfang 40 und erzählt aus Sicht eines heute erfolgreichen Redakteurs, wie er es in seine jetzige Position geschafft hat. Als Jugendlicher hat er es möglicherweise als Hindernis wahrgenommen, „aus diesem Dorf da“ zu stammen, in dem es nur eine konservative Zeitung gab. Fs erste journalistische Erfahrung hat er bei einem Anzeigenblatt gesammelt, es war „viel liberaler frischer und so weiter“. Das Anzeigenblatt war eine Alternative zur konservativen Lokalzeitung.

Dann erzählt er: „bin dann den ganz üblichen Weg gegangen, ich wurde bei der [zuvor genannten überregionalen Zeitung] dreimal abgelehnt (leises Lachen)“ – der ganz übliche Weg zur zuvor genannten überregionalen Zeitung sei es, mehrfach abgelehnt zu werden, bevor es dann möglicherweise funktioniert. P erzählt nicht von seinem Studium, sondern von Praktika, die er in der Zwischenzeit absolviert hat, „danach bin eh, bin ich von der [renommierten JournalistInnenschule] genommen worden“. Die Erzählung über seinen Weg zur Wunschzeitung ist spielerisch. Hindernisse wie die mehrfache Ablehnung müssen durch weitere Erfahrungen überwunden werden. Aus der Art der Erzählung lässt sich kein Unverständnis über die vormaligen Ablehnungen herauslesen, sondern eher der Ansporn in dem Sinne, dass es weiteres Training bedurfte, diesen Erfolg zu erreichen.

Dass in biografischen Rückblicken immer ex post die Herausforderungen des Lebens resümiert werden, kann problematisch gesehen werden. Umso wichtiger ist es, herauszustellen, dass es sich eben um einen *heutigen* Blick auf die Vergangenheit handelt und dieser keinen Einblick darin geben kann, wie P die Ablehnungen ex ante – also nicht wissend, das er einmal Redakteur bei der bekannten überregionalen Zeitung sein würde, – kommuniziert hätte. Eine Analyse entsprechend der objektiven Hermeneutik hat den Anspruch, latente Bedeutungen offenzulegen. Dabei geht es dann nicht konkret um die möglichst genaue Darstellung der Vergangenheit oder den Rekonstruktionsversuch der Vergangenheit, sondern um die Frage, inwieweit die Aussagen helfen, die Sinnstruktur des Investigativjournalismus zu rekonstruieren. Dazu der erneute Blick auf die Textstelle:

„[U]nd dann bin ich nach [Großstadt] zum Studieren gegangen und hab dann, bin dann den ganz üblichen Weg gegangen, ich wurde bei der [Wunschzeitung] dreimal abgelehnt (leises Lachen) >lachen andere Person<.“ Das leise Lachen kann einen Hinweis geben, denn möglicherweise ist diese dreifache Ablehnung heute eine Anekdote für ihn. Das leise Lachen ist ein Lachen in sich hinein, vielleicht in Form von „hätte ich das früher geahnt, dass ich heute eben in dieser Position bei dieser Zeitung angestellt bin, wären die Sorgen oder Zweifel unbegründet gewesen“ oder „hab ich es doch zu dieser Zeitung geschafft, das hätten sie doch einfacher haben können“. Es ließen sich noch weitere Formulierungen eines möglichen inneren Gedankengangs ableiten. Es wird argumentiert, dass zwar nicht erfasst werden kann, wie P als Student über diese Absagen kommuniziert hätte, aber dass in der Art, wie er heute darüber spricht, möglicherweise eine nicht strenge aber erkennbare Genugtuung zu lesen ist. Dreimal gescheitert zu sein, beim vierten Mal aber eine langfristige Karriere eben dort zu beginnen mag absurd klingen oder eben den (absurden) Einstieg ins Arbeitsleben eines motivierten und jungen Journalisten abbilden.

4.3 Journalistische Autonomie am Beispiel von Relevanzzuschreibungen: die Recherche

Die Untersuchung und Schlüsse aus den Anfängen des Interviews mit F und P wurden sehr genau dargestellt (siehe Kapitel 4.1 und 4.2). In dieser Darstellung der Analyse wurden nur die Thesen genannt, die sich im Verlauf des Gesprächs zwischen Journalistin und Forscherin entlang des Leitfadens entweder

bestätigt haben, das Abwägen zwischen zwei naheliegenden Lesarten veranschaulichen konnten oder zur Entwicklung der These und letztlich der Theorie bedeutsam sind. Im Folgenden werden Interviewsequenzen genauer betrachtet, die die Bedeutung der Recherche herausstellen.

Die journalistische Praxis der Recherche hat sich als *das* Merkmal des Investigativjournalismus herausgestellt. Im Folgenden wird anhand von Interviews mit zwei JournalistInnen herausgearbeitet, wie Recherche speziell im Investigativjournalismus verstanden wird. Es wird deutlich, dass die Recherche in einem engen Zusammenhang mit journalistischer Autonomie steht. Durch die Zuschreibung von Relevanz wird journalistische Recherche legitimiert. In diesem Prozess erklärt der Journalismus seine Autonomie über die Relevanzzuschreibung im Sinne der Öffentlichkeit (siehe 2.4.6).

Recherchieren „auf eigene Faust, auf eigene Verantwortung“

„[J]a dann bin ich in [Stadt, in der der TV-Sender ist] eben gelandet, mit meinem ganzen Material von [Firma, in der undercover ermittelt wurde] und hab das quasi >danach?< genau, ich war drei Monate bei [Firma, in der undercover ermittelt wurde] hab das Material gesammelt, auf eigene Faust, auf eigene Verantwortung, das ist ja alles auch illegal zu filmen und so weiter, aber einfach irgendwie nen bisschen naiv, mit dem guten Glauben daran, dass ich da was, dass ich das Richtige tue ehm, und hab dann diese Geschichte an [TV-Sender] verkauft, als Selbstständige.“ (F)

Die Recherche, in die F nach dem Studium einsteigt, hat es in sich: Sie schleust sich „undercover“, also ohne ihre Identität als Journalistin preiszugeben, bei einem Arbeitgeber ein.

Sie filmt dort geheim die harte Arbeit und Verstöße gegen das Arbeitsrecht, obwohl sie weiß, dass das Filmen illegal ist. Sie sagt: „[A]ber einfach irgendwie nen bisschen naiv, mit dem guten Glauben daran, dass ich da was, dass ich das Richtige tue“. F nennt dieses Unterfangen „naiv“. Genau dies bestätigt sie in der nachgestellten Erklärung „mit dem guten Glauben daran“. Sie gibt so zum Ausdruck, dass sie geleitet war von ihrer Überzeugung, „das Richtige“ zu tun. Sie verlässt sich nicht auf einzelne InformantInnen innerhalb des Unternehmens, sondern filmt persönlich vor Ort in einer mehrmonatigen Recherche.

Die Journalistin beginnt ihre Karriere nach dem Studium also mit einem hohen persönlichen Risiko. Sie ist nicht angestellt und hat ihren Aussagen zufolge auch erst nach der Recherche Kontakt mit dem Fernsehsender aufgenommen, um ihre Ergebnisse dort zu verkaufen. Sie bezeichnet das Vorgehen etwa acht Jahre später als „einfach irgendwie ein bisschen naiv“ – es hat aber aus heutiger Sicht funktioniert, sich von ihren Überzeugungen („das Richtige“ tun) leiten zu lassen. Dass F etwas tut, das im rechtlichen Streitfall begründungspflichtig ist, wie verdeckt filmend zu recherchieren, bestätigt die vorangegangene Beobachtung, dass sie bereit ist, unter individuellem Risiko Unruhe zu stiften. F hat das persönliche Risiko abgewogen gegen ihr journalistisches Interesse bzw. die Bedeutung, eines ihrer „Herzenthemen“ an die Öffentlichkeit zu bringen. Das Richtige lässt sich für F erreichen, wenn sie den

Schritt geht und möglicherweise illegal Aufnahmen von den Arbeitsbedingungen erstellt. Dass es verfassungsrechtliche Spielräume für JournalistInnen gibt, undercover zu recherchieren (siehe ausführlich zu dieser Thematik Netzwerk Recherche e. V., 2014, S. 149–171), steht zu diesem Zeitpunkt noch in weiter Ferne, denn zunächst steht F in einem Arbeitsvertragsverhältnis mit dem Unternehmen, in dem sie recherchiert. Zu diesem Zeitpunkt hat sie mit keinem Medium über den Verkauf ihrer Recherchen verhandelt.

Journalistisches Abwägen – Aspekt der Autonomie

F nimmt also selbst eine Abwägung vor, die das Interesse der Öffentlichkeit an der Aufdeckung des Missstandes einkalkuliert. Dies geschieht mittels ihres Empfindens darüber, was „das Richtige“ ist. Dieser Aspekt bringt uns zurück zum vorab (in Kapitel 4.1) aufgeworfenen Aspekt der Persönlichkeitsentwicklung von F. Die Weiterentwicklung ihrer Persönlichkeit bringt sie mit den Projekten in Verbindung, die sie gegen Ende ihres Studiums aufgenommen hat. Dabei hatte sie „das Thema Flüchtlinge“ für sich „entdeckt“ „und konnte da halt mich auch noch mal persönlich weiterentwickeln und ehm, (2 Sekunden Pause) bin dadurch immer mehr ins Investigative gekommen“. Ihre Persönlichkeitsentwicklung mündet in ihrem Bekenntnis zum Investigativjournalismus. An diesem Punkt des Gesprächsgeschehens hatte sie also bereits über die Entwicklung einer (journalistischen) Persönlichkeit gesprochen. Jetzt, in ihrer Arbeit nach dem Studium, verlässt sie sich auf ihr Empfinden, das „Richtige“, wenngleich möglicherweise Illegale zu tun.

Die Analyse der Interviewsequenzen zeigt, dass das Thema der Undercover-Recherche sehr gut geeignet ist, die journalistische Relevanz investigativjournalistischer Arbeit nachzuzeichnen. Fs Aussagen zu Undercover-Recherchen verdeutlichen, dass es „journalistisch“ das Richtige ist, dies zu tun. Aus der Relevanz, die dem Thema zugeschrieben wird, entsteht eine für den Investigativjournalismus zufriedenstellende Rechtfertigung des Filmens und Täuschens. Für F ist klar, dass dies eine professionelle und damit journalistische Abwägung war, die keinerlei weiterer Erklärungen oder Legitimation bedarf. Sie endet mit: „ehm, und hab dann diese Geschichte an [TV-Sender] verkauft, als Selbstständige.“ Dies bezieht sich alleinig auf ihre Tätigkeiten als Journalistin und macht den professionellen Bezug deutlich, der die Abwägung geleitet hatte. Sie „verkauft“ ihr Ergebnis als das Erzeugnis einer professionellen Recherche. Dass es Missstände sind, denen Relevanz zugeschrieben wird, verdeutlicht Kapitel 4.4.

Abgrenzung zu nicht-recherchierenden JournalistInnen

TP „Ja, da kommen wir auch >lachen andere Person< (Lachen) – das ist natürlich ein sehr schöner Übergang, jetzt zu meinem zweiten Teil, würden sie sich als investigativen Journalisten bezeichnen?

B „Ja, also (3 Sekunden Pause) ein Journalist der sich nicht als eh, investigativer Journalist bezeichnen würde, das ist glaube ich keiner. Ne? also das gehört ja dazu, also das sind ja nicht immer diese großen und wichtigen Themen, sondern eh im Prinzip ist ja jede, jeder Versuch irgendwas aufzuklären oder zu erklären ist ja Recherche, Investigation, eh eh und also das gehört zum Handwerkszeug dazu, würde ich sagen, ne. Also oder sehen sie das anders? Gibts Journalisten die sagen, ich bin nicht investigativ, das interessiert mich net.“

B bezeichnet sich selbst als Investigativjournalisten, besteht aber darauf, dass sich *eigentlich* alle JournalistInnen als solche verstehen *sollten*, da sich Investigativjournalismus eben über die Recherche definiere, die in seinen Augen einen Journalismus überhaupt ausmacht. Für diesen Journalisten wäre nach dem Verständnis dann eine Abgrenzung zum Investigativjournalismus überflüssig. Diese Definition ist individuell: Im Journalismus muss nach seiner Ansicht recherchiert werden. B geht so weit zu sagen, dass es wohl keinen Journalisten gebe, der sich nicht als Investigativjournalist bezeichnen würde. Diese Aussage vermittelt, dass B einen Anspruch an den Journalismus hat, der allerdings nicht die Realität abbildet.

TP „Also es“

B „Das wäre ja merkwürdig“

TP „Es gibt ja viele Medienberufe, also so Medienberufe eh, auch so zum Beispiel, irgendwie, wenn jetzt bei so einem Anzeigenblatt es eigentlich eher um den Verkauf von Anzeigen geht, aber da trotzdem irgendwie noch so ein Presseanteil und dann sehr viel aus Meldungen übernommen wird, aus aus aus, (2 Sekunden Pause) oder aus Pressemeldungen - eh Pressemitteilungen übernommen wird, dann würden sich diese Personen halt auch als Journalisten bezeichnen. Da würden sie dann aber sagen nein. Das sind dann nicht“

B „ok.“

TP „oder Menschen, die irgendwie beim Radio arbeiten, und halt eher so Unterhaltungsformate machen sind das dann keine?“

B „Also Journalist ist ja, der Begriff Journalist ist ja keine keine geschützt Bezeichnung sozusagen >tiefes Einatmen< (2 Sekunden Pause) ehm, die Berufsbezeichnung ist ja dann Redakteur. Das was sie geschildert haben, klar, das gibts (2 Sekunden Pause) ja, die dürfen sich Journalisten nennen, ich würde das nicht als Journalismus bezeichnen sozusagen von von meinen Ansprüchen her.“

„Journalist“ oder „Journalistin“ sind keine geschützten Berufsbezeichnungen. B hat seine eigenen Ansprüche, die ihm eine Abgrenzung des Feldes ermöglichen („ja, die dürfen sich Journalisten nennen,

aber ich würde das nicht als Journalismus bezeichnen, sozusagen von von meinen Ansprüchen her.“). Die Tatsache, dass JournalistIn keine geschützte Berufsbezeichnung ist, macht eine Diskrepanz zwischen den persönlichen Beurteilungen von B und dem tatsächlichen Berufsfeld auf. Dies thematisiert die Interviewerin, indem sie nachfragt, was mit Unterhaltungsformaten oder JournalistInnen bei Anzeigenblättern seien. Diese, so führt B aus, erfüllen eben nicht seine Kriterien: umfassende Information, Aufklärung, Recherche und Missstände aufdecken.

TP „Ja. Also was sind dann die Ansprüche?“

B „Naja, dieses, Information, umfassende Information, Aufklärung eh, Recherche, Missstände aufdecken.“

TP „Ja ok. Genau.“

B „Also auch bei diesen Anzeigenblättern ist ja auch die Information sehr sehr beschränkt, das sind dann ja auch Termine oder Feste oder was weiß ich, was die da machen, ne.“

Die Arbeit von nicht-recherchierenden JournalistInnen liegt B so fern, dass er dies verdeutlicht: „Was weiß ich, was die da machen“. B verteidigt damit sein Verständnis von journalistischer Qualität. Die Abgrenzung, die dadurch deutlich wird, vermittelt, dass die Anforderung an den Investigativjournalismus im Grunde dem gesamten Journalismus gelten. Die Bezeichnung als Investigativjournalismus ermöglicht eine Abgrenzung von minderwertigem, – nämlich recherchelosem – Journalismus.

4.4 Von der „Königdisziplin“ zum Code des Investigativjournalismus

TP „Das klang immer mal so mit, aber was sind denn jetzt ihrer Meinung nach, oder für sie jetzt speziell die Standards, die ein Journalismus erfüllen muss, oder welchen welche Ideale haben sie da so, zur Funktion von Journalismus. (3 Sekunden Pause) Für die Menschen.“

B „(2 Sekunden Pause) >lauten Ausatmen< Das sind natürlich die großen Sachen, ne, eh, die man schon angesprochen haben, Pressefreiheit, sie sehen das ja international, ne. Was in der Türkei passiert. Das war natürlich für uns immer wichtig, aber das will ich jetzt gar nicht als großen Popanz hinstellen. Sondern das setzt sich dann schon durch bis in so Lokalredaktionen, finde ich. Also zum einen umfassende Information, für die (2 Sekunden Pause) Leser, für die Öffentlichkeit. Ist klar, das war es aber schon immer, eh. Auch, würde ich sagen, eh, Unterhaltung, also noch net immer nur diese eh trockenen Themen, man muss auch ein bisschen die Leut Spaß bereiten beim Lesen, ne, das die auch bisschen Freude dran haben. [...] Also Information, Unterhaltung und dann natürlich Missstände, eh, aufdecken, das ist sozusagen, würde ich fast sagen die Königdisziplin, wo man dann sagt, ehm, eh es ist irgendwas faul,

irgendwo, oder man stößt auf Missstände oder es wird einem erzählt, dann einfach zu recherchieren, was ist da los, wie kommt es, wie passiert es.“

Die Interviewerin TP stellt eine holprige Frage. Erst fragt sie nach der der allgemeinen („ihrer Meinung nach“), dann nach der Funktion des Journalismus „speziell“ aus der Sicht von B, bevor sie wiederum korrigiert und die „Ideale“ von B zur Funktion des Journalismus erfahren möchte. Die Frage nach den Standards des Journalismus bezieht sich auf eine ganz andere Dimension als die Frage nach den Idealen. Standards gehen technischen Normen des Berufs auf die Spur, während die Frage nach den Idealen moralische und normative Aspekte des Berufsbilds adressiert.⁵⁸

Die Antwort von B:

„(2 Sekunden Pause) >lauten Ausatmen< Das sind natürlich die großen Sachen, ne, eh, die man schon angesprochen haben, Pressefreiheit, sie sehen das ja international, ne. Was in der Türkei passiert. Das war natürlich für uns immer wichtig, aber das will ich jetzt gar nicht als großen Popanz hinstellen. Sondern das setzt sich dann schon durch bis in so Lokalredaktionen, finde ich.“ (B)

Indem B sagt, „[d]as sind natürlich die großen Sachen“, beruft er sich auf eine Natürlichkeitsdeutung: Die Dinge, die nun folgen werden, gehen über die Beurteilung von ihm hinaus und leiten sich aus dem Wesen des Journalismus ab. Anstatt auf die „internen“ Anforderungen einzugehen, beruft sich B überraschenderweise auf die äußeren Rahmenbedingungen, die ein Journalismus erst ermöglichen: „Das sind natürlich die großen Sachen, ne, eh, die man schon angesprochen haben, Pressefreiheit, sie sehen das ja international, ne“. Die Pressefreiheit ermöglicht einen Journalismus; B beruft sich zunächst darauf, dass das Thema ja für „man“, – also allgemein – „sichtbar“ ist, am Beispiel Türkei zu beobachten sei, denn dort ist die Pressefreiheit nicht gegeben und aktuell viele JournalistInnen für ihre Arbeit in Gefängnissen. Nun erklärt B, dass eben diese Auseinandersetzung mit der Rahmenbedingung Pressefreiheit, die auch als Minimalanforderung eines Journalismus an die Umwelt gedeutet werden könnte, „für uns“ schon immer wichtig war. Es ist unklar, wen B mit „uns“ genau meint.

Vielleicht handelt es sich bei dieser Erklärung um den „Bescheidenheitsplural“, bei dem sich der Sprecher/die Sprecherin über den Plural zurücknimmt, um weniger „ich-betont“ zu klingen. Der „Pluralis Modestiae“ beschreibt eine Stilform, bei der das „Ich“ durch die Pluralform „wir“ ersetzt wird. Er könnte mit der „Wir-Aussage“ aber auch seine Redaktion meinen oder JournalistInnen seiner Generation. Möglicherweise auch JournalistInnen, mit denen er ein Berufsbild teilt oder die Gesamtheit der InvestigativjournalistInnen. Die chronologische Auswertung der Sequenzen hat offengelegt, dass

⁵⁸ Zudem handelt es sich um eine sehr voraussetzungsvolle Frage, in der gleich eine gewisse Erwartungshaltung und Vorannahme der Interviewerin mitkommuniziert wird. Diese Frage impliziert, dass es sich nicht bloß um „irgendeinen Job“ handeln kann, denn die Ideale sollen in Bezug auf ihre Leistung „Für die Menschen“ evaluiert werden.

sich B von einer Gruppe von JournalistInnen besonders abgrenzt, den nicht-recherchierenden JournalistInnen. Ihnen spricht er das Journalistische ab, von seinen „Ansprüchen her“. Er sagt: „Im Prinzip kann sich jeder Journalist nennen, der nen paar Zeilen geschrieben hat“. B bringt zum Ausdruck, dass das Berufsfeld so groß ist und auch die Berufsbezeichnung nicht geschützt, sodass sich von den nicht-recherchierenden Personen, welche sich selbst aber als JournalistInnen bezeichnen, abgrenzt. Er sagt: „Was weiß ich, was die da machen, ne.“

Vor diesem Hintergrund erscheint das Wir bzw. „uns“ in Bezug auf die journalistischen Werte besonders relevant („Das war natürlich für uns immer wichtig,“). Es ließ sich einerseits eine Abgrenzung des Investigativjournalisten B von nicht-recherchierenden JournalistInnen festhalten, deren Tun ihm unbekannt ist. Andererseits konnte in diesem Kapitel dargestellt werden, dass das „wir“ von B – welches eben die nicht-recherchierenden JournalistInnen ausschließt, – eine Gemeinschaft von wertorientierten JournalistInnen ist, welche die Grundprinzipien des Journalismus reflektieren. Spätere Interviewsequenzen – auch anderer JournalistInnen – bestätigen, dass sich diese Gruppe recherchierender JournalistInnen gegen Einflüsse auf ihre journalistische Arbeit wehren (siehe Kapitel 5). Mit der Recherche ist hiermit ein wichtiges Kriterium der Abgrenzung von Investigativjournalismus zu anderem Journalismus festgestellt worden.

Weiter führt B auf die Frage nach Standards und Idealen des Journalismus für die Menschen aus:

„Also zum einen umfassende Information, für die (2 Sekunden Pause) Leser, für die Öffentlichkeit. Ist klar, das war es aber schon immer, eh. Auch, würde ich sagen, eh, Unterhaltung, also noch net immer nur diese eh trockenen Themen, man muss auch ein bisschen die Leut Spaß bereiten beim Lesen, ne, das die auch bisschen Freude dran haben. [...] Also Information, Unterhaltung und dann natürlich Missstände, eh, aufdecken, das ist sozusagen, würde ich fast sagen die Königsdisziplin, wo man dann sagt, ehm, eh es ist irgendwas faul, irgendwo, oder man stößt auf Missstände oder es wird einem erzählt, dann einfach zu recherchieren, was ist da los, wie kommt es, wie passiert es.“ (B)

Ein Journalismus soll laut B umfassende Information für „Leser, für die Öffentlichkeit“ bieten, er soll unterhalten und als Königsdisziplin Missstände aufdecken. Missstände aufzudecken gehört „natürlich“ dazu. Die Königsdisziplin adressiert das „wo man dann sagt, ehm, es ist irgendwas faul, irgendwo, oder man stößt auf Missstände oder es wird einem erzählt“. Missstände werden mit einem biologischen Phänomen gleichgesetzt, das einen Zersetzungs- oder Verwesungsprozess bezeichnet (siehe ausführlich 4.5.1, Sachdimension des Codes Missstand/kein Missstand).

„Irgendwas“ ist faul, dieses Etwas kann sich *irgendwo* befinden. Man selbst stößt möglicherweise zufällig darauf, oder man wird von anderen darauf aufmerksam gemacht. Auch an dieser Stelle wird deutlich, dass potenziell überall und alles „faul“ sein, also interpretiert: moralisch verfallen kann. Ein Zustand der Fäulnis ist der Missstand, auf den man als JournalistIn mit dem natürlichsten Vorgehen überhaupt reagieren kann „dann einfach zu recherchieren“. Aus der Aussage lässt sich ableiten, dass es

als JournalistIn das „Natürlichste“ sei, bei eintreffenden Informationen zu „Fauligem“, also zu Missständen, zu recherchieren und Informationen zu beschaffen und zu prüfen. Inwiefern die Königsdisziplin etwas ist, auf das mit denselben Mitteln reagiert wird, wie grundsätzlich auf alles andere im Journalismus reagiert werden *sollte*, erscheint erklärungsbedürftig. Die Überlegungen zu den Merkmalen von Königsdisziplinen könnten eine mögliche Erklärung vereinfachen.

Exkurs: Die Königsdisziplin

Als Königsdisziplin gelten Tätigkeiten innerhalb eines Feldes, die seinen höchsten Ansprüchen entsprechen. Der Begriff Königsdisziplin wird hauptsächlich im Sport, dabei im Motorsport, Skispringen oder der Leichtathletik gebraucht. In der Leichtathletik wird der Ausdruck Königsdisziplin verwendet, wenn z. B. über den Zehn- oder Siebenkampf berichtet wird („Wortprofil ‚Königsdisziplin‘“, 2019). Leichtathletik ist eine Individualsportart, bei der die individuelle Leistung im Mittelpunkt steht. Diese Leistung entscheidet im Wettkampf über Sieg und Platzierung, es kann aber auch an einer bestimmten absoluten Leistung gemessen werden, wenn es um Rekorde oder persönliche Bestleistungen geht. In der Leichtathletik kann man in einer Disziplin antreten, sich dort spezialisieren, oder man geht eben in der Königsdisziplin, dem Mehrkampf (bei Männern der Zehn- bei Frauen der Siebenkampf) an den Start. Dabei wird in jeder Einzeldisziplin eine sehr hohe Leistung gefragt, Erfolge in allen Einzeldisziplinen sind elementar. Dies bedeutet eine im Vergleich zum Einzelwettkampf sehr aufwendige Vorbereitung. „Nur Talent“ in einer Disziplin zu haben, reicht nicht. Daher sagt man den MehrkämpferInnen besonderen Fleiß und große Ausdauer nach, die sie für Erfolg investieren mussten. Ihre Technik muss in allen Bereichen top sein, um die Anforderungen zu meistern.

Niklas Kaul, der 2019 für ExpertInnen überraschend den Weltmeister-Titel im Zehnkampf der Männer in Doha gewonnen hat, spricht davon, wie es ist, in der Königsdisziplin anzutreten und kurz vorm Sieg zu stehen; Kaul erklärt im Interview auf Nachfrage, wie er sich vor dem Start der letzten Einzeldisziplin, dem 1,5-Kilometer-Lauf, gefühlt hat. Zu diesem Zeitpunkt lag er schon vorn im Ranking:

*„Auf der einen Seite sacht man, okay, jetzt holste dir Gold, auf der andern Seite hast natürlich auch immer im Kopf, ja wenn das jetzt nicht reicht, dann bist du der Depp der Nation >leichtes lachen<“ Journalistin leise: „Nein“. Kaul: „Doch klar, weil du hast die Chance **jetzt** Gold zu holen, die hast du vielleicht nie wieder und ehm ja, da hab ich mich son bisschen daran erinnert, dass auch Frank, Frank >Journalistin: Frank Busemann?< Ja ja genau, wenn du die einzige Chance hast, dann musst du sie auch nutzen. Und das war das einzige, was mir da so durch den Kopf geschossen ist.“ (Kaul, 2019)*

In der Königsdisziplin im Leichtathletik geht es schließlich um alles: Gold oder „Depp der Nation“. Aus Sicht von Kaul wird das Abschneiden in dieser Situation unmittelbar mit Wahrnehmung der Person in der Öffentlichkeit gleichgesetzt. Kaul, der an der Weltmeisterschaft teilgenommen hat und in den ersten Disziplinen einen Vorsprung vor anderen aufbauen konnte, „darf“ nicht verlieren, um sein Ansehen

nicht zu verlieren. Bei der Teilnahme an Wettbewerben in der Königsdisziplin zeigt sich wahres Können im Feld (im Journalismus, in der Leichtathletik, ...), umso gravierender wäre der Einschnitt, sich hier durch mangelhaftes Technik-/Basiswissen eines Teilbereichs zu blamieren. Großer Ruhm erwartet diejenigen, die in dieser Königsdisziplin glänzen können.

Die Verwendung des Wortes Königsdisziplin wird im Sprachgebrauch häufig mit Bewunderung für Erfolge in dieser Sportart verbunden. Es wird aber auch deutlich, dass ein auffällig schlechtes Abschneiden in dieser Disziplin als grundlegender Mangel gilt und die Fähigkeit infrage stellt, im Feld überhaupt eine Berechtigung zu haben.

Dieser Exkurs verdeutlicht die Anforderungen der Königsdisziplinen. In einer journalistischen Königsdisziplin müssen alle (journalistischen) Tätigkeiten technisch sehr gut beherrscht werden. Auf die Frage, ob es sich um erlernbare Fähigkeiten handelt, wird in den Schlussbetrachtungen dieser Arbeit mit „ja“ beantwortet (in Kapitel 6).

Zwischenfazit

B benennt das Missstände an die Öffentlichkeit bringen als Königsdisziplin des Journalismus, diese werde durch die journalistische Kompetenz des „einfach recherchieren“ bewältigt. Die Adressierung als Königsdisziplin bringt die Verbindung von Recherche auf sehr hohem Niveau – und damit investigative Arbeit – und der Abgrenzung innerhalb des Berufsfelds auf den Punkt und ermöglicht die Festlegung des Codes Missstand/kein Missstand für den Investigativjournalismus. Die Beobachtung, dass es sich bei der Umweltunterscheidung in Missstand/kein Missstand um das leitende Beobachtungsschema handelt, lässt ihn als Code des Investigativjournalismus hervortreten. Damit ist die Annahme bestätigt, dass es sich beim Investigativjournalismus um ein System handelt, das sich abgrenzt durch seinen eigenen Beobachtungsmodus. Wie sein Verhältnis zum Journalismus ist, wird die weitere Auseinandersetzung zeigen. Wenn er weiterhin mit den Referenzen des Journalismus operiert, welche Neuigkeit/keine Neuigkeit sind, handelt es sich um ein Subsystem. Wenn diese Referenz jedoch keinen Stellenwert hat, kann es sein, dass ein System des Investigativjournalismus neben dem des Journalismus existiert. Die Festlegung des Codes wurde exemplarisch anhand dieses zuerst geführten Interviews dargestellt. Die Auswertungen der weiteren vier Interviews mit InvestigativjournalistInnen und ihre Auswertung bestätigten diesen Code. Im folgenden Kapitel wird der Code entlang der drei Sinndimensionen Luhmanns und aller geführten Interviews in seiner Funktionsweise dargelegt.

4.5 Drei Sinndimensionen des Codes Missstand/kein Missstand

Nun wird der Code des Investigativjournalismus dargestellt und damit die Theorie des Investigativjournalismus begründet. Alles Erleben wird im systemtheoretischen Denken anhand von Differenzen beschreibbar. Zur Beschreibung dieser Differenzen werden sie entsprechend der Systemtheorie entlang der drei universellen Sinndimensionen dargestellt. Es handelt sich um

Sachdimension, Zeitdimension und Sozialdimension, die Sinn beobachtbar machen. „An allem Sinn, mag er positiv oder negativ formuliert sein, sind diese drei Sinndimensionen zugänglich als Formen weiterer Verweisung. Die primäre Dekomposition von Sinn überhaupt liegt dann in diesen drei Dimensionen, und alles weitere wird zur Frage ihrer Rekombination“ (Luhmann, 1984, S. 114). Die Universalität und Unterscheidbarkeit dieser Dimensionen zeigt sich deutlich beim Blick auf jede Einzelne.

Die Sachdimension adressiert die Frage nach dem Thema oder dem Gegenstand der sinnhaften Kommunikation (sozialer Systeme). Konstruiert wird diese Dimension dadurch, dass „der Sinn die Verweisungsstruktur des Gemeinten zerlegt in ‚dies‘ und ‚anderes‘“ (Luhmann, 1984, S. 114). Diese Sinndimension ermöglicht es dabei, zwischen „Innen“ und „Außen“ zu unterscheiden, – die Differenz von System und Umwelt zu beobachten. Also im konkreten Zusammenhang mit dieser Arbeit die Frage zu adressieren, was Investigativjournalismus ist (und was nicht) und wie dieser von anderen Journalismen unterschieden wird.

Die Zeitdimension schafft eine Unterscheidung entlang Vergangenheit/Zukunft oder vorher/nachher. Die Zeitdimension wird dabei allein in ihrer Eigenschaft benötigt, die Frage des „Wann“ zu klären und muss dabei nicht nach anderen Fragen „Wer/Was/Wo/Wie des Erlebens“ ordnen (vgl. Luhmann, 1984, S. 116). Für diese Arbeit kann die Zeitdimension in die Frage übersetzt werden, welche Bedeutung der Vorgang der Veröffentlichung (vorher im Vergleich zu nachher) einer (investigativen) Recherche hat. Dabei rücken die Risiken des investigativen Arbeitens in den Mittelpunkt. Die Gefahr für JournalistInnen kann deshalb hoch sein, weil einige Personen die Veröffentlichungen mit allen Mitteln verhindern wollen. Andererseits sind es systemisch begründete Risiken, etwa das ein anderes Medium ebenfalls recherchiert und ggf. die eigenen Ergebnisse früher veröffentlicht.

Die Sozialdimension bringt die Unterscheidung zwischen Alter und Ego ein – „[a]nders ausgedrückt, reduzieren sinnverarbeitende Systeme in der Sozialdimension alle Realität darauf, ob sie von anderen genauso gesehen wird oder nicht“ (Osrecki, 2011, S. 119). Für die vorliegende Arbeit sind damit Fragen aufgeworfen wie: Warum sieht (und recherchiert) ein Investigativjournalismus Missstände, die anderen (in z. B. ihrer Dimension oder Problemhaftigkeit) unsichtbar bleiben oder die sie nicht weiter journalistisch verarbeiten?

4.5.1 Sachdimension: die Konturen des Investigativjournalismus

Diese Sinndimension macht „Innen“ und „Außen“ unterscheidbar und damit die Differenz von System und Umwelt beobachtbar. In der Sachdimension wird verdeutlicht, was ein Missstand als journalistisches Konstrukt ist. InvestigativjournalistInnen müssen in ihren Redaktionen deutlich stellen, dass es ein Missstand ist, welcher der Öffentlichkeit bekannt gemacht werden muss. Über Interviewsequenzen, in denen InvestigativjournalistInnen dem Gegenstand des Missstands gewahr werden und sie eine investigativjournalistische und schließlich gesamtjournalistische Relevanz herstellen, wird dies herausgearbeitet. Deutlich wird dieser Prozess, der in der Beschreibung von

Relevanz und in der Vertretung dieser Einschätzung gegenüber der Gesamtreaktion eines Mediums, welche meist nicht die eines reinen Investigativmediums ist.

Um zu verdeutlichen, was einen Investigativjournalismus und damit die Entscheidung zur Veröffentlichung eines Missstands ausmacht, werden Vehikel analysiert, beispielsweise die Aufgabenbeschreibungen ihrer Arbeit und damit einhergehende normative Anforderungen an „guten“ Journalismus, denen sich die InvestigativjournalistInnen verschreiben. Der Missstand ist dabei qua Definition ein Problem (siehe Kapitel 4.7), dessen Sichtbarmachung, Aufdeckung oder Skandalisierung per se als richtige und gute journalistische Handlung bezeichnet wird. Was dabei das speziell Journalistische ist, wird in seiner Abgrenzung zu anderen Gesellschaftsbereichen auch von den InvestigativjournalistInnen thematisiert, wenn sie etwa die Grenze zu anderen Gesellschaftsbereichen ziehen, etwa der direkten Mobilisierung durch Bürgerbegehren. Die Darstellung der Sachdimension des Codes des Investigativjournalismus erfolgt eng am empirischen Material.

„Missstände stinken“

Der Journalist B ist heute Ende 50 und hat nach dem Studium an einer renommierten JournalistInnenschule bei einer Lokalzeitung begonnen. Er erzählt von ersten Erfahrungen nach der Ausbildung und als junger Journalist. B hatte erfahren, dass ein Landtagsabgeordneter eine Garage schwarz gebaut hat: „Als junger Redakteur stürzt man sich halt gleich drauf.“ Der Verleger griff ein und macht den jungen B darauf aufmerksam: „Sie kennen vielleicht noch nicht die Verhältnisse und der [Landtagsabgeordnete] ist sehr bedeutend“, zitiert B ihn. Diese Recherchen wurden dennoch veröffentlicht, andere zu Parteispenden, „die auf krummen Wegen“ angebracht wurden, konnten allerdings durch den Verleger verhindert werden. Der Verleger konnte so seine Anzeigenkunden schützen, die beschuldigt waren. Auf die Frage, ob es nicht mutig sei, sich als junger Journalist mit dem Verleger anzulegen, erwidert B:

„Des, ja doch schon, ja das war irgendwie (3 Sekunden Pause) ich glaube auch ziemlich generell die Haltung, die wir damals als Journalisten eingenommen haben. Sie wundern sich und ich merke auch bei jüngeren Leuten, eh, dass das auch nimmer so ist. Die würden sich da auch eher so anpassen, ne. Aber das war schon der Anspruch zu sagen, wir machen a wichtige Aufgabe, und wir müssen die Pressefreiheit hochhalten, und wenn was stinkt, dann stinkts halt. Und dann muss man sich halt notfalls gegen die Verleger durchsetzen. Wenn es notwendig ist. Ja. Aber das wurde dann einfach ungemütlicher immer und dann habe ich eh, (3 Sekunden Pause) ja hier beworben, [...] der damalige Verlagsdirektor hat dann natürlich auch verfolgt was draußen passiert. Und dem hat das dann gefallen was ich gemacht hab und dann, ja, kommen sie zu uns, ne.“ (B)

Der zweite Nachschub „und wenn was stinkt, dann stinkts halt“ zeigt auf, dass der Journalist nach seinem Selbstverständnis bestimmten Recherchen eben nicht aus dem Weg gehen kann, denn es stinkt

dann halt immer noch bzw. nach einiger Zeit immer mehr. Es handelt sich um die Biologisierung von Missständen in Form einer Metapher, da kein direkter Vergleich zwischen Missstand und Gestank hergestellt wird. Der Bedeutungszusammenhang ist eindeutig auf Missstände zu beziehen, da B zuvor über Missstände berichtet hatte, die er an die Öffentlichkeit bringen wollte. Der Code Missstand/Nicht-Missstand ist als das Aufgreifkriterium für die InvestigativjournalistInnen so stark, dass B es mit einer primären Sinneswahrnehmung beschreibt. Gestank ist eine menschliche Beobachtung, die qua Definition als abstoßend oder unangenehm gilt. Der Wahrnehmung und Bezeichnung von etwas als Gestank bzw. stinkend liegt ein menschlicher Schutzinstinkt zugrunde, der davon abhalten soll, sich Verdorbenem oder Giftigem zu nähern oder es zu sich zu nehmen. Oft liegt die Ursache von Gestank in biologischen Zersetzungs- und Fäulnisprozessen. Dies lässt sich auf die beobachteten Missstände anwenden, welche als Ausdruck von Verfall oder Zersetzung einer gewissen (guten/schützenswerten) Ordnung angesehen werden. Die Verbindung von Moralischem und der Natur zieht auch Luhmann: „Die Natur hat eine Richtung auf Perfektion, wie die Heilige Allianz von Schöpfungstheologie und Aristotelismus lehrt: *natura enim semper ex imperfecto ad perfectum procedit*“ (Luhmann, 2012, S. 382–383). Daraus lässt sich auch schließen, dass ein Handeln entgegen der Natur als destruktiv und böse gelten kann. Es wird sich durch den Bezug auf die Natur eines frag- und alternativlos geltenden Moralschemas bedient, welches „ontologisch und kosmologisch zum Ausdruck gebracht wird“ (Luhmann, 2012, S. 382).

Die Metapher des Gestanks ist auch insofern interessant, da es, um Gestank zu erkennen, keine abgeschlossene Ausbildung braucht, sondern die Voraussetzung ein intakter Geruchssinn ist. Gestank zu erkennen, ist eine Begabung, die nicht erst erlernt werden muss. Dies verweist zugleich darauf, dass B bestimmte Fähigkeiten naturalisiert und sie damit zur Norm eines Journalismus erklärt, für den er persönlich steht. Er bringt ein normatives Leitbild ein, von dem sich andere JournalistInnen nur schwerlich distanzieren können, denn Gestank sei ja eben evident und benötige also keiner weiteren Vergewisserung. Der Beobachtungsmodus, einen Missstand als solchen zu erkennen, wird von B als das natürlichste und menschlichste verstanden. Es ist jedoch fraglich, ob dies nicht viel mehr die normativen Erwartungen an den Journalismus von B abbildet, als dass es der Wahrnehmungsrealität von Nicht-JournalistInnen oder anderen JournalistInnen entspricht. Die Metapher deutet also darauf hin, dass für Missstände Ähnliches gilt wie für Gestank, sie also grundsätzlich als solche für alle Welt erkennbar sind. Für einige Missstände mag eine gesellschaftliche Übereinkunft herrschen und das moralische Problem offenkundig sein.⁵⁹ Gegen diese Annahme spricht, dass InvestigativjournalistInnen in ihren Veröffentlichungen einige Missstände vorab erläutern müssen, also erklären, worin sich in einer Beobachtung das genaue Problem manifestiert.⁶⁰

⁵⁹ Es ist insbesondere an Kindesmissbrauch oder Gewalt allgemein zu denken.

⁶⁰ Diese Spannungen rund um die Anwendung des Codes des Missstands werden im Programmkapitel adressiert.

Die besondere Aufgabe der JournalistInnen geht aus ihrer Beobachtung und Unterscheidung in Missstand/Nicht-Missstand zudem hinaus: Es können bereits Gerüchte kursieren über Gesetzwidrigkeiten oder „Klüngel“, die entweder nicht als Fehlverhalten wahrgenommen werden oder nicht bewiesen und konsequenterweise durch Behörden verfolgt wurden. B erklärte in Bezug auf den illegalen Schwarzbau einer Garage des Landtagsabgeordneten auf Nachfrage, das „hat man so erzählt“. Es handelte sich ggf. um Gerüchte oder den Zweifel an der Rechtmäßigkeit des Baus, vielleicht war auch über die Verwaltungen bereits festgestellt worden, dass der Bau nicht legal war. In jedem Fall waren Konsequenzen ausgeblieben, Behörden oder Politik hatten einen Bogen um die Quelle des „Gestanks“ gemacht. Die Besonderheit der Rolle als JournalistIn liegt dann darin, eben diesen Missstand öffentlich benennen. Dadurch *kann* ein öffentlicher Druck erzeugt werden, der ggf. zuvor ausgeblieben war und schließlich zu Handeln bei (Strafverfolgungs-)Behörden oder im politischen System führt. Missstände sind nach dieser Auswertung charakterisierbar durch einen „Fäulnisgeruch“, der – übersetzt von der Metapher – erkennbar ist durch die Abweichung von Normen (z. B. Gesetzen oder geteilten Moralvorstellungen), die eine moralische Abwehrreaktionen auslösen. Diese Abwehrreaktion müssen sie nicht gleichermaßen in der gesamten Umwelt hervorrufen, umso erklärungsbedürftiger ist jener Missstand dann.

Man braucht „keine übermenschlichen Fähigkeiten“

Ein junger Investigativjournalist hat über sein ehrenamtliches sozialpolitisches Engagement und den dadurch entstandenen Kontakt zu einem berühmten Investigativjournalisten seinen Weg in eine renommierte Redaktion gefunden und schließlich mit Anfang 20 eine erste leitende Funktion inne. Mit einem Hauptschulabschluss und ohne journalistische Ausbildung ist dies sehr ungewöhnlich. Auf die Frage, wie er zum Journalismus gekommen ist, antwortet er ausführlich und kommt schließlich auf eines seiner ersten Projekte zu sprechen, in denen er arbeitete.

*„[U]nd ich glaube nach sechs Monaten oder nach drei vier Monaten hat sich halt [mein Medium] dem Fall gewidmet, also etwa zu der Zeit, wo ich auch dort angefangen habe und das hat mein ganzes Bild vom Journalismus (2 Sekunden Pause) komplett geändert will ich nicht sagen, aber verfestigt, ich hab gemerkt, was man alles in diesem Job **machen** kann, **erreichen** kann und auch **Gutes** tun kann für die Gesellschaft, also ich war da so, ok, vielleicht muss ich nen bisschen Schreiben lernen oder sowas und fertig, und dann gucke ich mal, ob es klappt oder nicht, aber als ich dann gesehen habe, dass wir nen Fall aufdecken, wo die Tragweite in ganz Deutschland nicht bekannt war, [...] das Tausende Menschen betroffen waren, das **kein** das **keiner** dazu eh, die Fehler im System aufgezeigt hat, dass auch die Staatsanwaltschaft da meiner Meinung nach Fehler gemacht hat, dass wir genau das mit investigativen Methoden eh **belegen** konnten, hat mir halt schnell gezeigt, ok, das und das bringt mir der Journalismus und ich brauche dafür vielleicht, also wenn ich das als Text schreibe oder als Texte geschrieben habe,*

*dachte ich mir halt, vielleicht wäre Studium besser gewesen, wegen Textsorten und blablabla, aber für für die **Kernaufgabe** des investigativen Journalismuses **brauche** ich halt kein Studium und so habe ich halt auch das Selbstbewusstsein gewonnen, was ich da nicht hatte.“ (D)*

Der Journalist D blickt zurück auf den wichtigen Moment in seiner Karriere, als er gemerkt hat, dass er im Journalismus richtig aufgehoben ist. Er benennt „machen“, „erreichen“ und „Gutes tun“ für die Gesellschaft, die als Aufgaben des Investigativjournalismus. Es wird deutlich, dass die Autorität und das Prestige dieser Art der journalistischen Arbeit ihn mit Ehrfurcht erfüllt haben. D ist an den Aufgaben, die ihm zugetraut wurden, gewachsen und hat durch seine Tätigkeit festgestellt: „Für die **Kernaufgabe** des investigativen Journalismuses **brauche** ich halt kein Studium und so habe ich halt auch das Selbstbewusstsein gewonnen, was ich da nicht hatte“. Die Kernaufgaben des Investigativjournalismus sind laut D also grundsätzlich für viele Menschen erfüllbar. Dies ähnelt der Darstellung von B, der Missstände als etwas Stinkendes bezeichnet. In der Aussage von D wird auch deutlich, dass es eine Hemmschwelle gibt, diesen sogenannten Investigativjournalismus zu betreiben. In den ersten Wochen seiner Arbeit in der Redaktion, in der Ausbildungsphase, hat er den Kern der investigativjournalistischen Arbeit kennengelernt, das Recherchieren (ohne dies so zu nennen) also das „beitragen“, welches keine „übermenschlichen Fähigkeiten“ abverlangt. Die Sachdimension wird noch mal besonders deutlich, wenn sich D auf die Art der Fähigkeiten bezieht: „Jeder“ kann „etwas dazu beitragen“ – er beruft sich auf einen Skandal, der seinen Ursprung in seiner Heimatstadt hat, welchen er mit der Redaktion aufgedeckt. Der Gegenstand seines Investigativjournalismus kann also grundsätzlich von allen erfasst werden. Die Kernaufgabe grenzt sich allerdings weiter davon ab und liegt in der Anwendung der Fähigkeiten der Recherche – in diesem Fall die Personen im Umfeld und die vom Skandal Betroffenen – zu kontaktieren.

Misstände benennen, aber kein Bürgerbegehren entwickeln

TP „zu dem etwas Konkreten. (Lachen) Wobei weiß ich nicht (Lachen) eh, was würden sie sagen, ist die Aufgabe von Journalismus?“

P „(2 Sekunden Pause) Ich glaube, sie werden Menschen finden, die sagen, er hat überhaupt keine Aufgabe. (Lachen) Sondern es gibt Journalisten, weil eh, weil es Medien gibt, eh, deren Inhaber Geld verdienen wollen und insofern ist es deren Aufgabe dafür zu sorgen, dass der Mensch dem die Zeitung gehört Geld verdient. Das ist nicht meine Sicht der Dinge, natürlich.“

P sieht es als wichtigste Aufgabe des Journalismus, Missstände aufzudecken, erst später folgen Faktoren wie Unterhaltung, Information oder das „ganze Bündel“ anderer Aspekte. Zunächst antwortet P auf diese Frage, dass es Menschen gibt „die sagen, er hat überhaupt keine Aufgabe. (Lachen)“ – das Lachen kann als zynisches Lachen gedeutet werden, da durch eben diese Aussage – möglicherweise ein Vorwurf

den P kennt – eben der Beruf der Journalistin und des Journalisten in einem anderen Funktionszusammenhang dargestellt wird.

Dieser erste Ausschnitt zur Frage, welche Aufgabe der Journalismus hat, macht zugleich eine Differenz auf, deren Erläuterung P mit „sondern“ einleitet: P erklärt, dass eben diese Menschen den Journalismus dem System der Wirtschaft zuordnen, wonach die Aufgabe eben im Geldverdienen liegt. Besonderen Aufschluss liefert der folgende Satz: „Das ist nicht meine Sicht der Dinge, natürlich“. P grenzt sich von dieser, an den wirtschaftlichen Faktoren bemessenden Aufgabenzuschreibung deutlich ab und betont dies noch mit dem Nachschub „natürlich“. Die Berufung auf das Wort „natürlich“ zeigt auf, dass P sich auf eine Norm beruft, zu der er sich bekennt. Dass er eben diese vorab formulierte Auffassung nicht vertritt, wird als für jemanden in seiner Position als natürlich aufgefasst.

Aus einer philosophischen Darstellung von Birnbacher (2008) über (die Berufung auf) Natürlichkeit lassen sich interessante Aspekte zur Natur/Natürlichkeit als Grundlage moralischer Normen ziehen. „Dank ihrer *Objektivität* [Herv. im Original] begründet die Natur Hoffnungen auf ein über jeden Zweifel erhabenes und schlechthin vorgegebenes Fundament moralischer Normen, das gegen Willkür, Suggestion und Manipulation stärker gefeit ist als interpretationsbedürftige Morallehren“ (Birnbacher, 2008, S. 43). Durch die Berufung auf die Natürlichkeit einer Aussage verweist man auf die unterstellte zugrunde liegende Eindeutigkeit, die Nicht-Erklärungsbedürftigkeit. Dies kann als eine naturalistische Darstellung über Wesen des (Investigativ-?)Journalismus verstanden werden, – dass er sicher nicht vornehmlich die Aufgabe hat, dafür zu sorgen, dass „der Mensch dem die Zeitung gehört Geld verdient“. Da P sich dafür entschieden hat, auf die von der Interviewerin gestellte Frage so einzuleiten, ist dies der indirekte Verweis an KritikerInnen seines Standpunktes, von denen er sich eben abgrenzt. Zudem wird sich von Haltungen, nach denen der Journalismus nur ein Mittel zum Zwecke des Geldverdienens sei, bewusst distanziert. Besonderes Augenmerk erhält daher die folgende Erklärung, in der P sagt, was Journalismus stattdessen für eine Aufgabe in seinen Augen erfüllen muss:

*„Ich glaube natürlich ehm, dass wir eh, dass das wir die Aufgabe haben ehm, Missstände aufzudecken, die wir sehen, dass wir das das auch die **Aufgabe haben**, nach **Missständen** zu schauen, dass wir die Aufgabe haben sie zu benennen,“*

P glaubt „natürlich“, dass es die Aufgabe ist, Missstände aufzudecken. Einerseits die sichtbaren, aber auch nach den nicht direkt sichtbaren „zu schauen“. Journalismus soll für P also nicht in erster Linie unterhalten, über politische Entscheidungen informieren, kommentieren oder am schnellsten über Sportereignisse berichten, sondern sogenannte Missstände aufdecken. Der bekannte Investigativjournalist grenzt die Aufgaben eines Journalismus ab von aktivistischen oder politischen Tätigkeiten und bemerkt dann:

„sondern es ist unser Job, ehm, sie jetzt jedenfalls speziell hier in unserem Ressort [Name Investigativressort, TP] eh, ist es unser Job Missstände die wir sehen (2 Sekunden Pause) zu

belegen, den Leuten deutlich zu machen, klar zu machen und im besten Fall auch noch Auswege aufzuzeigen.“ (P)

Der Satz wird weitergeführt:

„dass wir im besten Teil auch Teil der Lösungen sind und Vorschläge ins Spiel bringen, wie diese Missstände (2 Sekunden Pause) behoben werden können,“ (P)

Missstände aufzudecken ist bestenfalls nur der Beginn, JournalistInnen sollen zudem Teil eines konstruktiven Prozesses zur Lösung der benannten Probleme werden. Gibt es dann etwas, das der Journalismus dann nicht leisten kann oder sollte? Dazu sagt P weiter:

„[E]s ist nicht unser Job sie dann zu beheben, es ist nicht unser Job ehm, ein ein Bürgerbegehren zu entwickeln, es ist nicht unser Job eh Kampagnen, sondern es ist unser Job, ehm, sie jetzt jedenfalls speziell hier in unserem Ressort Ressort [Name Investigativressort, TP] eh, ist es unser Job Missstände die wir sehen (2 Sekunden Pause) zu belegen den Leuten deutlich zu machen, klar zu machen und im besten Fall auch noch Auswege aufzuzeigen.“

Die Aufgabe von JournalistInnen ist also für P klar zu trennen von einem Aktivismus. Die JournalistInnen sind am „besten“ zwar Teil eines konstruktiven Prozesses, der „im besten Fall auch noch Auswege aufzuzeichnen“ kann, in dem Lösungsvorschläge benannt werden, diese seien dann aber schließlich durch andere Gesellschaftssysteme durchzusetzen.⁶¹

4.5.2 Zeitdimension: der Moment des Ans-Tageslicht-Bringens

Die Zeitdimension teilt auf in ein Vorher und Nachher, sie markiert eine zeitliche Grenze: Auf der einen Seite – vorher – wissen lediglich die JournalistInnen und Redaktionen, dass ein Missstand öffentlich wird, auf der anderen Seite – nachher – hat idealtypischerweise die gesamte Öffentlichkeit Informationen darüber. Das Publizieren bringt Informationen an die Öffentlichkeit, mit denen nun umgegangen werden muss. Mit der Veröffentlichung ist eine Aufforderung und Anklage verbunden – an diejenigen, die die Missstände verursacht haben, aber auch an diejenigen, die sie nicht früher von offizieller Seite haben beheben lassen.

Aus diesem Grund markiert diese Zeitdifferenz oft die Beendigung einer vagen Phase, in der die JournalistInnen bereits Beweise über die Missstände sammeln konnten, aber mit der Veröffentlichung noch warten müssen, beispielsweise auf die juristische Überprüfung oder die Stellungnahmen der Beschuldigten. Aber auch für die vom Missstand betroffenen oder etwa Whistleblower beginnt eine

⁶¹ Diese Grenzbeziehung zwischen Aktivismus und Journalismus wird in der Form des Typs des konstruktiven Journalismus (Berichterstattungsmuster) beobachtbar.

neue Zeitrechnung nach der Publikation. In der Zeitdimension fallen daher besonders die Risiken auf, die einem investigativjournalistischen Arbeiten innewohnen, denn die Auseinandersetzung mit dem Missstand bedeutet auch die Auseinandersetzung mit Strukturen oder Personen, die diesen Missstand nicht behoben, aufgedeckt oder adressiert wissen möchten. Außerdem können die JournalistInnen nicht ausschließen, dass auch andere InvestigativreporterInnen an demselben Thema arbeiten und ihrer Veröffentlichung ggf. zuvorkommen.

Für die JournalistInnen sowie für diejenigen, die auf den Missstand aufmerksam gemacht haben, ist die Zeit kurz vor der Veröffentlichung laut der Aussage des renommierten Journalisten P die gefährlichste. Stellungnahmen, die von denjenigen zu den Vorwürfen eingeholt werden, die für sie verantwortlich sind, geben ihnen Hinweise auf die zu erwartenden Veröffentlichungen und können zu Kurzschlussreaktionen, Vertuschungsversuchen oder juristischen Einschüchterungsversuchen gegen die JournalistInnen führen.

Auf eine Veröffentlichung können Anzeigen folgen, es kann zu dankbaren, bestürzten oder wütenden Rückmeldungen des Publikums kommen, zu abstürzenden Börsenkursen, zu Protesten und politischen Umstürzen. Oder es passiert wider Erwarten wenig. In jedem Fall handelt es sich um einen spannenden Moment, in welchem die Einordnung des Missstands durch die Öffentlichkeit und des Mediensystems erfolgt.

Konfrontation der Beschuldigten und Absicherung der InvestigativjournalistInnen

„Und dann ist immer ein ganz wichtiger Schritt vor der Sendung ehm, das wir diejenigen, denen wir die Vorwürfe machen, wie zum Beispiel Unternehmen konfrontieren, das wird zwar meistens anonym gemacht, also man weiß das es [TV Sender] ist, aber man weiß nicht welcher Reporter dahinter steckt um nicht aus- aufzufliegen und man weiß nicht welche Sendung, weil die Firmen sonst versuchen könnten dagegen vorzugehen gerichtlich, bevor es ausgestrahlt wird, genau. Und eh, danach ja, wartet man halt auf die Antwort, ganz viele Firmen antworten gar nicht, andere Firmen leugnen natürlich erst mal alles, die wissen natürlich auch nicht, dass es versteckte Aufnahmen und Beweise somit gibt, aber es ist immer ganz wichtig, journalistische Sorgsamkeitspflicht, beide Seiten hören, wir geben denen auch die Möglichkeit ein Interview zu geben, machen aber auch die Wenigsten.“ (F)

Die JournalistInnen geben den Beschuldigten eine zeitliche Frist, bis zu der sie sich zu den durch die JournalistInnen erhobenen Vorwürfen äußern können. Die Beschuldigten wissen oftmals nicht genau, welche Beweise gegen sie vorliegen. Im Falle der undercover recherchierenden Journalistin F liegen Videoausschnitte von Verstößen gegen das Arbeitsrecht vor, die in der Fernsehsendung als Beweismittel aufgeführt werden.

*„[M]it der Veröffentlichung oder mit mit der Konfrontation der Menschen über die man schreibt erhöht sich die Gefahr plötzlich um ein **Vielfaches**, weil dann natürlich die, um die es geht Bescheid wissen [...] ich [hätte] immer gesagt wir in Europa, in Europa ist niemand in Gefahr, der recherchiert, vor allem, im Bereich Wirtschaft, danach wurde [die Journalistin, TP] Daphne Caruana Galizia ermordet, dann wurde [der Journalist, TP] Jan Kuciak erschossen, beides **mitten** in Europa, ehm, und beide bisher ehm, auch, ohne das jemand dafür bestraft worden wäre, was sich hoffentlich jetzt grad in beiden Ländern ändert [...] (2 Sekunden Pause) seitdem ehm, sagen wir nicht mehr, dass es Leute in Europa nicht betrifft es betrifft bisher glaube ich – noch uns in Deutschland nicht.“ (P)*

Der Journalist P ist mit internationalen InvestigativjournalistInnen vernetzt und arbeitet immer wieder in diesem Netzwerk an der Aufdeckung von Missständen. Zwar fühlt er sich in Deutschland sicher, doch sieht er die gesellschaftliche Spaltung und auch die Bedrohungen durch Rechte gegen ihn und seine Redaktion als ein wachsendes Problem.

Durch die Veröffentlichung wird „etwas losgetreten“, von dem die Dimension vorab nicht absehbar ist.

*„[W]ir >lautes Einatmen< fokussieren uns bis zum Schluss auf unsere Veröffentlichung, dass da alles stimmt, dass uns da, dass wir niemandem zu unrecht Vorwürfe machen, dass wir uns nicht juristischen Gefahren aussetzen und dann schauen wir durch und fahren erst mal **Heim**. So. Und und dann gibts Geschichten, die auch genau da aufhören.“ (P)*

Zwar haben InvestigativjournalistInnen mit langjähriger Arbeitserfahrung bereits eine Vorahnung, doch werden auch sie ab und zu überrascht. Im besten Falle handelt es sich bei der Reaktion durch Publikum und die größere mediale Öffentlichkeit um Interesse an den Recherchen. Dies führt dazu, dass weitere Hintergründe verfasst und Interviews zu den Recherchen gegeben werden (müssen). P erzählt, wie überrascht er war, als die Veröffentlichung eines politischen Skandals größere Wellen geschlagen hat, als er erwartet hatte:

„[Name des Kollegen] wie auch ich haben uns das Wochenende quasi privat verplant ehm, einfach weil nicht wirklich drüber nachgedacht hab was passiert eigentlich, und wenn das passiert betrifft es vielleicht auch uns so? [...] ich hatte meiner Frau versprochen, dass ich mit den Kindern was unternehme am Wochenende, weil ich 14 Tage lang irgendwie fast - oder weniger als sonst zu Hause war und eh, sie musste Arbeit nachholen (Lachen) [...] [dann] hat natürlich schon irgendwie [die Chefredaktion] angerufen hat gesagt, hör mal, ähm [...] wir brauchen nen Kommentar von euch und eh, und eh ne Stunde später war klar irgendwie, [jemand] wird ne Ankündigung machen ehm, und dann rief der Chefredakteur an und alle möglichen Fernsehsender und dann war klar, wir müssen für Montag vier Seiten schreiben und und eh, wir waren nicht vorbereitet darauf, das heißt, wir haben dem [Newsroom, TP] nicht erklärt, dass er ne doppelte Besetzung braucht diese ganzen logistischen Sachen [...]. Ehm, aber

natürlich hätten wir da bei wenigem Nachdenken drauf kommen können, ähm, ähm, dass das Wochenende irgendwie halt heftig werden könnte und das wir da viel mehr Ressourcen brauchen und das wahrscheinlich auch wir arbeiten werden, beide Tage, und sowas.“ (P)

Der sogenannte „Impact“ der journalistischen Arbeit wird besonders in diesem Falle deutlich: Der Skandal hat zu einem Rücktritt und zu weiteren politischen Verwerfungen geführt. Die Journalisten waren überrascht über die Geschwindigkeit der Entwicklungen und darüber, sofort Informationen einordnen zu müssen. Zudem standen sie als diejenigen, die den Skandal an die Öffentlichkeit gebracht haben, selbst im medialen Interesse. P hat sich in einem anderen Fall darauf eingestellt, dass eine Story besonders viel Rückmeldung erhält: „Also unsere [Wirtschafts-]Ge- Recherche, die wir unbedingt machen wollten, da gab es null Reaktionen darauf, also nen paar Leserbriefe, ja.“

Es wird deutlich, dass die JournalistInnen vor der Veröffentlichung nicht genau absehen können, welche Folgen ihre Arbeit haben wird. Der Moment der Veröffentlichung und die auf die „Enthüllung“ folgenden Stunden, Tage oder bei folgenden juristischen Ermittlungen vielleicht auch Jahre zeigen dann, inwiefern ihre Annahmen über den sogenannten Impact zutreffen.

Nach der Veröffentlichung von Recherchen: Weitere Sicherheitsmaßnahmen treffen

M recherchiert im rechten Milieu. Nach einer Veröffentlichung kommt es oft zu wütenden Reaktion aus dieser politischen Richtung. M ist nicht online erreichbar, eben um nicht adressierbar zu sein für diese Art der Resonanz. Zudem befürchtet sie mit ihrem Thema nicht unbedarft etwas auf die Schnelle veröffentlichen zu können, – wie es die diversen Social Media Plattformen auszeichnet, – ohne von „Abmahnungen überzogen“ zu werden. Nach der Veröffentlichung verhält sich M bedeckt. Für ihr Privatleben hat sie dauerhaft nicht weiter spezifizierte Sicherheitsvorkehrungen getroffen. Im Nachgang von Veröffentlichungen zieht sie sich zurück:

M „dann geh, dann fahre ich natürlich die nächsten male nicht hin und steh da bei ihm eh, bei der Veranstaltung, bei seiner [Name der Veranstaltung des Rechtsextremen], weil da sind vielleicht keine Polizei oder dann überlege ich mir natürlich dann dreimal ob ich da jetzt hinfahre oder es lieber lasse also dann eh, bin ich natürlich vorsichtiger, dann fahre ich nicht mehr unbedingt zu Veranstaltungen, wo ich so (2 Sekunden Pause) ungeschützt bin oder so.“

P „Ebbt das irgendwann dann wieder ab?“

M „Ja ja, das ist dann nur erst mal ne Vorsichtsmaßnahme, klar, also man ehm (2 Sekunden Pause) also in den Wochen nach ner Veröffentlichung, nach umfangreichen Geschichten, da ist man natürlich viel vorsichtiger, klar.“

4.5.3 Sozialdimension: der Beobachtungsmodus des Investigativjournalismus

Nun wird die Sozialdimension des Codes Missstand/kein Missstand erörtert. Die JournalistInnen sind durch ihre Ausbildung und teilweise jahrelange Arbeit im journalistischen System sozialisiert. Die Art und Weise, wie sie die Welt beobachten und ihre Selektionsentscheidungen treffen, ist Ausdruck dafür. Die InvestigativjournalistInnen beobachten ihre Umwelt anders als es andere JournalistInnen, das Publikum, Whistleblower oder der Verlag tun. In diesem Kapitel wird dargestellt, inwiefern sich der Beobachtungsmodus der InvestigativjournalistInnen von dem anderer JournalistInnen unterscheidet.

Als InvestigativjournalistIn zu arbeiten, bedeutet nicht, dass nicht auch einem anderen Journalismus nachgegangen wird. Nur in wenigen Fällen sind die InvestigativjournalistInnen in reinen Recherche- und Investigativredaktionen tätig. So können Wirtschafts- oder PolitikjournalistInnen etwa einem Tagesgeschäft bei einer Wochenzeitung nachgehen, aber Investigativjournalismus betreiben, wenn sie einen Missstand beobachten oder glauben, einen entdeckt zu haben.

In der Sozialdimension geht es darum, dass die JournalistInnen in ihrer Umwelt eben einen Missstand ausmachen und dann die Rolle als InvestigativjournalistInnen einnehmen. Auch dieses Kapitel verdeutlicht damit, was es ganz praktisch bedeutet, als InvestigativjournalistIn zu arbeiten. Es verweist damit bereits auf die Programme des Investigativjournalismus, die daraufhin folgen.

Die Journalistin F zeigt in einer Reportage, wie dramatisch die Situation für Geflüchtete ist. Sie wählt dabei das Format der Reportage und begründet dies mit der Nähe und Unmittelbarkeit:

*„[W]ir waren ja ne Woche mit dabei auf [der Flucht], wir haben selbst die Menschen gerettet, wir haben die Emotionen erlebt, ich konnte das einfach genau so authentisch wie ich es gesehen hab durch die Kamera weitergeben und den Menschen dadurch, also den Zuschauern dadurch, einen **menschlichen** Blick auf das Thema Flüchtlinge geben. Und keins, das bedeutet so und so viele Menschen sind heute mal wieder [gestorben] und das **berührt** dich ja nicht, weil du kannst es dir gar nicht **vorstellen** und ich wollte das greifbar machen, vorstellbar machen und Menschen vom **Herz** zum andern Herzen und in dem Moment es **scheiß** egal sein lassen, wo dieser Mensch herkommt, welche Hautfarbe der hat, welche Nationalität sondern einfach sagen, so dramatisch ist die Situation und da müssen Menschen mit ihren Kindern fliehen, weil es **sowieso** keine Perspektive gibt, die sich also denken, bevor ich im Krieg sterbe in meinem Land, riskiere ich lieber auf [der Flucht, TP] zu sterben weil das ist noch ne größere Chance ehm, nen besseres Leben zu haben als dort zu bleiben, also das ist so eine existenzielle Entscheidung, die wir uns hier in unserem verwöhnten reichen Land überhaupt nicht vorstellen können, das das wirklich berührendste und in meinen Augen wichtigste ist was ich je berichtet hab. (F)*

F beschreibt, dass der Beobachtungsmodus des Nachrichtenjournalismus, bei dem nüchtern berichtet wird „so und so viele Menschen sind heute mal wieder [gestorben]“, es nicht schafft, Menschen zu berühren und daher darin scheitert, Missstände zu vermitteln, die Notwendigkeit der Handlung klarzumachen, um etwa das massenhafte Sterben auf Flucht zu verhindern. Durch eine Reportage kann

verdeutlicht werden, dass es „scheiß egal“ ist „wo dieser Mensch herkommt“. Dieser Ausschnitt aus dem Interview verdeutlicht, dass die Journalistin eine Darstellungsform wählt, von der sie sich am ehesten verspricht, dass sie zur Sensibilisierung über das ausgemachte Problem geeignet ist. Damit ist darauf verwiesen, dass die dargestellten Missstände gelöst werden sollen, indem die ZuschauerInnen adressiert werden. Dass dies Wirkung hat, zeigen Reaktionen auf die Veröffentlichung, sie sind vielseitig und reichen von Preisverleihungen durch renommierte Organisationen über Publikumsfeedback hin zur Mitteilung über hohe Spendeneingänge bei in Beiträgen genannten Hilfsorganisationen („wo die Organisation danach viele Spenden bekommen hat“, F). Es gelingt den InvestigativjournalistInnen, indem sie durch die Darstellungsform der Reportage ihr Publikum in einen Beobachtungsmodus versetzen, der unmittelbar an der Problembeschreibung ansetzt oder etwa den ZuschauerInnen das „live Dabeisein“ vermittelt und dadurch von „Herz zu Herz“ kommuniziert.

Journalistische Selektion: Nicht jeder Missstand relevant?

Die Journalistin F hat unter anderem undercover in sozialen Einrichtungen recherchiert und als verdeckte Reporterin Aufnahmen für eine TV-Reportage über Missstände im Umgang mit den KlientInnen gesammelt. Missstände werden auch außerhalb des Investigativjournalismus festgestellt. Betroffene von Ungerechtigkeiten oder Personen, die etwa das Fehlverhalten anderer beobachten, können Missstände wahrnehmen. Der Beobachtungsmodus von JournalistInnen und den Betroffenen/Whistleblowern unterscheidet sich allerdings.

Die Journalistin F weist darauf hin, dass es grundsätzlich systematische Missstände sein müssen, bei denen sie die Recherche beginnen, es findet also eine Evaluierung der Beobachtung durch die Betroffenen oder sogenannten Whistleblower statt.

*„[Sendung und Sender, TP] bekommen am Tag Hunderte Zuschriften von Menschen die sagen, hier liegt was im Argen, hier müsste mal jemand reinschauen, hier traut sich keiner das zu melden, die Zustände, wo die Journalisten wirklich so als (2 Sekunden Pause) Rettung gesehen werden, wo wirklich Politik, Behörden sämtliche Menschen, wo man denkt man kann sich doch erst mal an jemanden wenden versagt haben, oder wo man kein Vertrauen hat. Also so wieder Journalismus als vierte Gewalt das ist auch das was ich gerade so mit Hebel meine, diese Öffentlichkeit, die jemand erzeugen kann, wo man Unternehmen und Leute, die einfach andere ausbeuten, schlecht behandeln, auch unter Druck setzen kann, das ist was, was Journalismus schafft, wo Politik zum Beispiel viel **viel** zu träge dafür ist. Und wo auch unser System eh die Justiz, die Polizei oft **viel** zu spät eingreift, weil es muss wirklich ganz viel im argen liegen, [...] So kommt das Thema über ne Mail meistens von einem Betroffenen der die Zustände schildert, dann spricht man mit demjenigen und kriegt auch nen bisschen raus, ist das nen Einzelfall oder ist das wirklich was systematisches, weil nur dann kann man ja darüber berichten, es geht ja nie darum, einzelne Menschen einzelne Firmen irgendwie an den Pranger zu stellen, außer die*

Zustände sind so extrem, das man sagen kann okay, das sind das ist einfach zu zu stark das muss man berichten, aber dann muss man auch sagen, man kann jetzt nicht die ganze Branche ankreiden. Wie wir wissen ist Altenheime so ziemlich ein Thema, ist glaube ich immernoch nach wie vor das häufigste Thema womit wir uns beschäftigen können.“ (F)

Ein Missstand, der von der Journalistin mit journalistischen Mitteln verfolgt wird, muss auf systematisches Versagen hindeuten, er muss eine gewisse Schwere erreichen und er darf laut F auch nicht einzelne Personen oder Firmen an der Pranger stellen, es sei denn, die Zustände sind so schlimm, dass dies als Weg gerechtfertigt sei. Nicht alles, was als Missstand beobachtet wird, kann es damit in die Medien *schaffen*. Die Funktionsweise der Selektionen erläutern die Programme ab Kapitel 6. Dass aber gleichwohl JournalistInnen dies als problematisch einschätzen, wird noch an verschiedenen Stellen dieser Auswertung hervorgehoben.

Der journalistische Beobachtungsmodus und seine Grenzen

Der Journalistin M ist es wichtig, nicht nur die eigene Einschätzung und die ihrer JournalistInnenkollegInnen zu berücksichtigen, sie bezieht auch Bewertungen von außerhalb ein:

„[A]lso ich versuch mich wirklich doppelt und dreifach zu vergewissern, zu checken, liege ich richtig, täusche ich mich in Einschätzungen und so weiter, ich bin da immer sehr selbstkritisch und ehm, da bin ich dann froh über den Kontakt in die Wissenschaft, aber auch in die Politik, also ehm, gerade (2 Sekunden Pause) wir versuchen gerade in heutiger Zeit, wo die Gesellschaft sehr instabil ist, wo die Tendenz zu autoritären Mechanismen und Demokratiemüdigkeit so groß sind, ehm wollen wir natürlich auch nicht nur (2 Sekunden Pause) nicht nur anklagen oder nicht nur öffentlich machen, Missstände öffentlich machen, sondern auch zugleich Ratschläge, Präventionsmöglichkeiten weitergeben, die nicht direkt von uns kommen, sondern von Präventionsstellen.“ (M)

M schließt sich mit Wissenschaft und Politik kurz. Dabei geht es nicht nur um das für den Journalismus zentrale Fact-Checking und die Absicherung der Rechercheergebnisse. Sie nutzt diesen Austausch auch um ihre journalistische Arbeit um den Aspekt der Prävention zu bereichern. Präventionsangebote zu benennen oder zu eröffnen ist nicht primär die Aufgabe des Journalismus, dennoch sieht M es „in heutiger Zeit, wo die Gesellschaft sehr instabil ist“ als die Aufgabe, an diesen gesellschaftlichen Tendenzen entgegenzuwirken, auch durch den Journalismus. M empfindet es als Bereicherung, die jeweils unterschiedlichen Blickwinkel auf ihr Thema durch Politik und Wissenschaft in ihre Arbeit einzubeziehen. Zum anderen wird deutlich, dass es eine spezifisch journalistische Beobachtungweise zum Rechtsextremismus gibt, die diesem Thema laut M in einer instabilen Gesellschaft nicht gerecht wird (siehe dazu die Ausführungen zur Bedeutung anderer Gesellschaftsbereiche als 4. Gewalt und damit funktionale Äquivalente zum Investigativjournalismus in Kapitel 6.2). M pflegt daher intensiven

Austausch mit Wissenschaft und politischer Bildung, um über die gesellschaftlichen Entwicklungen nicht lediglich zu schreiben:

„[E]h also das es ist es ist son bisschen Gratwanderung, ich beton auch immer wieder, ich bin keine Präventionsexpertin in keinster Weise, ich kann nur das weitergeben, ich kann nur Leute zitieren, was mir da die Experten sagen, aber wir sind eben auch Sprachrohr, wir sind die Mögli- wir also Journalisten können da auch wirklich diejenigen sein, die vermitteln und sagen, natürlich ist das ne Misere, natürlich ist das hier hochgradig gefährlich was hier läuft, aber bitteschön wir können was dagegen machen. Das sind so Dinge, genau, und dafür muss man eben den intensiven Austausch pflegen.“ (M)

Der intensive Austausch ermöglicht es M, auch andere Sichtweisen auf ihr Thema zu erhalten. Die Beobachtung der Umwelt anhand der Leitunterscheidung des Codes Missstand/kein Missstand ist spezifisch für den Investigativjournalismus. Aber auch InvestigativjournalistInnen können unterschiedlicher Auffassung sein, ob ein Missstand vorliegt bzw. ob er gravierend genug ist, um darüber zu berichten.

Die Einschätzung der Gefährlichkeit und die Frage, wie ernst zu nehmend eine Bedrohung etwa aus und durch die rechte Szene ist, wird von der Journalistin M anders eingeschätzt als von vielen KollegInnen, die sich ihrerseits als InvestigativjournalistInnen verstehen. M kritisiert, dass sich JournalistInnen durch Rechte instrumentalisieren ließen. Diese wüssten genau um die Funktionsweise des Journalismus und wie sie ihre Themen vorbringen können. Als freie Journalistin mit jahrelanger Erfahrung hat sie festgestellt, dass gerade die Gefahren für die Demokratie, auf die sie mit ihrer Arbeit verweist, heruntergespielt werden oder ihr Thema gerne aufgeschoben wird:

*„[D]ie Medienwelt arbeitet immer so sehr, möchte so gerne auch relativieren, möchte so gerne **runterkommen** und nicht dramatisieren - wir sind immer **dramatisch** also das was wir sagen ist immer ehm, übertrieben, es ist alles nicht so [...]. Die Warnungen werden da immer wieder auch in den Wind geschossen und das ist son bisschen, ich glaube, die [Preisverleihung eines bedeutenden JournalistInnenpreises] ist nen bisschen der Tatsache geschuldet, dass wir unermüdlich warnen, dass wir nicht aufhören und das die [andere InvestigativjournalistInnen und Medien, TP] uns auch immer wieder son bisschen im Hinterkopf haben, ehm, ok, wenn die das sagen müssen vielleicht mal irgendwann aufgreifen, irgendwann machen wir das dann mal (Lachen).“ (M)*

Journalistische Medienkompetenz vermitteln

Der Investigativjournalismus deckt Missstände auf und macht damit Probleme gesellschaftlich bekannt. D ist Leiter eines Jugendrads und sieht einen hohen Stellenwert für die Demokratie in der Vermittlung

journalistischer Kompetenzen für die Jugendlichen. Auf die Frage, warum es das Jugendradio gibt, antwortet er:

*„[D]as Ziel ist also, unterm Strich, dass mehr junge Menschen, mehr aktiv in unserer Gesellschaft beteiligen, gerade in so einer Stadt wie [Heimatstadt], wo [es eine Identitätskrise durch Strukturwandel gibt, TP] und wo es für die Jugendlichen erst mal nicht so viel oder wirklich was zu holen gibt. Die identifizieren sich halt gar nicht mehr mit ihrer Region, mit ihrer Stadt und engagieren sich halt deshalb **gleich null**. Man guckt halt nach den großen Weltkonflikten wenn überhaupt, aber nicht das was vor der eigenen Haustür passiert und wir wollen da son kleinen Anreiz zu schaffen, **indem** sie durch eh indem sie **mündiger** werden, mehr **Fragen** stellen können und auch die **Methoden**, die im Journalismus zur Verfügung stehen ehm, gelernt bekommen.“ (D)*

Massenmedien berichten aus aller Welt. Der Journalist D sieht es allerdings problematisch, dass besonders Jugendliche sich eher mit den großen Konflikten in der Welt auseinandersetzen, aber kaum über das Geschehen in ihrem direkten Umfeld informiert sind. Da sie sich nicht mit ihrer Stadt identifizierten, engagierten sie sich auch nicht. Berichterstattung durch lokale Medien ist teilweise schwach ausgeprägt oder wird nicht durch die angesprochenen Jugendlichen konsumiert. Doch gerade für den Journalisten D hat der örtliche Bezug eine große Bedeutung, er leitet einen lokalen Jugendradiosender und möchte den am Radioprojekt interessierten Jugendlichen seinen journalistischen Blick auf die Umwelt vermitteln. D sieht es als Mittel, die demokratische Teilhabe junger BürgerInnen zu fördern („mehr aktiv in unserer Gesellschaft beteiligen“) indem sie durch das Erlernen journalistischer Kompetenzen mündiger werden („**indem** sie durch eh indem sie **mündiger** werden, mehr **Fragen** stellen können und auch die **Methoden**, die im Journalismus zur Verfügung stehen ehm, gelernt bekommen“).

Gerade durch Kompetenzen, wie das kritische Hinterfragen oder „Fragen stellen“ sowie das nicht weiter spezifizierte Bündel journalistischer „Methoden“ wird für die Jugendlichen damit geworben, die Welt aus der Sicht der JournalistInnen zu sehen, also selbst diese Rolle einzunehmen. Die Jugendlichen könnten als JournalistInnen folglich aktiver Teil der Gesellschaft sein („sich mehr aktiv in unserer Gesellschaft beteiligen“). Dem journalistischen Blick auf die Welt wird damit einerseits eine staatsbürgerliche Funktion beigemessen, die z. B. unter dem Aspekt „vierte Gewalt“ oder Kritik- und Kontrollfunktion bereits bekannt ist, andererseits aber selbst als bildungsrelevantes Ziel anerkannt, von dem Personen profitieren, die ggf. nicht beruflich, dauerhaft oder professionell journalistisch aktiv sind. Sich selbst als wertvollen Teil der Gesellschaft zu sehen ist ein Ziel der Arbeit. Andererseits sollen die Jugendlichen auch die Bedeutung des Journalismus und des Informiertseins für ihr eigenes Leben erkennen.

*„[Wir vom Jugendradio] gewinnen Menschen für unsere Gesellschaft mit journalistischen Mitteln, dass davon kann halt in Zukunft nur **jeder** profitieren also sei es jetzt, wenn die*

irgendwann mal nen Abo abschließen bei irgendeinem anderen bei irgendeiner anderen Organisation sei es jetzt darum, dass bei ner neuen Recherche von uns [im Investigativmedium, TP], dass die halt wirklich wissen, was ist die Tragweite.“ (D)

Die ersten journalistischen Kompetenzen, die die Jugendlichen erwerben, sind abzugrenzen von der Arbeit professioneller JournalistInnen. Dies wird deutlich, wenn D sagt, dass die jungen Menschen dann „halt wirklich wissen, was die Tragweite“ neuer Recherchen seines Investigativmediums ist, wenn sie selbst erste Erfahrungen im Journalismus sammeln konnten. Einen journalistischen Blick auf die Welt zu entwickeln kann dieser Interviewsequenz folgend, als erster Schritt verstanden werden, auf den dann weitere folgen müssen, um selbst als InvestigativjournalistIn aktiv werden zu können. InvestigativjournalistInnen beobachten Missstände und agieren dann entsprechend mit Rechercheroutinen, welche LaienjournalistInnen nicht direkt zugänglich sind. Es sind die Recherchetechniken, die durch die Jugendlichen noch weiter professionalisiert werden müssten.

In Bezug auf die die Sozialdimension wird deutlich, dass es die Aufmerksamkeitsführung eines Journalisten ist, die sich unterscheidet von der anderer. Die Jugendlichen aus dem Radioprojekt sollen eben diese Beobachtungsfähigkeit erlernen. In der Investigativredaktion werden lokale Probleme untersucht und ihnen wird eine grundsätzliche Relevanz zugeordnet. Ein Missstand muss nicht global sein, um aus Sicht des Journalisten D als journalistisch bedeutsam gelten zu können. In der Vermittlung dieser Ansicht an die Jugendlichen liegt ein Auftrag, der als demokratiefördernd gilt und das Radioprojekt begründet. Das Einnehmen der journalistischen Beobachterrolle soll sie befähigen und ermächtigen, ihre Ziele und Interessen sichtbar zu machen, sie gegenüber anderen Interessensgruppen zu vertreten und demokratisch durchzusetzen (Empowerment nach Jagusch & Chehata (2020, S. 214)). Missstände im Umfeld erkennen zu lernen, bedeutet damit einhergehend zu einer Kontrollinstanz und über das Radioprojekt publizistisch wirksam zum Kritiker/zur Kritikerin zu werden. Die Jugendlichen kommen aus einer Region, die sich im Strukturwandel befindet und ihnen vordergründig kaum Zukunftschancen eröffnet. Den journalistischen Blick einzunehmen wird als Empowerment gewertet, der als „Akt der Befreiung“ verstanden werden kann, auch gegen Formen des Rassismus, der Diskriminierung und der Abwertung (vgl. Jagusch & Chehata, 2020, S. 10), mit welchen die Jugendlichen konfrontiert sind.

Zwischenfazit

Die Darstellung der Funktion des Investigativjournalismus entlang der drei Sinndimensionen des Codes Missstand/kein Missstand verdeutlichte die Grenzziehung dieser Form des Journalismus. Es wurde auch deutlich, dass die InvestigativjournalistInnen trotz ihrer unterschiedlichen beruflichen Sozialisation, der variierenden soziodemografischen Faktoren, der sich unterscheidenden Anstellungsart und Verortung in der Hierarchie im Medium auf eine geteilte Sinnstruktur des Investigativjournalismus verweisen. Dies

bestätigt die methodologischen Annahmen dieser Arbeit (siehe Methodologie Kapitel 3.2) und bestärkt darin, weitere strukturelle Beobachtungen nach diesem Vorgehen darzulegen.

4.6 Relevanz als Kontingenzformel des Investigativjournalismus

In der Systemtheorie kann jedem Code eine Kontingenzformel zugeordnet werden. Kontingenzformeln stellen einen letzten Bezugspunkt dar, der sich als nicht hinterfragbar erweist (Luhmann, 1997a, S. 470). Am deutlichsten wurde dies für das politische System mit der Kontingenzformel des Allgemeinwohls expliziert. So lässt sich die Herrschaft über Einzelne in demokratischen Systemen nur durch den Bezug auf das Wohl der Allgemeinheit rechtfertigen, „jede politische Kommunikation verweist immer auf das Gemeinwohl um deutlich zu machen: Hier liegt ein Bedarf an kollektiv bindenden Entscheidungen.“ (Fuhse, 2005, S. 74)

Ich stelle die These auf, dass es für den Journalismus die Relevanz ist, welche als Kontingenzformel den letzten Bezugspunkt darstellt. Die Relevanz als Kontingenzformel ist eng mit dem Code des Missstandes verknüpft, welcher im Subsystem des Journalismus, dem Investigativjournalismus, die Beobachtungen steuert. Der Investigativjournalismus ist nie unabhängig vom System des Journalismus und teilt daher seine Kontingenzformel. Die Kontingenzformel zeigt einen Zirkelschluss auf: Bei der Bemühung, Relevanz darzustellen, wird sich auf Programme des Investigativjournalismus berufen, welche nicht hineinreichen können in die Relevanz als Bezugspunkt. Bei Versuchen der Begründung von journalistischer Relevanz wird der Rückbezug auf historische Gegebenheiten oder „das Publikum“ erfolgen. Dass die Relevanz aber auch in Bezug auf die Kommunikation mit der Systemumwelt funktioniert, zeigt sich in Zusammenhang mit den (etwa verfassungsrechtlichen) Privilegien des Journalismus, welche durch die Relevanz der journalistischen Arbeit legitimiert werden. Zwar lässt sich die Relevanz immer wieder aus Sicht des Systems so oder anders herleiten und begründen, doch fällt insbesondere bei der Ablehnung der journalistischen Auseinandersetzung mit einzelnen beobachteten sozialen Problemen auf, dass auch das Absprechen von Relevanz schwer hinterfragbar ist. Die Programmdimension verdeutlicht, wie durch einen Investigativjournalismus die Formel der Relevanz Anwendung findet und mit welchen organisationalen Konflikten ein Investigativjournalismus konfrontiert ist, wenn er seine Werte durchsetzen möchte.

Wie notwendig die Identifikation der Relevanz als Kontingenzformel ist, zeigt eine Passage aus Haarkötters *Die Kunst der Recherche*. Er beschreibt die Nachrichtenfaktoren nach Galtung und Ruge für den journalistischen Nachwuchs bei der Themenrecherche als „Checkliste“, denn „[w]as keinen Nachrichtenwert hat, muss nicht recherchiert werden“ (Haarkötter, 2015, S. 68). Dabei sei insbesondere ein Kriterium herauszugreifen, das der Relevanz:

„Das Kriterium der Relevanz taucht in der Checkliste wie eines unter vielen auf. Dabei schwebt der Begriff der Relevanz wie ein Superkonzept über all diesen Faktoren. Denn letztlich muss jeder dieser Faktoren sich daran messen lassen, ob er ‚relevant‘ ist. Mit Relevanz ist die

Wichtigkeit eines Themas für welche Zielgruppe, das jeweilige Medium oder auch die gesamte Gesellschaft bezeichnet“. (2015, S. 68)

Diese Arbeit setzt eine solche Beobachtung in einen Gesamtzusammenhang. Durch die Untersuchung in dieser Arbeit wird der Faktor der Relevanz als Kontingenzformel des Investigativjournalismus identifiziert. Relevanz ist die Kontingenzformel des Journalismus und des Investigativjournalismus gleichermaßen. Sie verweist darauf, dass es nicht möglich ist, gesellschaftliche Relevanz als Konzept des Journalismus weiter aufzulösen und der Streit innerhalb der Redaktionen um die Relevanz eines Themas stets immer ein Für und Wider offen hält. Die Unbestimmtheit der Relevanz ist daher eine besondere Qualität. Der Anspruch dieser Arbeit, den Investigativjournalismus nach Elementen der Systemtheorie zu untersuchen, welche seine Stellung im System des Journalismus charakterisieren, schafft es, lose Begriffsdefinitionen und Beobachtungen zu Wirkungszusammenhängen in eine Theorie zusammenzubringen und den „Checklisten“-Charakter bisheriger Forschungsergebnisse zu überwinden.

4.7 Die journalistische Konstruktion von Missständen

„Wie konstruieren die Massenmedien Realität? Oder komplizierter (und auf die eigene Selbstreferenz bezogen!): Wie können wir (als Soziologen zum Beispiel) die Realität ihrer Realitätskonstruktion beschreiben“ (Luhmann, 2009, S. 16). Die Beobachtung der Gesellschaft und die Thematisierung ihrer Missstände ist der Operationsmodus des Investigativjournalismus. Rückbeziehend auf Luhmanns Leitfrage bei der Beobachtung des Systems der Massenmedien stellt sich im Zusammenhang dieser Arbeit die Frage: *Wie konstruiert der Investigativjournalismus als System des Journalismus Realität?* Luhmann benennt für die Massenmedien die Unterscheidung (den Code) Information/Nicht-Information, welche sich auf den (unterschiedlich quantifizierbaren) Neuigkeitswert, also die Aktualität einer Information bezieht (Luhmann, 2009, S. 37). Dieses Kapitel zur Genese des Codes des Investigativjournalismus legte in den drei Sinndimensionen Sach-, Zeit- und Sozialdimension dar, wie der Code Missstand/kein Missstand, sich als Code des Investigativjournalismus realisiert und damit die Realitätsbeobachtung steuert. Für den Investigativjournalismus ist relevant, was der positiven Seite des Codes Missstand zugeteilt werden kann. Da der Missstand per Definition eine Normabweichung thematisiert, lässt sich ihm grundsätzlich ein journalistischer Nachrichtenwert zuteilen, sodass in der sogenannten Nachrichtenwerttheorie dem Missstand und damit investigativjournalistischen Recherchen ein Nachrichtenfaktor inhärent ist (Kepplinger, 1998). Dass diese Betrachtung allerdings im Arbeitsalltag des Journalismus nicht ausreicht, kann diese Arbeit in der folgenden Programmdimension zeigen. Das folgende Kapitel, die Programmdimension des Investigativjournalismus, verdeutlicht, was Missstände (im Journalismus) sind und wie sich diese (journalistisch) beobachten lassen. Das Verständnis darüber, was als Missstand zählt, wird im journalistischen System innerhalb von Redaktionen verhandelt. Es ist daher plausibel, dass unterschiedliche Auffassungen darüber bestehen können. Das Verständnis über die definitorischen Grenzen von Missständen ist allerdings nicht beliebig.

Es wird durch eine Ausbildung an JournalistInnenschulen geprägt, durch Vermittlung in Volontariaten oder bei Praktika, es kann aus Blattlinien, Redaktionsstatuten oder durch berühmte Aussprüche gelenkt werden: „Sagen, was ist“ (Rudolf Augstein).

Bei der Konstruktion von gesellschaftlichen Missständen durch den Journalismus handelt es sich um einen Vorgang, bei dem eine Differenz zwischen dem gewünschten und dem aktuellen, davon abweichenden Zustand thematisiert wird (siehe unten). Übertragen auf das System des Journalismus nehmen die journalistischen BeobachterInnen die Funktion der Wächter über die geltenden Werte ein. Der Journalismus konstruiert eine „Tatsächlichkeit von Sachlagen“ (Kaldewey, 2017), mit der die Gesellschaft als Ganze adressiert wird. Die Erkenntnis über eine Problemhaftigkeit ist allerdings an den Austausch mit anderen Gesellschaftssystemen gebunden, etwa mit bestimmten Bereichen der Wissenschaft, welche „weitgehend exklusiv für die Konstatierung von Tatsächlichkeiten zuständig ist“ (Kaldewey, 2017) oder der Justiz, um die Fragen der Legalität von Handlungen zu bewerten. Der Investigativjournalismus konstatiert Problemhaftigkeit und schreibt Verantwortung für ebendiese Probleme zu. Diese Gegebenheiten öffentlich als problematisch zu markieren sowie Verantwortung dafür zuzuschreiben, kann die betreffenden Systeme irritieren (siehe zu dieser Funktionsweise ausführlich Mölders, 2015a).

Der Missstand ist das Ergebnis einer journalistischen Beobachtung. Das Präfix „miss-“ verweist auf das Abweichende, Unrichtige, Mangelnde, Üble oder Schlechte – der Missstand bezeichnet also einen mangelhaften und (von der Norm) abweichenden Zustand (Pfeifer, 1993). Während der Journalismus zur Selbstbeobachtung der Gesellschaft entlang der Frage der Neuigkeit unterscheidet (Luhmann, 2017a, S. 28,31), wird im Investigativjournalismus der Missstand als Code einbezogen. Die Programme des Investigativjournalismus zeigen nun, ob der Investigativjournalismus mit den Referenzen des Journalismus operiert oder ob seine Unterscheidung innerhalb der Realitätsbeobachtungen unabhängig vom Journalismus stattfinden.

5 Programme des Investigativjournalismus

Der Code des Investigativjournalismus konnte anhand der Interviews mit den InvestigativjournalistInnen herausgearbeitet werden. Wie dieser Code und die Kontingenzformel der Relevanz bei unterschiedlichen InvestigativjournalistInnen Anwendung findet, zeigen die Programme des Investigativjournalismus. Die in diesem Kapitel dargestellten Programme des Investigativjournalismus bilden keine abgeschlossene Liste, welche repräsentativ darstellt, wie Entscheidungen im Investigativjournalismus getroffen werden. Viel mehr verweisen all die programmatisch wirksamen Aspekte auf die gemeinsame Sinnstruktur des Investigativjournalismus, welche sich aus der zur Hinwendung zum eigenen Code Missstand/kein Missstand im großen System des Journalismus ergeben. Wenn etwa festgehalten wird, dass von der Vergabe von JournalistInnenpreisen an InvestigativjournalistInnen eine Steuerungsfunktion ausgeht, welche öffentlich aufzeigt, welche Art von Recherchen zu Missständen als besonders herausragend gelten, bedeutet dies nicht, dass sich nicht auch weitere Programme mit einem solchen Steuerungseffekt finden lassen. Ebenso ließen sich viele weitere Faktoren neben der Herkunft (Migrationsgeschichte oder akademisches Milieu) bestimmen, die verdeutlichen, dass die Identität der InvestigativjournalistInnen Einfluss auf ihren Beobachtungsmodus der Gesellschaft auf der Suche nach Missständen hat.

Die identifizierten Topoi wurden unter fünf Überschriften subsumiert. Es wurden Informationsquellen und Vermarktungskanäle als Einflussfaktoren auf die Arbeit der InvestigativjournalistInnen identifiziert und in einem Kapitel adressiert. Zudem wurden Aspekte der Persönlichkeit (Identitätsfaktoren und Erfolgskreis) in einem Kapitel zusammengefasst. Der Einfluss der Redaktion als Arbeitsstätte, das Verhältnis zu KollegInnen und dem Verlag wird daraufhin thematisiert. Aspekte, welche die Arbeit als InvestigativjournalistIn hemmen, werden im darauffolgenden Kapitel subsumiert. Das letzte Unterkapitel der Programme des Investigativjournalismus bespricht das Hadern mit den Relevanzkriterien des Journalismus und zeigt, wie InvestigativjournalistInnen z. B. Wege aus dem Journalismus heraus wählen, um Missstände zu adressieren oder teilweise an ihrer Behebung mitzuwirken.

5.1 Informationsquellen und Sichtbarkeit

Die Art und Weise, wie InvestigativjournalistInnen Informationen erhalten und ihre Sichtbarkeit für mögliche WhistleblowerInnen schaffen oder erhöhen, steht in Zentrum dieses Kapitels. Sichtbarkeit und Erreichbarkeit gehören zusammen, denn sie sind erforderlich, um von WhistleblowerInnen kontaktiert werden zu können, die sich mit Informationen zu einem Missstand an sie wenden möchten. Diese beiden Aspekte betreffen damit die Frage, auf welche Missstände die InvestigativjournalistInnen aufmerksam gemacht werden und durch wen dies geschieht.

Wenn Recherche der Kern journalistischer Arbeit ist, dann gilt dies im Besonderen für den Investigativjournalismus, dessen Namensbestandteil auf nachforschende und aufdeckende Methoden verweist. M betont, dass es große Unterschiede in der Art und Weise gibt, wie JournalistInnen, die zu ihrem Themenbereich, dem Rechtsextremismus, arbeiten, Informationen erhalten. M und ihre KollegInnen aus diversen journalistischen Kooperationen beschaffen Informationen, die aus Sicht der Rechten nicht öffentlich werden sollten, sie agieren verdeckt. M wählt investigative Methoden zur Informationsbeschaffung. Sie ist diejenige, die sich etwa einschleust, verdeckt beobachtet und die Informationen aus vielen verschiedenen Regionen zusammenträgt und gemeinsam in ihrem Kollektiv bespricht. In den Kollektiven wird dies zugleich mit wissenschaftlicher Expertise eingeordnet. Das umfangreiche Wissen macht M zu einer der wenigen ExpertInnen auf dem Gebiet. M ist diejenige, die ihre Beobachtungen zu Entwicklungen in die Öffentlichkeit bringt. Ihre Arbeit kann nur durch Personen ausgeführt werden, die ebenfalls dieses Netzwerk und damit ihren Informationszugang haben. Die einzelnen Veröffentlichungen von M beruhen teilweise auf jahrelanger Informationsbeschaffung:

*„[Z]ur Zeit recherchieren wir wieder sehr sehr intensiv nen neues Thema ehm, [...] aber für unsere Bücher, [...] haben wir, weiß ich nicht wie lange ich schon an dem Thema sitze, da recherchiere ich mindestens dann fünf Jahre vorher schon an dem Thema, **mindestens**. Ehm, das sind ja auch meistens Themen, zu denen es noch wenig Informationen gibt. Als wir [anderes Thema] thematisiert haben, und auch nen Buch geschrieben haben [Jahr], da da eh, war das überhaupt kein Thema, irgendwie nicht, da fand man gar nichts dazu, minimal, da muss man dann unheimlich viel Arbeit reinstecken.“ (M)*

Im Gegensatz dazu beziehen einige JournalistInnen für ihre Arbeit auch Informationen von Rechten selbst und führen dazu Interviews mit ihnen, die dann ausgestrahlt oder abgedruckt werden. Hier ist der Anteil der eigenen Recherche gering, der Hauptteil der Informationen basiert auf Aussagen der Interviewten selbst. Wenn Informationen dann ausschließlich von Personen kommen, die selbst im Zentrum der Recherche stehen, weil es Hinweise oder auch Beweise für ihr Fehlverhalten gibt, ist dies problematisch. Dahingegen stammen Erkenntnisse über die Demokratiefeindlichkeit und die Methoden der Verbreitung des rechten Gedankengutes aus den verdeckten Recherchen durch JournalistInnen wie M. Eine Arbeitsweise, bei der Informationen dann von den Rechten selbst übernommen werden, nennt M „Kuschelkurs“. Sie formuliert darin den Vorwurf, dass diese JournalistInnen und einzelne Medien einen kritiklosen Umgang mit den Rechten wählen, um quoten-/oder verkaufstarke Geschichten zu produzieren:

„[B]in jemand, ich bin nicht scharf darauf, auf Kuschelkurs mit Nazis zu gehen, ich bin nicht diejenige, die sich bei Herrn [Name eines bekannten Rechten] oder Herrn [Name eines bekannten Rechten] versucht einzuladen, abgesehen davon, dass die mich auch nicht reinlassen und ich komme auch nicht bei der [rechte Organisation] rein, das heißt, ich kann diese eh

*personalisierten persönlichen Betroffenheitsgeschichten so nicht liefern, mein Genre oder mein Bereich ist wirklich mehr das heimlich zu machen das wirklich, deshalb arbeite ich auch doppelt und dreifach so viel, weil sich, weil wir diese Informationen nicht von der Polizei, nicht vom Verfassungsschutz bekommen, schon gar nicht von Rechten, sondern sie immer heimlich erarbeiten müssen. Oft ohne Wissen der Rechten, und dann ist das natürlich **unheimlich** mühselig und dann **kann** ich eben nicht diese Geschichten liefern, die heute so begehrt sind. Also wissen sie, wie ich das meine [...] Ich kann nicht mit [Name eines bekannten Rechten] durch den Wald schlendern, [und ihn fragen, TP] [...] wie war denn ihre Kindheit?“ (M)*

Die Journalistin wird konkret durch Rechte bedroht und wurde schon körperlich angegriffen. Es ist kaum denkbar, dass sie mit dem Personenkreis, vor dem sie warnt und den sie immer wieder für ihre demokratiefeindliche Haltung und Taten kritisiert, persönlich Interviews führt. M distanziert sich auch von Polizei und Verfassungsschutz als Informationsquellen:

„Ich bin nicht diejenige, die gute Behördenkontakte hat, im Gegenteil, aber ehm, ich hab nen gutes Netzwerk also wir haben gute zivilgesellschaftliche Netzwerke, engagierte Leute in ganz Deutschland und auch gute Kontakte auch zu Lokaljournalisten, Journalisten insgesamt deutschlandweit. Bin glaube ich ganz gut vernetzt und dann ist es immer son Anspruch von mir, dass es so, das ganz besondere auch für mich an Journalismus ist immer, dass ich auch vor Ort sein möchte.“ (M)

Sie berichtet im Interview, dass sie und ihre KollegInnen im Kollektiv diejenigen seien, welche die wichtigen Informationen über ihre heimliche Arbeit erlangen. Die staatlichen Stellen sind oftmals schlechter informiert und erhalten diese Informationen erst durch ihre Veröffentlichungen. M nutzt zivilgesellschaftliche Organisationen und ihre Kontakte zur lokalen Presse, um sich mit ihnen auszutauschen. Es sind auch diese Organisationen und Einzelpersonen, die sich mit Fragen darüber, was in ihrem Umfeld geschieht, an sie wenden.

M „Sind wir viel unterwegs, also das heißt ich fahre mit ein zwei Kollegen zu Demonstrationen, wir versuchen Lager zu finden, rechte rechtsextreme versteckte Lager“

P „suchen richtig?“

M „ja, richtig suchen, also wir fahren, wir haben Tipps, wir wir haben Hinweise, da sind Leute in Uniform, die haben Kinder dabei, das sind keine Pfadfinder, die sehen rechts aus [...] so schwarz weiß rote Fahnen oder was weiß ich, oder Embleme, und dann fahren wir los, egal wohin und ehm, das das ist häufig so, oder wenn wir, von eh, von (2 Sekunden Pause) [...] die machen vieles im Verborgenen, ehm, oder Esoteriker, Reichsbürger oder Razzien stehen an der Polizei, dann versucht man da zu sein, zu gucken.“

M beobachtet das Milieu sehr genau und sieht Entwicklungen, welche die zuständigen Stellen erst durch ihre Arbeiten erfahren. Ihre Beobachtungen setzen sich zusammen aus verdeckten Recherchen „vor Ort“ (etwa öffentlichen Veranstaltungen wie Demonstrationen oder geheimen Veranstaltungen), durch Informationen, die sie durch AnwohnerInnen von Rechten Einrichtungen erhält oder durch den engen Austausch mit anderen BeobachterInnen der Szene (journalistisch, zivilgesellschaftlich, aus der Wissenschaft). Diese Vorgehensweise ist kostenintensiv, zumal nicht hinter jeder Recherche eine Veröffentlichungsanlass steht.

„Es ist natürlich auch ein Kostenfaktor, das ist natürlich auch eine Frage, die man rein ohne Redaktion im Hintergrund, das heißt, was kann man sich erlauben, aber ich verfolge das Ganze, also versuche aber trotzdem da zu sein, wo Nazi-Veranstaltungen stattfinden. Also und wenn es gerade unser Themenspektrum ist, dann vor allem Dingen, dann ist es natürlich noch wichtiger.“ (M)

Der Zutritt kann sich für Festangestellte mit einem Redaktionsausweis eines angesehenen Mediums leichter gestalten als für Freie. M ist zudem aus Sicherheitsgründen nicht über digitale Kanäle erreichbar, auch ihre Adresse ist unbekannt. Redaktionen bekommen viele Informationen zugespielt. Aus Sicherheitsgründen nicht erreichbar zu sein bedeutet auch, für Informationsquellen, Whistleblower oder Betroffene schwerer kontaktierbar zu sein.

Bekanntheit führt für JournalistInnen dazu, dass sie von Betroffenen oder Zeuginnen auf Missstände hingewiesen werden und wichtige Hinweise oder Beweise von ihnen erhalten. Journalist P, angestellt als Leiter einer renommierten Rechercheredaktion, ist bekannt für gelungene Recherchen zu großen Missständen. Gelingen bedeutet in diesem Zusammenhang, dass Whistleblower nach seiner Kenntnis nicht bekannt geworden sind, er also seine Quellen erfolgreich schützen konnte. Dies sei die beste „Werbung“ für andere, die ihnen bekannten Missstände zu melden.

„Naja, ich glaube natürlich, oder ich – die Erfahrung hat mir gezeigt, dass ehm, ehm, wenn man sich mal einen Namen gemacht hat, dass jemand irgendeine Whistleblowergeschichte nicht total versemelt hat sondern ehm, dass es halt gut lief ehm, und dafür es danach Fernsehen [wo die JournalistInnen in Talkshows von ihren Recherchen berichten, TP] tatsächlich gut, weil das eine höhere Verbreitung hat [...] [ein bekannter Journalist] hat immer gesagt, jeder Fernsehauftritt bringt fünf neue Geschichten [...] Wir hatten in den letzten Jahren keinen Fall der mir bewusst wäre und ich glaube der wäre mir bewusst bei dem ein Whistleblower aufgefliegen wäre durch ein Fehler den wir gemacht haben oder hätten. Ehm, das Gegenteil, wir stellen uns schützend vor unsere Informanten und eh, ich glaube beides miteinander trägt dazu bei, dass Leute sagen, sie wollen, dass wir das recherchieren.“ (P)

Bestätigen kann dies auch der Lokaljournalist B. Seine vergangenen Recherchen und die Art und Weise, wie er Skandale aufgedeckt und über lange Zeit in seiner Zeitung journalistisch begleitet hat, ist seine

„Visitenkarte“. Menschen kommen persönlich auf ihn zu, wenn sie ihn etwa in der Öffentlichkeit oder bei Veranstaltungen erkennen. Oder sie melden sich auf anderem Wege bei ihm:

„[W]enn ich da, wenn ich da so zurückblicke auf die Jahre, ist es eh, klar so, dass das Lokalredaktionen, na, weil man halt mit Leuten spricht, und da kriegt man mal was gesteckt oder so, aber es ist aber dann auch so, wenn man mal son, diesen gewissen Ruf gewisse, eh, Leute wissen, dass man so arbeitet, ne, dann wird man gezielt auch angesprochen, ne, drauf, also sie sind doch derjenige, der damals, ne? Und da hab ich einen, der ist noch viel schlimmer, ne ist zwar dann bei weitem net so schlimm, aber (Lachen) sie sind doch dieser investigative Journalist und jetzt erzähle ich ihnen mal was, ne. Und so. Dann kommt schon viel einfach von außen, ne.“ (B)

Die Journalistin F hat undercover Beweise über Missstände gesammelt. Sie hat sich in Einrichtungen beworben und dort Missstände etwa mit einer Kamerabrille dokumentiert. Ihre Recherchen haben zwar Wellen geschlagen, doch berichtet sie, dass speziell der Sender und die Redaktion ihrer Sendung mit Hinweisen über ähnliche oder andere Missstände kontaktiert wurden. Eine mögliche Erklärung dafür ist, dass die Journalistin bei vielen ihrer Arbeiten weniger selbst im Zentrum stand, sondern das TV-Format für die ZuschauerInnen prägender war.

Die InterviewpartnerInnen betonen immer wieder, wie groß ihre Verantwortung für diejenigen ist, die ihnen Informationen zukommen lassen. Der Schutz der InformantInnen sowie der von Betroffenen der Missstände hat für sie Priorität. Zum Schutz lassen sie auch Teile einer Geschichte unerzählt oder geben nur Informationen wider, bei denen sie sicher sind, dass sie nicht zu einer Enttarnung führen können.

Die JournalistInnen müssen oftmals die Erwartungen derjenigen drosseln, die sich an sie wenden:

*„[W]ir haben wahnsinnig viel Verantwortung also ehm, genau. Ich finde es auch schlimm, wenn Menschen enttäuscht sind, die sich darauf verlassen haben, dass ich irgendwas bewirken könnte, oder die ehm, die haben immer so **hohe** Erwartungen und dann, ich versuch dann schon immer zu bremsen und sage, ich weiß nicht wie die Reda- eh Reaktion sind, ich weiß nicht ob ich da was erreiche für für sie.“ (M)*

Die erfahrene Journalistin M weiß zudem, dass nicht jede Veröffentlichung die problematische Lage im Sinne der Betroffenen verbessert. Aus diesem Grund verlässt sie ihre Rolle als Journalistin und betreibt in manchen Situationen Aufklärungsarbeit bei Betroffenen oder vernetzt sie mit Organisationen, die ihnen helfen können:

„Also ich finde es darf auch nicht an erster Stelle stehen, zu überlegen, wie kann ich da jetzt ne große Geschichte von machen, wenn es, wenn ne Geschichte nur Schaden anrichtet und wenn man ganz genau weiß, dass man Ängste- Angst damit verstärkt, dann sollte man es lassen. Da macht es keinen Sinn [...] und die Menschen drumherum tierische Angst haben dann versucht

man erst mal aufzuklären, wer sind das, die da sind, die Leute, [...] eh, oder man versucht die Leute so aufzuklären, dass die sich engagieren, dass die vielleicht gar keinen Spaß mehr haben da zu bleiben.“ (M)

InvestigativjournalistIn „je nach Auftragslage“

Die Arbeiten von hochrangigen InvestigativjournalistInnen in Recherchedaktionen großer Medien wird sich vorrangig auf genau den Kern des Investigativjournalismus beziehen. Diese JournalistInnen befassen sich mit der Aufdeckung von Missständen und der Produktion ihrer journalistischen Texte darüber. Wenngleich auch diese JournalistInnen von anderen Redaktionen angefragt werden, sich einzubringen, etwa beim Verfassen von Kommentaren oder anderen Arbeiten für das Blatt oder den Sender. Dies ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass die Arbeiten dieser JournalistInnen oftmals aufsehenerregend sind und sie daher mit ihren Namen für die Qualität des Blattes/des Senders stehen und das Bild nach außen für das gesamte Medium prägen und prägen sollen.

Dass jedoch andere JournalistInnen, die in kleineren Medienhäusern arbeiten, nicht ausschließlich ihrer Arbeit als investigative Ermittler nachgehen, wird deutlich. Der Journalist D bezeichnet sich daher als Investigativjournalist „je nach Auftragslage“. Er sagt: „also heute kann ich der normale Journalist sein und eh, mit Jugendlichen was cooles [in der Nachwuchsredaktion] starten, aber wenn es die Auftragslage (Lachen) so erfordert, dann bin ich auch gerne der Investigativjournalist, wieder.“

Der Lokaljournalist B ist Redakteur bei einer Tageszeitung und wird in die regulären Dienste innerhalb der Redaktion eingeteilt. Er hat bereits mehrfach in seiner Karriere das Ressort gewechselt und ist neben seiner Arbeit dort auch immer wieder über mehrere Monate ungeklärten Storys nachgegangen, welche dann oftmals zu einer aufsehenerregenden Veröffentlichung wurden. Durch seine Bekanntheit und seinen Ruf als Investigativjournalist wurde ihm innerhalb der Redaktion Vertrauen entgegengebracht, wenngleich seine täglichen Aufgaben weiterhin anstanden und er in seiner Freizeit weiter recherchiert hat.

Auch die freie Journalistin F, die sich selbstständig gemacht hat, arbeitet seit einigen Jahren vermehrt im Dokumentarfilmbereich und befasst in vielen Filmen nicht mit Missständen. Sie recherchiert und produziert ab und zu investigative Beiträge für z. B. öffentlich-rechtliche Fernsehsender. Die Fachjournalistin M definiert den Aufgabenbereich als Journalistin recht offen, sie hält Vorträge und ist ansprechbar für Akteure der Zivilgesellschaft, die ihre Fachkenntnis benötigen. Politische Bildungsarbeit ist für sie ein wichtiger Anteil der Arbeit, auch wenn sie nicht im Kern der investigativjournalistischen Techniken bedarf, sondern viel mehr die Konsequenz ihrer Fachkenntnis ist. Dies gilt aber auch für den Journalist P, welcher der Öffentlichkeit bekannt ist, wohl auch nicht zuletzt, weil er das Gesicht vieler seiner Recherchen auch für die Öffentlichkeit und über sein Medium hinaus geworden ist. Bekannte Personen wie er werden auch oft in Talkshows oder auf Veranstaltungen von journalistischen Organisationen eingeladen. Die JournalistInnen werden zu ExpertInnen, auch wenn

es um die Beseitigung von Missständen geht, da sie sich sehr detailliert mit der Entstehung ebendieser Missstände befasst sind und sie den Anspruch deutlich machen, konstruktiv an der Verbesserung der Zustände mitzuwirken.

(Selbst-)Vermarktung und neue Formate

JournalistInnen nutzen Social Media nicht nur für die Recherche, etwa von Betroffenen eines Skandals oder zur Themensuche, sondern schaffen auch eine Vernetzung mit dem Publikum:

„[W]ir arbeiten auch mit neuen Medien ganz intensiv. Weil wir da an ganz andere Leute heran kommen mit unserem Material mit unseren Kenntnissen mit unsern eh Ansatz eben, und trotzdem verstehe ich es noch als Teil des Journalismus, weil wir da ja eben auch Dokumentationen online stellen und so weiter, aber eben (2 Sekunden Pause) sehr flexibel, also da arbeiten wir auch gerade sehr, also da versuchen wir jetzt auch grad wieder neue Projekte aufzubauen.“ (M)

Die freie Journalistin arbeitet mit „neuen Medien ganz intensiv“, um ihre Recherchen an ein „anderes“ Publikum heranzutragen. Der Vorteil von digitalen Angeboten liegt für sie auch darin, kreative Ansätze wählen zu können, um die Recherchen darzustellen. Interaktive Formate ermöglichen es, die Botschaften in einem Erlebniszusammenhang zu vermitteln.

Das neue und erfolgreiche Formate nicht zwangsläufig online Formate auf den bekannten Social Media Plattformen sein müssen, verdeutlicht der Erfolg eines Projekts von D. Er bemängelt, dass sich die Jugend insbesondere in seiner strukturschwachen Heimatregion nicht für die großen Probleme der Welt interessiert. D stößt die Gründung eines Radiosenders an. Die Jugendlichen gestalten selbst das Programm.

„Das [Radioprogramm ist, TP] Produkt meiner eigenen Biografie eh, zusammen mit den Ideen des erfahrenen Journalisten, meines Chefs, das ist sozusagen so das was wir an Erfahrung gemeinsam gebündelt haben, daraus ist jetzt [Name Radiosender] eigentlich entstanden“ (D)

Die freie Journalistin F ist unzufrieden damit, dass viele Themen abgelehnt werden, da sie als Missstände bereits allgemein bekannt seien. Obdachlosigkeit, Missstände im Altenheim oder auch die Probleme und Diskriminierungen von Geflüchteten. Daher hat sich F neben der Arbeit als Investigativjournalistin für klassische TV-Formate auch dem Dokumentarfilm gewidmet, um:

„also nicht nur drauf rumzuhacken wie schlimm alles auf der Welt ist, sondern dem Menschen auch das Gefühl zu geben, diese und jene Möglichkeit hilft uns (2 Sekunden Pause) was besser zu machen, also das beste Wort für mich ist daran Inspiration, (2 Sekunden Pause) anstatt von Panikmache und ich glaube in heutigen Zeiten, wo sich die Menschen so schnell Panik machen lassen, so viel Angst gesteuert ist allein in der Politik, ist es total wichtig, dass es noch eh

*Geschichten, Filme, Themen gibt wo man das Gefühl hat, da besteht noch Hoffnung für unsere Welt, weil wir ja schon als Medien **extrem** die Meinung und auch die Gefühlslage steuern der Menschen, [...] und die meisten Menschen lesen nur Schlagzeilen, das muss man sich einfach bewusst machen, die lesen auch einfach die Bild-Schlagzeile beim Bäcker [...] Ich bin deswegen son bisschen weggekommen vom Fernsehen und hab son bisschen mein eigenes Ding des investigativen Arbeitens draus gemacht, indem ich das in Dokumentarfilme packe, wo auch meine eigene Art, und auch künstlerisch komplett frei bin weil so ein Dokumentarfilm ja keine Regeln hat.“ (F)*

Es zeigt sich, dass die Entgrenzung öffentlicher Publikationsangebote durch das Internet zwei Seiten hat: Einerseits kommt es zur Entmachtung des Journalismus als Gatekeeper von Nachrichten und Neuigkeiten. Auf der anderen haben auch Verlage und JournalistInnen selbst neue Kanäle zur Verfügung, um ihr Angebot zu erweitern, neue Zielgruppen zu erreichen oder im Falle der JournalistInnen, abseits der Redaktion eigenmächtig oder den Zwang redaktioneller Entscheidungsmechanismen zu veröffentlichen.

Alte Medien wie TV oder Radio sind allerdings für die jungen InvestigativjournalistInnen nicht passé, insbesondere da es heutzutage einfach ist, selbst aufzuzeichnen und zu schneiden.

Die Journalistin F ist Mitte zwanzig und hat Journalismus studiert. Sie berichtet, dass viele andere AbsolventInnen ihres Journalismus-Studiengangs nicht im Journalismus arbeiten, sondern etwa als PressesprecherInnen oder in der Public Relations tätig sind. Sie sieht die Ursache darin, dass die Tätigkeit im Journalismus einen speziellen Typus Mensch anspreche und bedürfe:

„[W]eil ja, der Journalismus auch schon sowas ist, wo du sehr sehr aktiv sein musst, selbst von dir aus raus gehen musst, ehm, und nicht drauf wartest irgendwie entdeckt zu werden oder nen Job zu bekommen. Und das Beste ist auch immer Themen zu haben, für die man steht direkt sonne Nische zu haben, die einen interessieren sich dann für Fußball und gehen dann in die Richtung, die anderen wollen knallharte Nachrichten machen, so und ich hatte immer diese Missstände, diese Themen, wie gehts Obdachlosen, wie siehts in Altenheimen aus, warum werden Flüchtlinge so behandelt in Deutschland ehm, womit ich mich halt immer so abgehoben hab.“ (F)

F beschreibt es als wichtig, nicht nur die eigenen Themen, sondern auch sich als Person in Verbindung mit ebendiesen Themen zu vermarkten. Darauf zu warten, „irgendwie entdeckt zu werden“, sei keine Einstellung, die mit dem Journalismus kompatibel sei. Eigene Social Media Accounts werden zur Vernetzung und zur Darstellung der Arbeiten genutzt.

Die Fachjournalistin M beschreibt ihr Unbehagen mit dieser Form des Selbstmarketings, wenngleich sie angibt, dass es förderlich im Beruf sei. Als Journalistin einer anderen Generation kann sie davon berichten, dass auch Selbstmarketing abseits von Social Media hilfreich ist, insbesondere bei der Arbeit in männerdominierten Bereichen. Dazu gehört die Vernetzung in journalistischen

Interessensvertretungen, aber auch ein dominantes Auftreten in vorwiegend männlichen Redaktionen, um wahrgenommen zu werden. M hat sich durch jahrzehntelange Recherchearbeit und Zuarbeit für Dokumentarfilme einen guten Ruf erarbeitet, stand aber selbst kaum und nur ungern als Person im Mittelpunkt.

5.2 Identitätsfaktoren und Erfolgskreis

Identitätsfaktoren beeinflussen die Wahrscheinlichkeit, als InvestigativjournalistIn tätig zu sein, denn der – wenn auch nicht staatlich regulierte – Zugang zu diesem Beruf wird durch Kriterien beeinflusst, welche mit den sozioökonomischen Hintergründen der BewerberInnen zusammenhängen werden (siehe Kapitel 2.3). Die Identität der JournalistInnen wirkt sich auf ihre Rolle als InvestigativjournalistIn aus, denn sie beeinflusst, welche sozialen Probleme als journalistisch relevant und damit als Missstände publiziert werden (siehe Kapitel 1.4). Geschlecht und Herkunft sind Querschnittsthemen. Sie werden in verschiedenen Programmdimensionen adressiert. Mit Herkunft ist einerseits die mögliche familiäre Migrationsgeschichte wie auch die eigene bzw. die Zugehörigkeit der Elterngeneration zu entweder akademischem oder nicht-akademischem Milieu gemeint. Dieses Kapitel hat zum Ziel, dem Aspekt der Identitätsfaktoren, welche eine Karriere im Investigativjournalismus begünstigen oder erschweren können und die persönliche Nähe zum Erleben von Missständen wahrscheinlicher oder unwahrscheinlicher werden lassen, einen Ort zu geben, wiewohl dies an der ein oder anderen Stelle zu Redundanzen führt. Die Adressierung in diesem Programmkapitel verweist auf die Bedeutung ebendieser Kategorien für die Praxis des investigativjournalistischen Arbeitens.

Ein weiterer Aspekt dieses Kapitels umfasst die Zugehörigkeit zum Kreis von gefeierten und ausgezeichneten InvestigativjournalistInnen. Bei einer sehr dominant weißen männlichen und bildungsbürgerlichen Kultur, die sich etwa in der Besetzung, Beförderung und Bezahlung bei Stellen ausdrückt, kann es dazu kommen, dass sich diese Kreise nicht weiter oder nur schwerlich diversifizieren (Neue deutsche Medienmacher*innen, 2020). Durch die Verleihung von Preisen und die Würdigung bestimmter investigativjournalistischer Leistungen wird eine Hierarchisierung vorgenommen, indem bestimmte Missstände als besonders wichtig und von besonderem und größerem öffentlichen Interesse dargestellt werden als andere, nicht ausgezeichnete. Preisvergaben haben damit eine Steuerungsfunktion, welche sich nicht zuletzt auf die Wahrnehmung darüber auswirkt, was als Investigativjournalismus und damit Veröffentlichung eines Missstands par excellence zählt. Vor dem Hintergrund der Diskussion um die mangelhafte Durchlässigkeit je nach sozialer Herkunft sind beide Aspekte dieses Kapitels eng miteinander verknüpft.

Identitätsfaktoren im Investigativjournalismus

M hält fest, dass es zu Beginn ihrer Karriere viele Situationen gab, in denen sie unter Sexismus in Redaktionen gelitten hat:

*„also es gab früher böse böse Sprüche, aber das wissen viele andere Kollegen viel besser, dass man, wenn man im Hamburg in bestimmten Redaktionen Karriere machen will, dann muss man sich hochschlafen, ich weiß nicht ob sie das noch kennen, ob das noch bekannt ist, aber damit bin ich groß geworden mit solchen Sprüchen. Also das man die immer wieder zu hören bekommt hat, ne, das man schön nett sein müsste, und dann eh, in der Redaktion sich schick was anziehen musste am besten nen Rock, das war fürchterlich, das waren fürchterliche Sprüche (Lachen).“
(M)*

M gibt an, dass Machtpositionen in Redaktionen, mit denen sie zusammengearbeitet hat, zu Beginn ihrer Karriere in den 1990ern ausschließlich von Männern besetzt waren. Frauen waren im Journalismus und insbesondere dort, wo M arbeitete, kaum zu finden. M wurde oftmals abgesprochen, bei sogenannten „harten Themen“ liefern zu können. In den männlich dominierten Redaktionen ging man davon aus, dass dieser Annahme folgend, ihre Arbeit auch nicht denselben Lohn wert sei wie die ihrer Kollegen, sie wurde schlechter bezahlt als die Kollegen.

M hat sich nicht zuletzt durch diese dem Wohlbefinden und der Gesundheit schädlichen Atmosphäre für die Arbeit als freie Journalistin entschieden. Durch diese Entscheidung sind Probleme nicht verschwunden, sie konnte sich ihre KooperationspartnerInnen allerdings selbst aussuchen und die Abhängigkeit zu besonders negativ aufgefallenen Redaktionen beenden.

*„[A]lso man man befreit sich von diesen Zwängen und eh, eh emanzipiert sich und dann soll man sich in den Redaktionen um irgendwie wahrgenommen zu werden wieder eh eh geschlechtsspezifisch wieder in ne Rolle pressen lassen, ich lass mir doch keinen Rock aufzwingen (Lachen) ich zieh den (Lachen) an.[...], ehm in den 90ern war es eben noch schwer.“
(M)*

Das Problem mit dem Ego

Der Journalist P attestiert vielen Männern im Journalismus auch heute „ein gewisses Ego“:

„Ach, da, da irgendwie jeder Journalist den ich kenn, ehm, vor allem jeder männliche Journalist den ich kenn hat nen hat nen gewisses Ego, was auch daher kommt, das mit befördert wird, dass man ja seinem Beruf öffentlich nachgeht, Name da draußen ist und man denkt, dass man was wichtiges macht und denkt, dass man das besonders gut macht und das ist, und das verstärkt sich noch bei Menschen, die dann Erfolg haben. Und dadurch bestätigt (2 Sekunden Pause) bekommen, dass sie gut sind, und wichtig sind.“

Dieses „Ego“ und Sendungsbewusstsein wird eben noch dadurch befördert, dass die Journalisten sich durch das Veröffentlichenden ihrer Recherchen auch ein Stück weit selbst vermarkten. Hinzu kommt speziell im Investigativjournalismus, dass jeweiligen JournalistInnen als Instanzen der Kritik und Kontrolle auch persönliche Bedeutung generieren können. Sie stehen nach wichtigen

Veröffentlichungen auch selbst im Zentrum des medialen Interesses, um etwa die Skandale einzuordnen oder von ihren Recherchen zu berichten.

Dass JournalistInnen wichtiger Recherchen dann prestigeträchtige Preise verliehen bekommen, lässt die Erfolge bei einigen „zu Kopf steigen“: „Schön, wenn man Preise gewinnt, ist das toll, wer sich danach danach aber als einer der bedeutendsten Journalisten Deutschlands fühlt, bei dem ist irgendwas fehlgelaufen im Kopf“ (P).

Zu Problematisieren ist auch aus Sicht des Journalisten P, dass der Kreis derjenigen Menschen, die immer die bedeutendsten Preise gewinnen, klein ist:

„Also es gibt, also es gibt bei Journalisten viele Preise, ehm, (2 Sekunden Pause) und ehm, >lautes ausatmen< sehr viele davon wiederum werden an einen sehr ähnlichen Zirkel von Redaktionen und Leuten vergeben und wenn man einmal in diesem Preis-ehm Kreis drin ist, ist man auch irgendwie bekannt als Edelfeder und dann eh, und gerät dann so auch wieder leichter in diesen Zirkel der nächsten Auswahl, weil ja auch jeder, der nen Preis kriegt sich mit den Menschen nominiert sind schmücken will, es will ja niemand eh, jetzt irgendwie eh vom [Name einer Lokalzeitung] nominieren als die drei schnülsten [?] des Jahres weil weil dann alle denken, eh, [Name der Lokalzeitung], also das färbt nicht auf die Preisvergabe ab, Spiegel, Zeit, SZ färbt schon auf die Preisvergabe ab.“ (P)

Diese Kreise von gefeierten und ausgezeichneten JournalistInnen verweisen auch auf ein Problem der Durchlässigkeit zum Nachteil für all diejenigen, die (noch) nicht für ihre Recherchen ausgezeichnet wurden. Wenn sich die Besetzung, Beförderung und Bezahlung an den Faktoren Geschlecht und Herkunft hängt, kann es dazu kommen, dass sich diese Zirkel nicht weiter oder nur schwerlich diversifizieren. Gesellschaftliche Realität ist es allerdings, dass ebendiese Diversifizierung gefordert ist (Neue deutsche Medienmacher*innen, 2020).

Soziale Herkunft

D hat die Hauptschule besucht und sich sozialpolitisch in seiner Stadt eingebracht, bevor er Journalist wurde. Durch sein Engagement hat er Kontakt zu den lokalen Medien aufgebaut. Sie berichteten gern über seine Aktivitäten:

„Ich hab dann relativ schnell verstanden, wie die Medien oder grad die lokalen Medien funktionieren, das war dann, so wie son, wir haben uns da ergänzt. Die haben glaube ich damals in [Heimatstadt] Themen gesucht und ich konnte nen bisschen Themen liefern ehm, wollte aber halt nie auf der anderen Seite stehen, im Gegenteil, ich hab mich immer gefragt, so wow, jetzt erzähle ich denen das Ganze, die müssen das alles noch aufschreiben und zu einer Geschichte machen. War aber dann umso glücklicher über die Produkte, die da entstanden sind, über die

Werbung quasi, aber mehr wollte ich eigentlich im Fokus stehen (Lachen) statt ehm den Fokus herzustellen.“ (D)

Nach seinem Hauptschulabschluss findet D keinen Ausbildungsplatz. Er sagt, er sei „nicht vermittelbar“ gewesen und habe deshalb keinen Ausbildungsplatz oder Anstellung finden können – „dann war plötzlich das ganze soziale Engagement, was ich hatte **nichts** mehr wert.“ Er fährt sein sozialpolitisches Engagement zurück und beginnt einen Job. Dort leistet er harte körperliche Arbeit.

„[I]ch hab bei der Tankstelle das Arbeiten gelernt, das hart arbeiten, [...] das sah dann aber bei mir so aus, dass ich irgendwie morgens LKWs gewaschen hab, vormittags schon eh schon die Tankstelle und die Zapfsäulen sauber gemacht hab, mit Glycerin und den ganzen Diesel weggeschrubbt hab, [...] und nachdem ich den Müll gemacht hatte und die ganze Drecksarbeit ohne mich irgendwie waschen zu können, stand ich dann hinter der Theke, ehm, an der Tankstelle und hab dann noch irgendwie Bockwürste noch verkauft und da wusste ich so langsam, das ist vielleicht doch nichts für immer, weil ich hätte selbst von mir da nichts gegessen was ich angepackt hab (Lachen).“ (D)

D wurde über Social Media von einem Redakteur einer Investigativredaktion angeschrieben und zu einem Gespräch eingeladen. Der Redakteur hatte über Social Media verfolgt, was HG gemacht hat:

*„[Er] kannte mich durch das soziale Engagement was ich in [Heimatstadt] [...] [Name Redakteur] hat mich dann nach [Stadt] ins Büro von [Medium] eingeladen und kam dann relativ schnell zur Sache, ich war schon nen bisschen abgefickt, ehrlich gesagt, ich wusste ok, der möchte vielleicht was von mir, der schlägt irgendwas vor, aber sobald ich ihm sage, dass ich sonne brüchige Biografie habe und ehm, ehrlich gesagt auch keinen Führerschein zu dem Zeitpunkt hatte, würd der sagen, ok, den Typen, mit dem Typen kann man nichts anfangen, fertig. Ehm, bin dann dahin gegangen, war dann total ehrlich, [...] das was aber als Reaktion von [Name Redakteur] kam war halt, nicht-schlimm-mäßig, eh, was mich da so beruhigt, aber auch ehm, ja, irritiert will ich nicht sagen, aber **verwundert** hatte, weil zu dem Zeitpunkt mich jeder sofort nach dem ich genau diese zwei Sachen gesagt hab, ehm, als dumm abgeschrieben hat mehr oder weniger und mit mir nichts mehr machen wollte und er hat mir dann klipp und klar geschildert, dass [...] [er für ein Projekt] fähige Leute sucht, ehm, die beide Seiten kennen, [...] und den Rest, den bilden wir quasi aus. Und der hat quasi gesagt, das habe ich zum ersten Mal in meinem Leben gehört, ehm, ich möchte, dass du bei uns ne Ausbildung ehm, zum Journalisten machst.“ (D)*

D hat einen ungewöhnlichen Weg in den Journalismus hinter sich. Immer wieder wird ihm deutlich, dass sein Werdegang unüblich ist. D war anfangs noch skeptisch, ob er im Journalismus richtig aufgehoben ist. Als Arbeiterkind, Nicht-Akademiker und aus einer Familie mit Migrationshintergrund

muss er seine Entscheidung und seinen Werdegang häufig erklären. Dabei war es wichtig, dass er in seinem Volontariat etwas mehr Geld verdient als in seinem alten Job. Hilfreich war es dann, dass er an der Aufklärung eines Skandals in seiner Heimatstadt mitgewirkt hat. Dies hat für Anerkennung und Verständnis für seine Arbeit gesorgt und zur Unterstützung seiner Familie für seine Entscheidung geführt. Seine Kenntnisse über das lokale Umfeld und seine Kontakte innerhalb der Stadt waren für die Redaktion, die ihn anstellte und für seine Arbeit von großer Bedeutung.

Die Aufklärung eines großen Skandals hat D auch das notwendige Selbstvertrauen gegeben, im Journalismus und im Investigativjournalismus richtig aufgehoben zu sein.

*„[I]ch glaube nach sechs Monaten oder nach drei vier Monaten hat sich halt [die Redaktion] dem Fall gewidmet, also etwa zu der Zeit, wo ich auch dort angefangen habe und das hat mein ganzes Bild vom Journalismus (2 Sekunden Pause) komplett geändert will ich nicht sagen, aber verfestigt, ich hab gemerkt, was man alles in diesem Job **machen** kann, **erreichen** kann und auch **Gutes** tun kann für die Gesellschaft, also ich war da so, ok, vielleicht muss ich nen bisschen Schreiben lernen oder sowas und fertig, und dann gucke ich mal, ob es klappt oder nicht, aber als ich dann gesehen habe, dass wir nen Fall aufdecken, wo die Tragweite in ganz Deutschland nicht bekannt war, [...] dass Tausende Menschen betroffen waren, dass **kein** dass **keiner** dazu eh, die Fehler im System aufgezeigt hat, dass auch die Staatsanwaltschaft da meiner Meinung nach Fehler gemacht hat, dass wir genau das mit investigativen Methoden eh **belegen** konnten, hat mir halt schnell gezeigt, ok, das und das bringt mir der Journalismus und ich brauche dafür vielleicht, also wenn ich das als Text schreibe oder als Texte geschrieben habe, dachte ich mir halt, vielleicht wäre Studium besser gewesen, wegen Textsorten und blablabla, aber für für die **Kernaufgabe** des investigativen Journalismuses **brauche** ich halt kein Studium und so habe ich halt auch das Selbstbewusstsein gewonnen was ich da nicht hatte.“ (D)*

Ohne das Vertrauen des Redakteurs, der D ins Team geholt hat, wäre er sehr wahrscheinlich nicht hauptberuflich Journalist geworden. D hat einen moralischen Kompass, er engagierte sich als Teenager für andere Jugendliche und fertigte einen Dokumentarfilm an. Dies hat er gemacht, ohne die berufliche Perspektive als Journalist zu arbeiten. Dass D bereits praktische Erfahrung vorweisen konnte, war ihm nicht bewusst. Seine Recherchen und sein Dokumentarfilm waren im Grunde erste Arbeitsproben für den späteren Einstieg in den Journalismus.

Der Zugang zum Journalismus ist zwar nicht reglementiert, es gibt keine verbindlichen und normierten Zulassungsvoraussetzungen oder Ausbildungswege bzw. rechtliche Regelungen der Ausbildung. Es handelt sich daher auch nicht um eine geschützte Berufsbezeichnung, dennoch gibt es Zugangsbeschränkungen, ob diese nun formeller Art und Weise (abgeschlossenes Volontariat, Hochschulabschluss, Abitur) oder informeller Art (Klassenzugehörigkeit, Vernetzung und Kontakte) sind. Dass D einen Fürsprecher hatte, der ihm diese Arbeit zutraute und ihn auch selbst einstellen konnte, war eine große Chance, die er nutzte.

Der Journalist D hat seinen Hauptschulabschluss mehrfach wiederholt. Dass seine Karriere im Journalismus unter diesen Umständen sehr unwahrscheinlich war, ist ihm bekannt. Immer wieder wurde ihm deutlich, dass gerade die UniversitätsabsolventInnen und SchülerInnen an JournalistInnenschulen mit speziellem Wissen aufwarten konnten und er sich dies mühsam erarbeiten musste:

*„[D]u musst dir das so vorstellen, auch die ganzen Praktikanten die zu uns gekommen sind ehm, die waren dann so, die meinten, ich war in der DJS, ich war in der Nannen-Schule, haben alle krassen Schulen genannt und ich **kannte** die Schulen halt alle gar nicht, ich wusste aber, ich muss eh oder vermutlich **doppelt** so viel arbeiten wie die, um auf nen ähnlichen Kenntnisstand zu kommen und das hatte zur Folge halt nen paar Nachtschichten, die ich jetzt rückblickend natürlich **gerne** gemacht habe.“ (D)*

Für die Arbeit als Investigativjournalist war das Studium und die Ausbildung an einer renommierten Schule für journalistischen Nachwuchs laut D nicht notwendig. Ihm fehlte Praxiswissen zur Recherche, das Selbstbewusstsein und damit die Gewissheit, im Journalismus richtig aufgehoben zu sein. Dies konnte er nach der Veröffentlichung eines großen Skandals, bei dessen Aufklärung er mitgewirkt hat, gewinnen.

Dass D aus dem Arbeitermilieu kommt und Diskriminierungserfahrungen machen musste, ermöglicht ihm einen im Journalismus nicht oft vertretenen Blickwinkel:

„[D]a [bei Recherchen, etwa undercover, und eigenen Veröffentlichungen, TP] konnte ich halt dann die Brücke schlagen zu zwei Welten und da war tatsächlich mein Migrationshintergrund ein Vorteil. Was lange im Leben der Nachteil von mir war, weil ich irgendwie in ne Disco nicht reingekommen bin, schnell abgestempelt worden bin, wurde auf ein mal zum Vorteil für mich, den ich dann auch bewusst ausspielen konnte und wodurch dann halt mehr oder weniger alle profitieren konnten ehm“ (D)

Im Gegensatz dazu berufen sich andere Interviewte aus dem bürgerlichen Milieu auf nützliche Kontakte durch Familienangehörige, um etwa einen ersten journalistischen Job während des Studiums zu ergattern. Die Beobachtungen zeigen, dass sich daher die Grundvoraussetzungen auch für den Zugang zum Investigativjournalismus unterscheiden.

Die Schlechterstellung bestimmter gesellschaftlicher Gruppen stellt per se ein Legitimitätsproblem in Demokratien dar. Neben der demokratietheoretischen Erwartung, den Journalismus und Investigativjournalismus für alle gesellschaftlichen Gruppen erreichbar zu halten, gibt es eine weitere Dimension, die der journalistischen Beobachtungsperspektive (siehe auch Sozialdimension des Codes in Kapitel 4.5.3). Die Integration marginalisierter Gruppen in den Investigativjournalismus ermöglicht eine Erweiterung der Perspektiven, sie bringen andere Erfahrungen zu sozialen Problemen ein, als Gruppen der Mittel- und Oberschicht. Sie können daher das Spektrum investigativ zu bearbeitender Themen (der Definition von Missständen) erweitern und ggf. verändern. Ihnen kann es möglicherweise

auch leichter gelingen, Quellen in diesen Milieus dazu zu bringen, sich einzubringen, als Personen, denen diese Lebensumstände fremd sind. Wenn die Repräsentation dieser Gruppen im Journalismus steigt, könnte sich daher das Verständnis darüber wandeln, was als Missstand gilt und damit als journalistisch relevantes soziales Problem aufgefasst wird (siehe Blumer in Kapitel 1.4).

Aus der journalistischen Gesamtheit herausstechen: Bekanntheit und JournalistInnenpreise

Aus der Feststellung, dass der Investigativjournalismus als Königsdisziplin im Journalismus gilt, kann abgeleitet werden, dass bei der Ausschreibung von Preisen investigative Recherchemethoden und Sujets des Investigativjournalismus besondere Berücksichtigung finden. Mit einer Recherche, die Missstände an die Öffentlichkeit bringt, lässt sich auch innerhalb des Mediensystems in seiner Selbstbeobachtung Aufmerksamkeit erlangen. Zudem ließ sich bereits festhalten, dass jede eigenständige Recherche, die exklusiv in einem Medium veröffentlicht wird, einerseits das Image der/des Journalistin/Journalisten positiv beeinflusst, wie auch das Medium selbst aufwertet. Nicht zuletzt stärkt dies die Legitimationsbasis eines Journalismus, für die Gesellschaft von einem großen Nutzen zu sein. Mit Preisen, die auf den genannten Ebenen erfolgreiche Leistungen prämiieren, ist auch eine Steuerungsfunktion verbunden: Es sollen Vorbilder guter journalistischer Arbeit geschaffen werden.

Es gibt eine Vielzahl von unterschiedlichen Preisen und selbst für BeobachterInnen des Mediensystems kommen überraschend immer wieder neue hinzu. Dabei lassen sich durchaus die prestigeträchtigen und bekanntesten – national wie international – von Preisen unterscheiden, die etwa dem Eigenmarketing oder dem Lobbying dienen. Lobbyorganisationen loben hoch dotierte Preise für journalistische Arbeiten zu Spezialthemen aus. Zu klären ist allerdings, ob oder inwiefern diese Vergaben einen steuernden Effekt auf die tätigen JournalistInnen haben.⁶²

Alle befragten InvestigativjournalistInnen haben bereits Preise für ihre Arbeiten gewonnen. Die Auswahl der GesprächspartnerInnen hat sich nicht daran orientiert, es zeigte sich vielmehr, dass die InvestigativjournalistInnen besonders bei der Vergabe der prestigeträchtigen Auszeichnungen infrage kommen. Für diese Programmdimension muss vorab festgehalten werden, dass die JournalistInnen nicht von sich aus auf die Preise zu sprechen gekommen sind, die sie für ihre Recherchen gewonnen haben. Nur auf Nachfrage wurden Preise thematisiert und dann auch problematisiert. Man war über die Verleihung eines Preises besonders überrascht. Sie bezieht die Auszeichnung weniger auf eine konkrete Publikation, sondern auf ihre Beharrlichkeit, auf Gefahren aufmerksam zu machen, die auch aus den Reihen der JournalistInnen immer wieder abgewiegelt werden.

⁶² Die Vergaberituale, die Ausschreibungen der Preise sowie die Laudationen stellen ein anderes interessantes Untersuchungsmaterial dar, um etwa die Sinnstruktur eines (Prestige-)Journalismus zu untersuchen. Eine Art, die JournalistInnenpreise zu typisieren, kann etwa darin bestehen, zu schauen, ob etwa im Mediensystem selbst entschieden wird, welche Arbeiten in herausragender Art und Weise die Journalismus spezifischen Anforderungen nach außen tragen.

„[D]ie Medienwelt arbeitet immer so sehr, möchte so gerne auch relativieren, möchte so gerne **runterkommen** und nicht dramatisieren - wir sind immer **dramatisch** also das was wir sagen ist immer ehm, übertrieben, es ist alles nicht so [...] [großer Aufmarsch von Rechten und Eindringen in das Reichstagsgebäude] solche Dinge, also wenn das keine Warnung sein darf, wenn wir da nicht dramatisieren dürfen, dann verstehe ich das nich eh. Die Warnungen werden da immer wieder auch in den Wind geschossen und das ist son bisschen, ich glaube, die [Preisvergabe] ist nen bisschen der Tatsache geschuldet, dass wir unermüdlich warnen das wir nicht aufhören und dass die uns auch immer wieder son bisschen im Hinterkopf haben, ehm, ok, wenn die das sagen müssen wir vielleicht mal irgendwann aufgreifen, irgendwann machen wir das dann mal (Lachen).“ (M)

Der Journalist P hat einen renommierten internationalen Preis für eine Arbeit gemeinsam mit einem internationalen Netzwerk gewonnen:

„[W]eil das natürlich ehm, eine un- eine unglaublich glückliche Konstellation war, also wir ham eh, jetzt nicht den [Name des Preises] gewonnen, weil wir ehm, (2 Sekunden Pause) [...] sondern weil so **viele** Leute so fantastische Arbeit geleistet haben. [...] Ehm, und dann muss man zu jeder Art von Preis, glaube ich, sonne innere Distanz wahren, gerade wenn es so viele werden. Das darf man natürlich nicht den jeweiligen Vergebern der Preise sagen, aber ehm, ehm, mein Kinderarzt ist ein **hervorragender** Kinderarzt, der hat glaube ich noch nie in seinem Leben einen Preis gewonnen.“ (P)

In seiner Karriere hat P bereits viele Preise gewonnen. Für ihn ist es zentral, „innere Distanz“ zu halten. Er relativiert die Bedeutung, indem hervorhebt, dass sein Kinderarzt auch keine Preise gewinnt. Damit adressiert er, dass Preise genau an diesem Punkt eine Hierarchisierungsfunktion haben. Eine Veröffentlichung wird ausgezeichnet, steht über den anderen Arbeiten von nominierten, aber auch den nicht-nominierten JournalistInnen. Diese Differenz prägt das System des Journalismus. Es ist allerdings die Überzeugung des Journalist P, dass der Investigativjournalismus „breit gestreut“ gut funktionieren muss und weniger, dass einzelne Arbeiten in der Medienlandschaft hervorstechen sollten:

„[U]nd wenn wenn man wirklich, wenn man sich bewusst ist, dann ist es, schön wenn man Preise gewinnt, ist das toll, wer sich danach danach aber als einer der bedeutendsten Journalisten Deutschlands fühlt bei dem ist irgendwas fehlgelaufen im Kopf, weil ehm, das hat nichts mmm mmit Preisen zu tun und ich glaub auch nicht das das wir das sind, ehm, ich ich ich glaub es ist so breit gestreut, es gibt so viele, so viele gute Journalisten in so verschiedenen Medien.“ (P)

P spricht den Aspekt der Bedeutsamkeit an, den Auszeichnungen vermitteln. Er sagt jedoch, dass diese Preise und die ausgezeichneten Personen breiten Teilen der Bevölkerung unbekannt sind. Bekanntheit

erlangt man im Journalismus und in den Medien, wenn man etwa im Fernsehen sichtbar ist und nicht, wenn ein Investigativjournalist große Missstände gegen einen Widerstand an die Öffentlichkeit bringt:

*„[U]nd wenn man beim Fernsehen arbeitet hat man ja auch ne ganz andere Rückmeldung, in dem Sinne, dass einen Leute **erkennen** auf der Straße und einem das widerspiegeln ehm, die Bedeutsamkeit ehm spiegeln. M- Mich erkennt zum Glück niemand, weder auf der Straße noch im Kindergarten [meiner Kinder, TP] noch in der Schule [meiner Kinder, TP]. Und ehm, ja, das ja, ich glaube so gehts hier allen zum Glück.“ (P)*

Wenngleich er als Journalist, der viele Preise gewonnen hat, in diesen Zirkeln ist, lehnt er die Mitgliedschaft einer elitären Gemeinschaft ab.

Dass bei der Preisvergabe nicht diejenigen berücksichtigt werden, die einen Skandal aufklären, ist auch möglich. So hat der Lokaljournalist B einen Missstand aufgedeckt, als erster immer weitere Zeugen und Beweise finden können, die dann letztlich von anderen Medien aufgegriffen wurden. Ausgezeichnet wurde aber ein überregionales Medium mit einem bekannten und hoch dotierten Preis für die Arbeiten zu diesem Fall. Dass investigative Leistungen im Lokaljournalismus oder in Fachblättern veröffentlichte Geschichten weniger chancenreich sind, kann die bereits ressourcentechnisch strukturell schwächer aufgestellte Lokal- oder Fachpresse auch in diesem Aspekt benachteiligen.

5.3 Redaktion und Konkurrenz

Dieses Kapitel zeigt, inwiefern die Organisation des Journalismus Einfluss auf die Auslegung des Codes des Investigativjournalismus hat und inwiefern sie die Realisierung der Veröffentlichung beeinflusst. Journalismus und andere Formen öffentlicher Kommunikation unterscheiden sich durch die Organisation in der Redaktion (Luhmann, 2022). Da Entscheidungen über Veröffentlichungen in der Redaktion getroffen werden, sind Programme des Investigativjournalismus abhängig von Programmen der Redaktion ihres Mediums. Dass auch die Vertriebsseite der journalistischen Erzeugnisse entgegen des Gebots der Trennung von Verlag und Redaktion Einfluss auf die Entscheidung über die Veröffentlichung eines Missstandes haben kann, zeigt ein Beispiel dieses Kapitels. Interessant ist vor diesem Hintergrund, wie der Betroffene Investigativjournalist mit diesem Versuch der Einflussnahme umgeht. In diesem Kapitel wird deutlich, dass Erfolge vergangener Recherchen den InvestigativjournalistInnen Freiheiten innerhalb der Redaktion ermöglichen können (Breed, 1955) (siehe insbesondere Kapitel 2.3.2) und einige InvestigativjournalistInnen daraufhin keine Probleme haben, ihre Themenvorschläge und ihre investigativen Recherchen im Medium unterzubringen. InvestigativjournalistInnen berichten auch von vielfältigen Problemen in Redaktionen. Diese betreffen die divergierende Einschätzung, ob es sich bei dem beobachteten Missstand um einen handelt, der so publiziert werden sollte oder nicht. Freie InvestigativjournalistInnen berichten davon, wie sie vorgehen, um das richtige Medium für ihre Recherchen zu finden. Sie berücksichtigen dabei z. B. wie die Redaktionen in der Vergangenheit mit ihren Recherchen umgegangen sind. Freie JournalistInnen, die

zwischen unterschiedlichen Medien für die Veröffentlichung ihrer Recherche wählen, können Einfluss darauf nehmen, dass ihre Auslegung des Missstandes – und damit des Codes – am ehesten entsprochen wird.

Aufwendige Recherche und Eigeninitiative

„Also Information, Unterhaltung und dann natürlich Missstände, eh, aufdecken, das ist sozusagen, würde ich fast sagen die Königsdisziplin, wo man dann sagt, ehm, eh es ist irgendwas faul, irgendwo, oder man stößt auf Missstände oder es wird einem erzählt, dann einfach zu recherchieren, was ist da los, wie kommt es, wie passiert es“ (B)

Auf die Frage, welche Aufgaben der Journalismus hat, ist dies die Antwort von B. Dieses bereits zur Genese des Codes genannte Zitat zeigt auch auf, wie InvestigativjournalistInnen auf Hinweise zu einem Missstand reagieren. B nennt Missstände aufdecken als eine Aufgabe. Er macht zwei Modi aus, wie „man“ auf sie aufmerksam werden kann – entweder man „stößt“ auf sie oder es wird „erzählt“. Das weitere Vorgehen, so suggeriert es die Aussage von B, ist dann schlichtweg „einfach zu recherchieren“. Dabei würde man dann zwangsläufig die Fragen beantworten „was ist da los, wie kommt es, wie passiert es“. Nachdem man eine journalistische Ausbildung erfahren hat oder bereits einige Zeit im Journalismus arbeitet, antwortet man auf die sich stellenden Fragen mit den spezifischen journalistischen Routinen. Auch für den als Königsdisziplin bezeichneten Investigativjournalismus lautet die Antwort „einfach zu recherchieren“. Dass diese Recherche im Investigativjournalismus allerdings umfänglich ist, wird in den folgenden Beispielen deutlich.

F hat sich nach ihrem Studium für mehrere Monate in ein Unternehmen eingeschleust, um von den schlechten Arbeitsbedingungen zu berichten. Sie hat Aufnahmen von vielen Situationen gemacht und auch andere MitarbeiterInnen während der Arbeit mit versteckter Kamera interviewt. Die Vorgesetzten haben bemerkt, dass sie Aufnahmen anfertigte. Sie wurde entlassen und musste ihre Daten in Sicherheit bringen:

*„[I]ch habe natürlich alles geleugnet und wurde dann wieder zur Arbeit geschickt, und später vor Schichtende kam dann **nochmal** paar Vorgesetzte haben gesagt ich soll meine ganzen Sachen mitnehmen, kam dann zum Abteilungsleiter, also noch ne Stufe höher und da stand dann die Polizei [...] und die haben mir quasi erst mal die versteckte, eh die Brille abgenommen, hab dann Hausverbot bekommen, wurde von der Polizei rausgebracht [...], was total egal war am Ende, weil ich hab drei Monate recherchiert, ich hatte wahnsinnig viel Material, mir hat das gereicht, und ich hatte eh nicht mehr vor lange zu bleiben, aber das ist natürlich nicht immer so die wünschenswerte Vorstellung so rauszufliegen, und total eh >lautes ausatmen< stressig und unangenehm. [...] Dann stand ich da, und hab mich ins Auto gesetzt und erst mal [den Redakteur] angerufen und gesagt, ja, ich bin jetzt draußen. Ich könnte dann nach [Stadt des TV*

*Senders] kommen und jeder wusste, dass es jetzt auch schnell gehen muss – das heißt ich muss dann sehr sehr schnell nach [Redaktionsstandort] kommen, das Material dorthin bringen, auch das Material sichern, weil ich wusste ja nicht, kommt die Polizei vielleicht bei mir vorbei, wollen die noch weitere Beweise sichern hab dann direkt ne Festplatte weggeschickt, also **solche** Sachen gehen dann los. Es ist richtig, wie eine Verschwörungstheorie (2 Sekunden Pause) und ehm, ja dann muss es einfach sehr schnell gehen die Reportage umzusetzen.“ (F)*

Der „alte Hase“ B, der bei einer Lokalzeitung arbeitet, betont, dass es wichtig ist, im örtlichen Umfeld zu recherchieren, mit offenen Augen und Ohren durch die Städte zu gehen und etwa auf dem Marktplatz mit Menschen ins Gespräch zu kommen. Wenn es sich um aufwendige Recherchen handelt und erst mal nur Teile eines Skandals öffentlich werden, dann ist es besonders hilfreich, lokal vernetzt zu sein. Denn oftmals kommen weitere Informationen zu dem Missstand über LeserInnen dann in die Redaktionen. Alle interviewten JournalistInnen berichteten, dass eine Veröffentlichung viele weitere Hinweise oder anders gelagerte Geschichten nach sich ziehen.

B bringt seine Vorstellungen darüber, was Journalismus für sein Publikum bieten soll, innerhalb seiner Zeitung ein. Durch Eigeninitiative hat er oft Auslandsreisen unternommen, die einen lokalen Bezug aufwiesen, und konnte so aus unterschiedlichen Weltregionen auch für den Lokal- oder Regionalteil berichten.

„[D]a war ich dort [Ausland], eh, und das würde ich sagen, das muss man net machen, das verlangt auch keiner ne, ehm, da braucht man ein spezielles Interesse, und das ist schon was, wenn ma schon drüber reden, was ich bei jüngeren Leuten eh, die jetzt bei uns eh, entweder auch Volontäre sind oder auch Praktikanten, von der Uni kommend, was ich schon vermisse, da merke ich, das ist bei denen gar nicht mehr so, so drin, diese Neugierde, zu wissen, eh wissen zu wollen, im ein oder anderen Fall oder vor Ort hinzugehen. Also die schauen viel im Internet nach, ne, sammeln sich da irgendwie Informationen und basteln dann was draus, sozusagen, ne, also bisschen bisschen überspitzt gesagt, aber des, des hat sich gewandelt, also diese Neugierde aufzubringen, was allgemein kennenlernen zu wollen, ne.“ (B)

Die vorangegangenen Zitate zeigen, wie umfangreich und aufwendig einige Recherchen im Investigativjournalismus sind. Recherchen und das Vorgehen dabei können sich sehr stark voneinander unterscheiden. Während F etwa häufig „undercover“ recherchiert, also eine andere Identität vortäuscht und sich nicht als Journalistin zu erkennen gibt, nutzt der Journalist B seine lokalen Kontakte für die Suche nach Informationen.

B kommt immer wieder auf Beobachtungen zurück, die er beim journalistischen Nachwuchs macht. Diejenigen JournalistInnen, die neu in den Beruf kämen, würden viele Charakteristika vermissen lassen, die für B elementar sind: Neugier, Eigeninitiative, Lust auf eine Recherche vor Ort. Diese Eigenschaften konnten in der Auswertung seines Interviews mit seinem Verständnis von Investigativjournalismus

verknüpft werden. B sieht durch die neue Generation von JournalistInnen die elementare Aufgabe der Recherche und damit die Funktion des Journalismus für die Demokratie in Gefahr.

„Das sind natürlich die großen Sachen, ne, eh, die man schon angesprochen haben, Pressefreiheit, sie sehen das ja international, ne. Was in der Türkei passiert. Das waren natürlich für uns immer wichtig, aber das will ich jetzt gar nicht als großen Popanz hinstellen. [...] Ja, also (3 Sekunden Pause) ein Journalist der sich nicht als eh, investigativer Journalist bezeichnen würde, das ist glaube ich keiner. Ne? [...] also das gehört ja dazu, also das sind ja nicht immer diese großen und wichtigen Themen, sondern eh im Prinzip ist ja jede, jeder Versuch irgendwas aufzuklären oder zu erklären ist ja Recherche, Investigation,“ (B)

B erzählt im Verlauf des Interviews immer wieder in der Vergangenheitsform, für welche Werte er sich im Journalismus einsetzt. Er verbindet dies mit dem Zeitpunkt seiner Sozialisierung als Jugendlicher und schließlich auch mit seiner Ausbildung als Journalist auf der renommierten JournalistInnenschule. Seine Kritik an der von ihm beobachteten Recherchefaulheit der jungen JournalistInnen lässt nicht zuletzt den Schluss zu, dass er ihre Arbeit als schlechten Journalismus bezeichnet oder bzw. ihnen das Journalistische abspricht, da sie nicht kritisch und kontrollierend arbeiten (siehe Kapitel 4.4). Für B ist es die Grundvoraussetzung des Journalismus, dass Engagement, Eigeninitiative und dann der Kern der journalistischen Arbeit, das Handwerk der Recherche, eingesetzt werden. Dies wird an einer Stelle explizit:

„[W]obei das Investigative, eh, das kann man net, das kann man keinem, klar, das sollte jeder sein, aber das kann man nicht verordnen, ja, also man kann net eh, eh, der Ressortleiter kann net sagen, du bist jetzt mal investigativ tätig, weil da muss man, da muss, wie soll ich sagen, da muss diese diese Neugierde, da muss dieser Ehrgeiz sein, das manchen zu wollen. Wenn man das nicht hat, dann, dann kann das denen hundertmal sagen, ne. Schüttelt dann vielleicht den Kopf oder oder kommt net weiter, oder was weiß ich, ne. Also insofern ist also schon die Grundvoraussetzung [ein] gewisses journalistisches Gen oder journalistische Persönlichkeitsstruktur die man braucht.“ (B)

In den Interviews ist deutlich geworden, dass sich diejenigen JournalistInnen, die viel in Recherchen investieren, von den anderen unterscheiden. Die InvestigativjournalistInnen reagieren auf einen vermuteten Missstand mit *der* zentralen journalistischen Praxis, der Recherche. Dass diese Praxis nicht konkret beschrieben wird und damit vorerst vage bleibt, stellt eine weite Beobachtung dar, welche in Kapitel 2.3.3 und 6 ausführlich besprochen wird.

Ressourcen für investigativjournalistisches Arbeiten und das KollegInnenverhältnis

Die Art und Weise, wie recherchiert wird, welche Hinweise verfolgt werden, wann und warum eine Recherche abgebrochen und das Thema auf Eis gelegt wird, unterscheiden sich. Was für einige

JournalistInnen die Aussage eines Verrückten ist, mag für einen anderen Investigativjournalist eine mögliche Verschwörung darstellen, der weiter zu folgen ist. Es kommt vor, dass Mitglieder einer Redaktion ein Thema ablehnen, das von Betroffenen an sie herangetragen wurde, welches andere JournalistInnen in derselben Redaktion wiederum verfolgen und damit große Verfehlungen aufdecken. Dieses und andere Beispiele zeigen nun im Folgenden, welche Situationen im KollegInnenverhältnis für Spannungen sorgen können.

Die Arbeitsstätte des Journalismus ist die Redaktion. Auch wenn Recherchen aller Art außerhalb stattfinden, nationale oder Auslandsreisen erforderlich sein können oder die Redaktion ein virtueller Ort sein kann, ist diese Einheit des Austauschs zentral für die Konstitution des Journalismus. Es ist die Redaktion, in der sich die journalistischen KollegInnen austauschen, ggf. Hierarchien bei Entscheidungen geltend gemacht werden und das journalistische Produkt schließlich für die Veröffentlichung freigegeben wird. Das KollegInnenverhältnis wird damit zu einem besonders spannenden Faktor:

*„Das tolle an [große investigative Recherche, TP], eines der **tollsten** Ergebnisse war, dass die ganze Redaktion stolz war, also die **ganze** [Zeitung, TP] ist bis heute **stolz** auf [große investigative Recherche, TP] von (2 Sekunden Pause) Leuten die damit nichts zu tun haben, außer das sie auch für die Zeitung schreiben bis hin zu den Leuten die unsere Grafiken gemacht haben die die die Sachen in den Social Media gemacht haben, unsere Rechtsanwälte, die Leute die die Landing Page gebaut haben, wir waren ja am Schluss mehr als 50 Leute und **alle** waren stolz, dass sie ihren Teil dazu beigetragen haben, wenn wir das gemacht hätten, die [Investigativredaktion] (2 Sekunden Pause) und ihre Egos machen hier ne geile Geschichte und ihr dürft uns helfen, das hätte alles nicht geklappt, und das würde bis heute nicht klappen und das klappt aber sehr gut bis heute und ich glaube, es liegt daran, oder das wäre anders, wenn wir uns jetzt als bedeutsame (unverständlich) sehen würden.“ (P)*

Dass sich das gesamte Medium mit dem Erfolg der Investigativ-Redaktion identifiziert, kann als zentral für den Redaktionsfrieden angesehen werden. Für P ist es undenkbar, dass dies auch funktionieren würde, wenn er und seine KollegInnen innerhalb der Investigativ-Redaktion die Auszeichnungen als Anlass nähmen, sich für bedeutender zu halten als andere JournalistInnen im Haus. Es wird deutlich, dass im Organisationsaufbau die Zusammenarbeit als wichtig angesehen wird, offene Konflikte sollen aus Sicht der InvestigativjournalistInnen vermieden werden.

„[U]nd wir versuchen hier im Ressort ganz bewusst weiterhin paritätisch zu arbeiten, das heißt, wenn wir einen Leak kriegen, und eh, ich arbeite mit vier anderen daran und wir müssen 4000 Namen googlen um zu sehen wer die Leute sind (2 Sekunden Pause) dann ist es nicht so, das ich drei google weil ich den [wichtiger Preis, TP] gewonnen hab, sondern jeder googelt 1000.“ (P)

Eine freie Journalistin berichtet, dass in einigen Redaktionen das Verhältnis mit den KollegInnen schlecht war. So wurden Themen, die sie erarbeitet und vorgeschlagen hat, von anderen Kollegen abgegriffen, ihre Ideen allerdings abgewertet. B, Journalist der Lokalzeitung, hat einen Justizskandal aufgedeckt. Seine Redaktion war zuvor bereits mit Informationen darüber kontaktiert worden, doch wurde dies im Haus nicht ernstgenommen.

„Und eh, bei mir war das dann so, (2 Sekunden Pause) dass trotz allem irgendwie Fragen nicht geklärt waren, ne. Eh, jetzt muss ich vorsichtig sein, dass ich da keine >Interviewerin "ja"< Kollegenschelte betreibe“ (B)

B spricht die Sache selbst an und vermeidet den Konflikt nicht. Er thematisiert allerdings etwas, womit man vorsichtig sein müsse: „Eh, jetzt muss ich vorsichtig sein, dass ich da keine >Interviewerin "ja"< Kollegenschelte betreibe“. B nimmt Stellung, zeigt aber, dass es ihm unangenehm ist, seinen KollegInnen konkret vorzuwerfen, den Fall abgewiesen zu haben. Dies sei dann Kollegenschelte.

„Eh, jetzt muss ich vorsichtig sein, dass ich da keine Kollegenschelte betreibe, aber das ist so meine Arbeitsweise, die Umstände mögen mögen komisch sein, oder es mögen komische Leute sein, aber solange Fragen eh, eh nicht geklärt sind, (2 Sekunden Pause) muss man da einfach weitermachen. Man muss versuchen, diese Fragen zu klären.“ (B)

Die zwei Sätze, die der Ankündigung der „Kollegenschelte“ folgen, beziehen sich auf die eigene Arbeitsweise. Die „Schelte“ ist eine Kritik an der Arbeitsweise anderer JournalistInnen. Sie ergibt sich aus der Differenz zwischen den Vorstellungen von B und der erklärten Arbeitsweise dritter JournalistInnen. Den KollegInnen der Zeitung wurde der Fall zuvor geschildert, die Vorwürfe wurden aber B zufolge nicht ausreichend geprüft, sodass „Fragen“ weiterhin offen waren. Dies widerspricht seiner Arbeitsweise und seinen Vorstellungen, die ja lauten: „Aber solange Fragen eh, eh nicht geklärt sind, (2 Sekunden Pause) muss man da einfach weitermachen. Man muss versuchen, diese Fragen zu klären.“ Er deklariert dies zwar als seine Arbeitsweise, darin verbirgt sich aber ein impliziter Vorwurf an diejenigen, die nicht recherchieren, bis „alle Fragen geklärt sind“.

Die Verschleierung des Absenders der Botschaft durch das Pronomen „man“ („Man muss versuchen, diese Fragen zu klären“) lässt die Vorwürfe aus einem Allgemeinplatz heraus entstehen. Zudem wird an dieser Stelle deutlich, dass B die Anforderung zu Recherchieren bis alle Fragen geklärt sind, an den Journalismus allgemein stellt, dieser sie jedoch nicht erfüllt. Die Unstimmigkeit von Anspruch an den Gesamtjournalismus und Wirklichkeit tritt hervor. Möglicherweise ist sich B der hohen (moralischen) Standards bewusst, die er mit Forderung aufbaut, alle Fragen klären zu wollen, welche er dann als gesamtjournalistischen Anspruch formuliert. Es mag ihm bewusst sein, dass die Verantwortung, sich immer an diese Maxime zu halten, von ihm und anderen schwer zu erfüllen ist und „man“ sich von ihr als Praktiker kommunikativ distanzieren muss, um eben keine KollegInnenschelte zu betreiben.

In der Ausbildung, besonders an elitären Akademien oder JournalistInnenschulen, werden hohe Standards vermittelt, die Sorgfalt der Recherche ist dabei zentral. Die JournalistInnen haben kommuniziert, dass es schwierig ist, die Einhaltung aller Standards im Alltagsbetrieb aufrecht zu erhalten. Für JournalistInnen, die eine Ausbildung an einer elitären JournalistInnenschule absolviert haben und für solche, die mit beträchtlichem moralischen Anspruch an ihre Tätigkeiten herangehen, kann dies eine große Schwierigkeit darstellen. Auch die Überzeugung, so lange „weitermachen“, bis eindeutig klar ist, ob die Behauptungen stimmen, ist ein sehr hochgestecktes Ziel, das wünschenswert ist. An dieser Stelle wurde dargestellt, dass der Investigativjournalist B sich in der Arbeitsweise von einer Reporterin unterscheidet, die sich eben nicht die Dimensionen eines möglichen Missstandes bewusst gemacht hat und das Thema, mit dem er monatelang Zeitungsseiten füllte und einen schweren Justizskandal offenlegte, einst abgelehnt hat.

Die für JournalistInnen sichtbaren Missstände müssen belegt werden (Zur Besonderheit der journalistischen Beobachtung der Realität siehe Kapitel 4.5.3). Das Wahrnehmen der Missstände reicht nicht aus: Mutmaßungen über bspw. Steuerhinterziehung oder fehlerhaftes Verhalten müssen bewiesen werden können (ähnlich wie auch Behörden der Strafverfolgung). InvestigativjournalistInnen sind also darin beauftragt, die Vermutungen durch recherchierendes Arbeiten zu belegen. Dass nicht alle JournalistInnen dieser Aufgabe nachgehen, sieht auch der Leiter einer Investigativredaktion kritisch:

*„Worauf ich jetzt natürlich Bezug nehme ist eh, ist der die spezielle Aufgabe des Investigativjournalismus, der eh, aber nebenbeigesagt noch viel weiter verbreitet sein sollte, ich finde im Grunde falsch, dass es spezielle Investigativressorts gibt, eh, ich finde ich fände es wesentlich richtiger, wenn ganz selbstverständlich jedes Ressort investigativ arbeiten **könnte**. Dafür müssten sie aber besser ausgestattet sein“.* (P)

P formuliert eine Idealvorstellung des Journalismus, nach der alle JournalistInnen investigativ arbeiten können sollten. P sieht ein Ressourcenproblem als Hauptursache: der Unterschied zwischen Investigativjournalismus und anderen Journalismen läge im Zugang zu Ressourcen bzw. im Ressourcenmangel eines Nicht-Investigativjournalismus. Die These lautet, dass, dass eine Redaktion oder ein Medienhaus es sich leisten können muss, JournalistInnen anzustellen, die sich einer Untersuchung von Missständen widmen. Es lässt sich schließen, dass ein Investigativjournalismus als ein Luxus angesehen werden kann, während er eigentlich den Vorstellungen entsprechend journalistische Normalität darstellen sollte. So wird die normative Anforderung an den Journalismus formuliert, investigative Arbeit auf allen Ebenen des Journalismus zu ermöglichen und gleichzeitig verdeutlicht, dass es sich um ein seltenes Gut handelt, das unter dem Titel Investigativjournalismus einen Besonderheitswert hat. P sieht nicht die JournalistInnen für mangelndes Interesse an Missständen verantwortlich, sondern problematisiert die Ressourcenverteilung im Journalismus.

Der Erfolgsfaktor und Privilegien des Investigativjournalismus

„Wir sind im Grunde [ein besonderes Ressort in der Zeitung, TP] und wir versuchen uns auch sehr bewusst rauszuziehen aus diesem tagesaktuellen Betrieb weil wenn du das nicht machst, dann frisst er dich auf.“ (P)

Das Ressort von P hat eine Sonderstellung innerhalb der Tageszeitung, es kann sich aus dem Tagesgeschäft „rausziehen“. Für die investigativjournalistische Arbeit wird dies als notwendig bezeichnet.

„Die [...] ist so groß die Zeitung, wir haben so viele Plätze, wenn man sich ständig überall präsent zeigen würde, dann würde ich jede Woche irgendeinen Kommentar schreiben zu [Thema, TP] oder zum [Thema von Missständen, TP] oder zu weiß nicht was aber das ist dann auch nie nen großes Ding, ist immer nur nen halber Tag, aber ehm, wir haben ja auch administrative Dinge, die wir machen müssen und das geht am Ende alles von den Recherchen ab.“ (P)

P ist auch außerhalb des Ressorts gefragt, zum Beispiel „irgendeinen Kommentar“ zu schreiben, zu Themen, die möglicherweise aktuell sind und mit denen er sich auskennt. Dies „geht von den Recherchen ab“ und muss daher auf ein Minimum reduziert werden.

„Insofern versuchen wir dass wir dass wir quasi abtauchen, dass wir unsere Geschichten für uns identifizieren und dann recherchieren und wenn sie dann kurz vor fertig sind, dann treten wir an diesen Apparat heran und sagen unsere neuste Recherche kommt in drei Wochen raus, wir würden gerne, wir hätten gern ne Doppelseite da und [Ressortseite], und wir wollen nen Podcast machen und so weiter und versuchen dann das in die Produktion fließen zu lassen (2 Sekunden Pause) und dann, wenn das dann passiert ist, wenn man dann eine Geschichte gemacht hat, [...] und das im besten Fall auch Wellen macht, dann ist man natürlich nen paar Wochen tagesaktuell eingebunden, weil wir dann natürlich auch selber darüber berichten wollen, wie geht es denn weiter mhm (bejahend) und so, und wenn das ganze wieder abebbt, dann kann man sich da wieder rausziehen, das ist, wie wir es ver- versuchen zu machen.“ (P)

Das Abtauchen für die Recherche bedeutet, dass die JournalistInnen sich eben nicht an kurzfristigen Terminen der Publikation orientieren müssen, sondern nach dem Rhythmus ihrer Recherche vorgehen können. In den Printmedien oder im Rundfunk gelten strenge Zeitvorgaben, um einen rechtzeitigen Druck oder die pünktliche Ausstrahlung zu gewährleisten. Nachrichten müssen qua Definition aktuell gesendet werden. Zwar gibt es auch immer eine langfristige Programmplanung, diese nimmt jedoch nie den gesamten Teil des Programms ein. Aktuelle Meldungen sind so weit eingeplant, dass ihr Ausbleiben, etwa im sogenannten „Sommerloch“ zu einem journalistischen Problem wird. Dieser Zwang, stets Nachrichten aus dem eigenen Ressort im Publikationsrhythmus zu liefern, ist journalistischer Alltag.

Daher kann es als ein Privileg gewertet werden, für Recherchen „abzutauchen“ und erst mit dem fertigen Produkt wieder an die Gesamtedaktion heranzutreten, das in anderen Ressorts nicht besteht. Dort muss täglich oder wöchentlich z. B. die Seite gefüllt werden. Zugleich werden hohe Anforderungen an das Investigativressort von P deutlich, diese Privilegien durch ihre Geschichten zu rechtfertigen. Die JournalistInnen aus Ps Ressort treten vom „Apparat“ zurück, dann aber schließlich wieder an ihn heran, wenn absehbar ist, dass ihre Geschichten bald fertig sind. Sie melden den Platzbedarf an und bereiten die Vermarktung der Geschichte auch multimedial vor. Sie reduzieren sich dabei nicht nur auf ihr Medium Zeitung und deren Online-Seiten, sondern gehen auch über Podcasts an die Öffentlichkeit.

Die festgestellten InvestigativjournalistInnen genießen innerhalb ihrer Redaktionen Privilegien, sind jedoch ihrer Veröffentlichungen auch ins tagesaktuelle Geschehen eingebunden. Dass einzelne Investigativabteilungen oder einzelne JournalistInnen besondere Vorteile genießen, kann in Organisationen zu Problemen führen. Im Journalismus ist die Aufmerksamkeit einer Veröffentlichung ein bedeutender Faktor zur Bemessung des Erfolgs. Der Journalismus als Funktionssystem der Massenmedien dient zur Herstellung von Öffentlichkeit, daher erscheint dies Folgerichtig. Die JournalistInnen, die sich darauf fokussieren dürfen, *lediglich* die *großen* Geschichten zu schreiben, also solche, die Erfolge werden sollen, stechen heraus. Es ist denkbar, dass sie ggf. missgünstig oder neidisch bäugt werden und andererseits von der Chefredaktion dazu aufgefordert werden, noch häufiger große Erfolge einzufahren. P adressiert dies vorsichtig:

„Der der Wunsch (2 Sekunden Pause) von Teilen der Redaktion ist natürlich, dass wir mehr machen und das wir es öfter machen und schneller machen ehm, ja da entstehen viele Konflikte und wir können auch nicht immer nein sagen, so dass wir immer irgendwie in so einem (2 Sekunden Pause) in so einem Schlenkerkurs uns da bewegen. [...] also ganz Grundsätzlich will das [...] Ressort von uns mehr Texte, ganz grundsätzlich will die Chefredaktion das wir tiefer graben, (2 Sekunden Pause) und an der Oberfläche alles abgrasen ehm, wissend das es nicht geht [...] mh, naja, es ist nicht so, das wir uns ständig streiten würden und alle total unzufrieden – es heißt dann das macht ihr ganz toll, aber ich hätt gern dass ihr noch mehr arbeitet dazu und dann dann sagen wir, das finden wir auch ganz toll, weil dann kriegen wir bestimmt im Zweifel noch zwei Stellen und ehm, das ist dann so dieser Krabbenkampf.“ (P)

Die Anforderungen an die JournalistInnen sind hoch, viele Forderungen werden gestellt, aber nur einigen kann nachgegangen werden. Der „Krabbenkampf“ beschreibt eine klassische Verhandlungssituation in Organisationen: das spielerische Aushandeln um die Erledigung von mehr Aufgaben und das Einfordern weiterer Ressourcen für das Ressort, um eben diesen immer höheren Ansprüchen genügen zu können. Dies geschieht allerdings nicht mit dem Ziel, Ressourcen einzusparen, sondern das Ergebnis dieser Einheit der Organisation zu steigern. Dass diese JournalistInnen einem Druck ausgesetzt sind, ihre Privilegien zu *verdienen*, wurde festgestellt.

Dimension der Konkurrenz

Der Justizskandal, den B aufdecken konnte, ereignete sich über einen langen Zeitraum. Nachdem in der Lokalzeitung eine erste Veröffentlichung zu diesem Thema erschienen war, schlossen sich auch andere Medien an und berichteten über diesen Fall. Eine überregionale Zeitung wurde mit einem renommierten Preis für einen Beitrag zu diesem Thema ausgezeichnet, wenngleich sie erst nach der Veröffentlichung in der Lokalzeitung auf den Fall aufmerksam geworden waren:

„Ja, das muss ich ein bisschen ergänzen eh, >Interviewerin "ja"< nicht nur der erste [der zu dem Fall berichtete, TP], sondern auch derjenige, der die wichtigsten Informationen ausgegraben hat. Da haben die Kollegen von der [Konkurrenz, überregionale Zeitung, TP], das hab ich am Telefon schon gesagt, die haben sich da nen bisschen, nen bisschen zu viel da ans Revers geheftet selber, eh, ich habe denen das auch deutlich gesagt und mittlerweile mittlerweile sagen die Kollegen auch nicht sie haben den Fall aufgedeckt, sondern sie sind für Recherchen in dem Fall mit dem [Preis] ausgezeichnet worden, ne. Also für mich a wichtiger Unterschied (Lachen). Weil die [Preis, TP]-Jury die schaut net auf was haben denn andere gemacht, sondern da wird a Arbeit eingereicht, die sagen, ok, sieht so aus, dann kriegen die den Preis und die recherchieren net selber, waren die wirklich die, das mag ein bisschen eitel klingen, >Interviewerin "NEIN, aber das ist wichtig"< ist aber, ist schon, ist schon wichtig.“ (B)

Der Justizskandal, nachdem er in der Lokalzeitung veröffentlicht wurde, hat überregionale Medien dazu bewogen, eigene Rechercheanläufe zu unternehmen. Diesen Medien standen größere Kapazitäten zur Verfügung als dem Journalisten bei der Lokalzeitung. Dennoch konnte er über seine Kontakte Informationen als Erstes gewinnen. B ist lokal gut vernetzt, „meistens ist es so, dass man dann schon, eh, ehm, jemand findet, der dann auch was sagt. Nicht weil er mich so nett findet, muss man betonen, oder eh, weil er eitel ist, sondern weil er wirklich Missstände erkennt, ne.“ Zudem ist die Lokalzeitung eine Instanz: „das starke Pfund mit dem wir wuchern können, das wir hier auch regional sehr verwurzelt sind und die Kontakte, die es aufgrund von langjähriger Tätigkeit gibt, nutzen können, ne“. Diese Personen kennen die Arbeiten von B und verlassen sich dann insbesondere auf ihn als lokalem Journalisten.

B berichtet nicht von erfolgreichen Kooperationen, sondern sieht das Verhältnis zu KollegInnen eher als eines, das von Konflikten geprägt ist. Er fokussiert auf die Tatsache, dass im Grunde alle InvestigativjournalistInnen dasselbe Ziel haben: die exklusive Veröffentlichung zu den Begebenheiten eines Missstandes. „[D]as Kollegenverhältnis ist schon, ist da schon auch kompliziert“. Das Ziel, diese Exklusivität zu aufrecht zu halten, kann engagierte JournalistInnen dazu bewegen, die Grenzen des redlichen Handels, festgehalten im Pressekodex, zu überschreiten. Ein Journalist berichtet, dass JournalistInnen eines anderen Mediums versucht haben, sich eine Exklusivität von Informationen abzusichern, indem sie InformantInnen aufforderten, ihre Informationen an kein anderes Medium weiterzugeben:

„Nicht nur des, in dem Fall wars sogar so, dass dann die großen Kollegen von der [überregionalen Zeitung] versucht haben, eh, eh, Informationssperre bei Informanten aufzubauen eh, [...] weil eh, die tatsächlich Informanten angerufen haben, eh, (2 Sekunden Pause) und gesagt haben, und bitte nur für uns die Informationen. Gut, ich hatte da so gute Kontakte, dass die dann gesagt haben also irgendwie a merkwürdiger Anruf, aber selbstverständlich kriegen sie des, bitte die Unterlagen nicht an die [Name der Zeitung des Journalisten], ne. Und das ist natürlich auch vom Presserat sehr bedenklich aber ja [...] gut das muss jeder selbst wissen, was er da macht, ja.“ (B)

Das besondere Verhältnis von KollegInnen im Journalismus zeigt sich auch an einem anderen Beispiel. Ein großer Scoop kann auch von anderen Medien nicht ignoriert werden. Ein Journalist beobachtet, wie Medien die lange Zeit nicht über einen von ihm an die Öffentlichkeit gebrachten Missstand berichteten, sich nun verspätet dem Fall widmen:

„manche springen dann net drauf sondern gehen dann eben genau in die andere Richtung, um dann zu sagen, da ist ja nichts dran, ne. So ein bisschen, psychologisch würde ich es so erklären, um zu verdecken, dass man des net richtig bearbeitet hat, sozusagen, ne [...] jetzt bei der [anderen Skandal]-Geschichte gibt es auch Kollegen, die dann genau das andere schreiben, (unverständlich) war doch ein verdienter Mann, und eh, das wäre doch ein Treppenwitz, wenn der seinen Posten verlieren würde. Also das kommt schon vor, das ist einfach a (2 Sekunden Pause) ein menschliches Verhalten, würde ich sagen, aber ein höchst unjournalistisches, natürlich. Klar kommt man mal zu spät oder kriegt halt einfach nicht die Informanten, kommt vor, ehm, aber das muss man dann einfach zur Kenntnis nehmen, und wenn man will, dann einfach weiter zu spinnen und einen anderen Ansatz zu finden. Ehm, also so handhab ich das na klar, kommt immer wieder mal vor. Bei [anderem Skandal] war das zum Beispiel, dass erst andere eh den Stein in den Teich geworfen haben und wir erst relativ spät drauf gekommen sind.“ (B)

B kritisiert, dass diese Reaktion zwar psychologisch verständlich sei, aber eben „unjournalistisch“. Dies lässt sich damit begründen, dass die „zu spät gekommenen“ das Thema bearbeiten wollen bzw. müssen, da es eben in der öffentlichen Diskussion steht und sie durch einen journalistischen Anspruch nicht daran vorbei kommen. Aus Verlegenheit über das späte Dazustoßen seien sie nicht so sehr an der Aufklärung und an den Fakten orientiert.

Die Journalistin M beobachtet, dass die Reaktion anderer Medien auf ihre Veröffentlichungen zum rechtsextremistischen Milieu auch eine typische Antwort kennen: ihre Diagnosen seien übertriebene „Panikmache“. Diese Formen der (un)journalistischen Auseinandersetzung mit einem investigativ recherchierten Thema sind nicht nur aus professioneller Sicht enttäuschend, sie untergraben auch die Legitimität des Journalismus insgesamt. Aus Perspektive einer Journalistin, die sich für ihre Recherchen in Gefahr bringt und starker Bedrohung ausgesetzt ist, kann dieses Verhalten als unsolidarisch gelten.

Es könnte Ausdruck hoher Differenzierung im Journalismus wie auch im Investigativjournalismus selbst sein – und damit die divergierenden Rollenvorstellungen unter InvestigativjournalistInnen zum Ausdruck bringen –, welche mangelhafte Solidarität für die Probleme, die aus einer kritischen und kontrollierenden Berichterstattung entstehen, erklärbar machen.

Dimension der Kooperation

Neben der oben skizzierten Konkurrenzsituation zwischen einzelnen JournalistInnen bzw. den Medien gibt es eine Vielzahl von Kollaborationen, bei denen JournalistInnen unterschiedlicher Medien zusammen recherchieren und in Übereinkommen miteinander ihre Ergebnisse veröffentlichen. Diese Kooperationen können einen offiziellen Charakter haben, also ggf. vertraglich festgehaltene Absprachen enthalten oder auch auf der Ebene der Übereinkunft zwischen zwei KollegInnen geschehen. Kooperationen verweisen damit auch auf Ressourcenprobleme von einzelnen Redaktionen, gesellschaftliche Missstände und damit bereits als journalistisch relevant markierte Themen aufzubereiten.

„Wir sind auch nicht exklusiv einander versprochen ähm, und aber natürlich hat man da irgendwie tolle Kolleginnen und Kollegen zu denen man viel Vertrauen hat, und weiß, dass die super sind und ne Geschichte voranbringen, und wir schauen wo das passt. Und wo das passt, da machen wir es.“ (P)

Gemeinschaftsarbeiten und Zusammenarbeit von JournalistInnen unterschiedlicher Medien oder zwischen Freien gehören für meisten die Interviewten zu ihrem Alltag. Einige arbeiten in offiziellen, vertraglich organisierten Kooperationen mit anderen Medienhäusern, andere haben diese Zusammenarbeit mündlich vereinbart. Redaktionen von Medienhäusern arbeiten etwa miteinander, um zusammen Aufwendige, oftmals datenlastige, Recherchen stemmen zu können.

„Diese Zusammenarbeit (2 Sekunden Pause) gibt es, ähm, weil wir gemerkt haben, dass ein ähm, unsere Kapazitäten bei manchen Geschichten nicht reichen und ehm, das wir wenn wir mehr Leute an ein Thema sitzen setzen, dass wir dann bessere Arbeit machen können und wir glauben dass es für die Gesellschaft auch gut und wichtig ist, dass bei so Großthemen äh, verschiedene Kooperationen gibt. Mittlerweile macht ja jeder sowas“ (P)

Die Ausführungen von P lassen auch durchblicken, dass es dem Grunde nach ungewöhnlich für Medienorganisationen ist, gemeinsam Themen zu recherchieren und zu veröffentlichen – es ist erklärungsbedürftig, eigene Rechercheansätze zu teilen. Die Begründung, die kommerzielle Konkurrenz für gemeinsame Arbeit auszuklammern, wird mit der Relevanz der Missständen „für die Gesellschaft“ angegeben. Es sei für einzelne Medien nicht möglich, eine große Recherche alleine zu leisten. So wird eine Konkurrenzsituation durch Kooperation abgelöst. Durch die Zusammenarbeit und die Veröffentlichung in unterschiedlichen Medien (z. B. auch mit unterschiedlicher

Schwerpunktsetzung oder mittels eines anderen Massenmediums) kann allerdings ein möglichst breites Publikum adressiert werden („das ist ne gute Sache, man man man schafft auch mehr Aufmerksamkeit für eine bestimmte Recherche“).

Zudem gibt es internationale Teamarbeiten. Internationale Kooperationen können sich auf die Veröffentlichungen speziell für den eigenen Medienmarkt und ihr Publikum spezialisieren. P betont, dass aber jedeR JournalistIn und jede involvierte Redaktion entscheiden kann, welche Geschichten sie weiterverfolgen.

„[W]ovon wir uns natürlich schon verabschieden mussten, dass die ehm, wir konnten niemandem vorschreiben, dass er eine bestimmte – eh eine bestimmte Geschichte macht oder nicht macht oder wie er sie macht. Also da muss man dann schon Respekt vor den verschiedenen journalistischen Kulturen haben und und sich drauf verlassen, dass [...] die richtigen Kolleginnen und Kollegen [dabei sind, TP] ehm, also was man kann dann nicht, so irgendwie kolonialistisch ehm, unseren Kolleginnen und Kollegen in [anderer Weltregion, TP] sagen, pass mal auf, ehm, das machste nicht, das machste schon, jeder und jede die da mitrecherchiert hat, ist irgendwie erfahren und auch stolz genug irgendwie zu sagen, das entscheiden schon wir was wir hier machen.“ (P)

Mit anderen Medienhäusern zu kooperieren bedeutet, die Ausrichtung etwa des Blattes oder des Rundfunksenders und die individuellen Schwerpunktsetzungen der kooperierenden JournalistInnen zu akzeptieren.

Es gibt auch Zusammenschlüsse von JournalistInnen, die sich aufgrund ihrer thematischen Ausrichtung ergeben hat. In diesen Fall profitieren die Beteiligten von der Kooperation, da sie schwer erhältliche Informationen austauschen und gemeinsam die sich verändernden Entwicklungen einschätzen. M arbeitet oft mit denselben FachkollegInnen zusammen. Dabei schätzt sie, dass jedeR den eigenen Interessen folgen und die individuellen Stärken einbringen kann: Sie recherchiert lieber, ihr Kollege bringt den wissenschaftlichen Background zu ihren Ergebnissen ein.

Zusammenarbeit findet aber auch allein aus dem Grund statt, da sich zwei JournalistInnen gut verstehen, etwa gemeinsam ihre journalistische Ausbildung absolviert haben und daher ein vertrautes oder freundschaftliches Verhältnis im Berufsalltag einbringen („einfach weil sie sich mit der Kollegin gut versteht und das nen paar mal mit Erfolg gemacht hat“ (P)).

Die JournalistInnen betonen, dass es wichtig ist, dass sich alle an die Abmachungen halten. Dies meint unter anderen Verschwiegenheit, Termine zur Konfrontationen der Beschuldigten und der Veröffentlichungszeitpunkte. Der Journalist P merkt an, das anstrengend sein kann, diese Absprachen in großen Kooperationen durchzusetzen. Dass sich einige nicht an Absprachen halten, würde er bei Männern feststellen:

„Und wenn man jetzt mit [Zahl der kooperierenden JournalistInnen] solchen Menschen diskutiert, an welchem Tag veröffentlichen wir, wann sollen wir die Menschen ansprechen, die

Vorhalte wann ist der beste Zeitpunkt [Beschuldigte] anzuschreiben, was ist rechtlich die beste Einschätzung, [live dabei sein, TP] dürfen und wer nicht. >einatmen< dann hat man natürlich [Zahl der kooperierenden JournalistInnen] Leute die denken sie wissen genau was richtig ist und natürlich ehm, ehm sehr viele Meinungen die einander widersprechen und auch viele Konflikte, die wir natürlich nicht nach außen getragen haben, aber ehm, da gabs natürlich - es gab auch [...] [Kollegen, TP] die sich nicht an Regeln gehalten haben.“ (P)

M arbeitet gerne in Kollektiven. Die JournalistInnen, mit denen sie kooperiert, recherchieren ebenfalls zu ihrem Thema. Die detaillierte Analyse des Gesprächs mit M hat offengelegt, dass sie sich, – obwohl als freie Journalistin tätig – als Teamplayerin versteht. Sie bezieht sich bei Erzählungen über Erfolge immer wieder darauf, dass diese ein Teamerfolg seien. Für sie steht die inhaltliche Auseinandersetzung mit dem rechtsextremen Milieu im Mittelpunkt und sie arbeitet darauf hin, die Konsequenzen von rechtem Gedankengut aller Couleur offenzulegen und damit für Präventionsprogramme zugänglich zu machen. Für M steht nicht das persönliche Vorankommen, wie etwa ein durch Preise messbarer beruflicher Erfolg im Zentrum, sondern der ihrer Arbeit: „[I]ch wollte irgendwo soli- in Solidargemeinschaften arbeiten, wollte irgendwas eh, was Gutes, was Engagiertes tun“. In dem Kollektiv wird die Arbeit reflektiert, um das gemeinsame Ziel zu erreichen:

*„ganz wichtig ist, wo haben wir Versäumnisse, wo müssen wir nochmal intensiver bohren, ehm, (2 Sekunden Pause) unheimlich wichtig finde ich tatsächlich auch den Austausch mit Kollegen Kolleginnen da ist das, das betone ich immer wieder, weil ich bin in einer Zeit in den Journalismus gekommen wo der Konkurrenzkampf enorm war >Interviewerin "ja?"< und ehm, ich hab das nie gemocht, ich find es nicht so **wichtig** ehrlich gesagt, wer ein Thema rausbringt, ich finde es wichtig, dass ein Thema **gut** herausgebracht wird, dass es **gut** eh recherchiert wird das es gut erarbeitet wird und dass es gut zugänglich gemacht wird, und bei mir kommt immer ein Punkt hinzu, den ich aber auch nicht alleine, sondern mit vielen Kollegen teile, wir ehm, wir wollen dann auch zur Verfügung stehen also für mich gehört zu Journalismus auch und grad zu, wir schreiben ja auch Bücher und so, und zur Autorenschaft, dass wir danach auch zur Verfügung stehen, das heißt, ich steh gerne, vor allem Kolleginnen und Kollegen zur Verfügung, wenn die das Thema aufgreifen, jetzt haben wir eben [aktuelles Thema], und wenn es Fragen dazu gibt, dass wir uns austauschen, dass wir vor allen Dingen auch für Vorträge und Veranstaltungen zur Verfügung stehen, das ist nen ganz großes großer Teil auch meiner Arbeit.“ (M)*

M äußert keine Konkurrenzgedanken, – tatsächlich freut sie sich, wenn mehrere JournalistInnen zu ihrem Themenfeld arbeiten und über die Gefahren von Rechts aufklären. Sie steht LokaljournalistInnen, die zu Rechtsextremismus arbeiten, gerne mit ihrem Know-how zur Verfügung.

*„[W]as ich viel wichtiger finde, ist, dass man sich heute eben auch ganz stark zusammenschließt, dass man eben Gemeinschaften bildet, ehm, (2 Sekunden Pause) dass man eben Redaktions- mir fehlt grad das Wort >P Netzwerke?< [...] Was ich wichtiger finde, und weshalb Frauen heute auch mehr Chancen haben, dass sie sich von Anfang an besser organisieren und zusammentun, und ihre Rolle auch so in, das ist das Wort das ich gesucht habe, in Kollektiven schon, ja auch Recherchekollektive das finde ich ne super Geschichte, weil das schützt auch und man kann sich auf seine Art auch in Kollektiven verwirklichen und kann auch da die Bedeutung, ohne das man sich **präsentieren** muss und immer wieder darstellen muss.“ (M)*

M bringt eine weitere wichtige Funktion der Zusammenarbeit ein: Sie schützt die einzelnen JournalistInnen, da sie unter der Bezeichnungen der Kooperation veröffentlichen können. Dies kann für Freie eine Chance sein, die etwa bei der Konfrontation der Beschuldigten ihrer Recherchen nicht in ihrem Namen auftreten müssen. Insbesondere Frauen können davon profitieren, ihre Identität durch die Arbeit in Kooperation oder Recherchekollektiven zu verbergen, da sie nochmals stärkeren Bedrohungen ausgesetzt sind.

Journalistische Gemeinschaftsarbeiten von JournalistInnen oder ganzen Redaktionen eigentlich konkurrierender Medien haben Konjunktur (siehe Kapitel 1.5). Dass eine solche Kooperation auch scheitern kann, zeigt die Darstellung eines Zeitungsjournalisten. Er hat den Hinweis auf einen Missstand durch einen Fernsehkollegen bekommen und daraufhin recherchiert, da sich dies im näheren Umkreis der Redaktion des Printjournalisten abgespielt haben soll. Die Zusammenarbeit und das freundschaftliche Verhältnis sind gebrochen, als der Zeitungsjournalist nicht länger mit der Veröffentlichung warten *konnte*.

„Aber gut, ehm, naja dann ist der Druck von dem von dem Kollegen halt schon hoch gewesen, na hat gesagt halt warte halt noch, ne. Lass halt erst uns, sozusagen. Da hab ich dann gesagt, so [Vorname des Fernsehjournalisten], so geht das net, wir können uns austauschen, aber wenn das bekannt ist, dann muss man es einfach machen. Ja. [...] und eh, aber der war dann so verärgert, dass ich mich nicht mehr an seine Wünsche gehalten hab, dass er (2 Sekunden Pause) jetzt haben wir keinen Kontakt mehr. So. Auch gut.“ (B)

Der Journalist sagt, dass er nicht warten *konnte*. Seine Recherchen hatten nachgewiesen, dass ein gravierender Missstand vorliegt, sein journalistisches Selbstverständnis und seine Überzeugungen als Journalist haben ein Abwarten nicht zugelassen. Alle Hinweise, die bis zu diesem Zeitpunkt vorlagen, waren überprüft worden. Der Printjournalist musste es „einfach machen“. Für den Journalisten des Öffentlich-Rechtlichen war ein Öffentlichmachen zu diesem Zeitpunkt noch nicht möglich. Dass an dieser professionellen Bewertung die Freundschaft zerbrach, wird von dem Interviewpartner mit „[s]o. Auch gut“ quittiert. Es lässt den Rückschluss zu, dass er sich aus professioneller Perspektive vor einer alternativlosen Entscheidung zur Veröffentlichung sah. Es ist der wichtigste Glaubenssatz einer

differenzierungstheoretischen Arbeit, dass Alternativität jederzeit gegeben ist. Die Darstellung oder Wahrnehmung von etwas als alternativlos kommuniziert an dieser Stelle die Eindeutigkeit des Primats des an die Öffentlichkeit-Bringens eines Journalismus als publizierendes System (Marcinkowski, 1993).

Im Sinne der Pressefreiheit? Verhältnis zum Verlag

Ein Grundprinzip der freien journalistischen Arbeit ist die Trennung von Verlag und Redaktion. Dies bedeutet, dass der Verlag die Arbeit der JournalistInnen nicht behindert. Die JournalistInnen benötigen den Rückhalt, dass der Verlag sie unterstützt, selbst wenn die finanziellen Interessen betroffen sind. Als JournalistIn Missstände aufzudecken, kann zu Konflikten führen:

„Und dann muss man sich halt notfalls gegen die Verleger durchsetzen. Wenn es notwendig ist. ja. Aber das wurde dann einfach ungemütlicher immer und dann habe ich eh, (3 Sekunden Pause) ja hier beworben, [...] der damalige Verlagsdirektor [meines jetzigen Mediums, TP] hat dann natürlich auch verfolgt was draußen passiert. Und dem hat das dann gefallen was ich gemacht hab und dann, ja, kommen sie zu uns, ne.“ (B)

Der Lokaljournalist erzählt, dass er in den 1990ern Schwarzgeldspenden an eine Partei durch einen Unternehmer der Region aufgedeckt hat, der Verleger vor Ort hatte versucht dies zu verhindern, da es sich um einen Anzeigenkunden handelte. Schließlich wechselte der junge Journalist zu einer Zeitung, dessen Verleger seine Arbeit schätze.

Ein anderer Journalist, P, berichtet auf die Frage, ob es jemals Probleme gab „bestimmte Geschichten zu bringen“ aufgrund finanzieller Sorgen durch möglicherweise ausbleibende Werbeeinnahmen:

P „Nein“

TP „Also nein?“

*P „Also das hat aber auch mit dem Standing zu tun, ich weiß nicht wie das in anderen Redaktionen ist. Hier, (2 Sekunden Pause) würde sich niemand trauen zu uns zu kommen und zu sagen wir wollen nicht, dass ihr diese Geschichte macht. Niemand. Da, weil (2 Sekunden Pause) die wissen, dass wir viel zu unabhängig sind und weil weil sie auch wissen, es gibt, also der (2 Sekunden Pause) also einer der (2 Sekunden Pause) der Vorteile daran, dass es wenig **guten** Investigativjournalismus gibt, ist, dass die die ihn machen auffallen und (2 Sekunden Pause) Investigativjournalismus ist nicht nur wichtig für die Gesellschaft, sondern es es schmückt auch jede Redaktion und es ist für jede Redaktion eine Art Marketingtool so, ehm, so klar sehen wir das schon auch >Interviewerin “ok”< sind nicht, ehm, es ist nicht nur ehm, ehm, dass die [Zeitung bei der P arbeitet] die Gesellschaft verbessern will, sondern es ist auch nen Argument, warum die Leute die ganzen [Name der Zeitung] **kaufen**, weil sie exklusive Nachrichten haben da, und weil sie mit ihrer, weil sie mit dem Abogeld wichtige Recherchen*

finanzieren und das hat den Nachteil, für ein (2 Sekunden Pause) ein Medium, das solche Leute beschäftigt ehm, das natürlich alle anderen Medien – da stehen unsere Namen net drauf (2 Sekunden Pause) und ehm, wir hätten wahrscheinlich nicht so große Schwierigkeiten, wenn wir den Arbeitgeber wechseln wollten.“

P ist im Verteidigungsmodus, er macht sehr deutlich, dass bei seiner Zeitung und in seiner Redaktion eine solche Einflussnahme auf die Veröffentlichungen undenkbar ist. Dies begründet er damit, dass „wir viel zu unabhängig sind“. Dass man sich mit ihm und seiner Redaktion nicht anlegt, wird daraufhin so erklärt: „weil es wenig **guten** Investigativjournalismus gibt“ und diejenigen „die ihn machen auffallen“, daher haben die einzelnen InvestigativjournalistInnen viel Macht. Sie als das „Marketingtool“ „für jede Redaktion“ einzuschüchtern oder um das Ablegen ihrer Werte zu bitten, ist für ihn nicht denkbar. Ps Aussage liegt die Annahme zugrunde, dass das Standing der einzelnen InvestigativjournalistInnen so hoch ist, dass es niemand wagt oder wagen sollte, Einfluss auf ihre Recherchen zu nehmen. Besonders spannend ist dabei auch der Aspekt, dass der Investigativjournalismus als ein bedeutendes und zweifaches Kaufkriterium für KundInnen genannt wird. P konkretisiert, dass die Bedeutung der Arbeit seiner Investigativredaktion, die einige der „wenig guten“ InvestigativjournalistInnen beschäftigt, problemlos möglich ist, bei anderen Medien attraktive Arbeitsbedingungen zu finden, falls ihre Arbeit eingeschränkt werden sollte. An dieser Stelle verdeutlicht P die Machtposition, die er im Medienhaus innehält. Weiter erklärt er:

*„[U]nd das muss jedem hier bewusst sein ehm, und das ist eigentlich nur ein weiterer Grund warum man das bei uns nicht versucht, weil ich glaube also wenn **ich** ein Verlagsmensch wäre und ich würde zu [Investigativ-Kollege] gehen und sagen ich will nicht, dass du darüber schreibst, dann wäre meine Vermutung, drei Wochen später hat der gekündigt, ist beim Spiegel und schreibt darüber ne Geschichte und des wäre dann das **dümmste** was mir passieren kann, weil dann bin **ich** nämlich meinen Job los als Verlagsmensch. Davon abgesehen ist es glaube ich auch so, dass es in der ganzen [Name der Zeitung] niemand macht, weil die [Name der Zeitung] ein eine ein so stolzes Selbstverständnis hat, dass ich mir nicht vorstellen kann, dass **irgendeine** Kollegin oder irgendein Kollege – auf so ein Gespräch auch nur eingehen würde, weil die würden sagen ehm, falscher Ansprechpartner, da oben, [oberster] Stock, das Büro von Herrn [Chefredakteur] und ehm ehm, das das versuchen die auch nicht“ (P)*

P hebt hervor, dass die Themen, die er und seine Redaktion bearbeiten, unter einem Schutz stehen. Einerseits durch das journalistische Selbstverständnis der einzelnen JournalistInnen, dann unter dem Schutz des stolzen Selbstverständnisses der Zeitung und unter dem Schutz der Chefredaktion. Der Investigativjournalismus wird hier als selten, aber als schützenswert und notwendig beschrieben.

Ein vertrauensvolles Verhältnis zum Verlag nennt auch M als bedeutsam. Die Fachjournalistin, die zum Thema Rechtsextremismus arbeitet, verfasst neben ihrer freien Tätigkeit im Journalismus auch Bücher. Die Recherchen gehen von der Journalistin selbst aus, sie wartet nicht auf einen Hinweis des

Buchverlags. Sie geht in Vorleistung und recherchiert gemeinsam mit KollegInnen teilweise jahrelang. Neben den aufwendigen Recherchen ist insbesondere die juristische Prüfung ein Hindernis, welche eines hohen Engagements und Einsatzes auch vonseiten des Verlags bedarf:

„Ehm, also wir lassen alles juristisch prüfen, müssen wir. Also es ist aufwendig, es ist >lautes Ausatmen< (2 Sekunden Pause) nervenzer-, es ist wirklich fürchterlich (Lachen) also anstrengend (...) Dann ist es für den Verlag aufwendig ehm.“ (M)

Wenn M für den Rundfunk arbeitet, stellt sich teilweise eine andere Situation ein: M kann ihre Recherchen etwa durch Videomaterial, Fotos oder geleakte Mitschnitte bzw. Schriften belegen, doch wird aus manchen Redaktionen an der Korrektheit ihrer Recherchen gezweifelt und etwa gefordert, dass geheimdienstliche oder polizeiliche Behörden ihre Arbeit bestätigen.

*„Aber das ist auch beim [Sender des Öffentlich-Rechtlichen] oder [Sender des Öffentlich-Rechtlichen] durchaus mal so, dass die sagen, das ist ja schön und gut was du uns hier so erzählst, aber bestätigt das auch irgendeiner außer deinem eigenen Materialien [Rechercheergebnissen, TP] (Lachen) und so. Ja, das ist oft bei [Thema ihrer Buchveröffentlichung], bei dem Buch, also wenn unser Verleger [Name des Verlegers] nicht so mutig wär und uns vertrauen würde, [Name des Kollegen] und mir, ehm, dann ehm, (2 Sekunden Pause) wär das relativiert worden. Das ist doch kein Problem, [Thema ihrer Buchveröffentlichung], das sind doch nur nen paar Leute, das diese Ideologie vom Großteil der AfD, von Millionen von Menschen getragen wird, wurde ausgeblendet und mittlerweile greifen das auch viele auf, aber das muss dann auch immer Redaktionen haben, die an einen **glauben**, die einem Vertrauen, das ist schon schon so ist, wie man wie man das auch darstellt.“ (M)*

M verdeutlicht, dass die Unterstützung von Verlag und Redaktion gleichermaßen wichtig sind.

Themenvorschläge unterbringen

Aus Sicht eines angesehenen Investigativjournalisten, der selbst als angestellter Redakteur bei einer Lokalzeitung tätig ist, lässt sich kaum ein Problem innerhalb seiner Redaktion ausmachen, wenn es um die Wahl eines von ihm vorgeschlagenen Themas geht.

„[I]ch bin so veranlagt, dass ich net eh sozusagen warte, ne, was zu tun ist, sondern dass ich mir die Themen eigentlich eh, selber such. Ne. Und das ist auch das schöne hier im Haus oder an dem Beruf – vielleicht ändert sich das auch, dass man wirklich eh, nach seinen Interessen gehen kann und relativ große Freiheit hat, Themen zu bearbeiten. Klar, man muss sich mit den Kollegen besprechen, aber in meinem Alter, oder wenn man das mal ne Zeit lang macht und die alle kennt dann dann gibt es da keine Widerstände sondern man macht da Themenvorschläge,

begründet des und dann kann man das angehen und eh, es gibt eigentlich überall interessante spannende Themen und es gibt auch überall Missstände, ja?“ (B)

Der Redakteur hat einige Fälle von Machtmissbrauch oder juristischen Fehlentscheidungen durch Veröffentlichungen in der Lokalzeitung aufgedeckt, entgegen Widerständen aus Politik und durch gegenteilige Berichte anderer Medien. Die große Freiheit innerhalb seiner Redaktion ist seinem Standing zu verdanken, das er durch diese Erfolge aufgebaut hat. Freie JournalistInnen berichten im Gegensatz dazu etwa von Problemen ihre Themen zu platzieren. Trotz teilweise jahrzehntelanger Arbeitserfahrung und Auszeichnungen für ihre Arbeit erleben Dämpfer. Eine Journalistin berichtet, dass ihre Themen als „Schmuddelthema“ oder „Abschalter“ bezeichnet werden:

„[F]rüher war es immer, das ist nen Schmuddel-Thema, das ist Abschalter-Thema, da gehen die Einschaltquoten runter und ehm, und in den 90ern wurde mir das immer so gesagt, und später auch noch. Und heute kann man es nicht mehr verändern, heute gehts nicht mehr um Einschaltquoten, heute muss man es machen.“ (M)

Speziell für den Öffentlich-Rechtlichen konstatiert sie, dass die Quoten von ihren Reportagen immer unwichtiger werden.⁶³

Eine andere Journalistin erlebt, dass ihre Themenvorschläge zu gravierenden Missständen abgewiesen werden, trotz vorangegangener Erfolge, etwa durch sehr gute Einschaltquoten gemessen, da sie nicht „neu“ genug seien („was ist neu dran?“). Die Zuordnung von Relevanz zu einem Thema kann variieren. So kann es vorkommen, dass die (freien) JournalistInnen etwa monatelang recherchieren, die Einschätzung der Redaktion jedoch von ihren eigenen Auffassungen abweicht und sie sich dem Thema nicht annehmen. Einige freie JournalistInnen arbeiten erst zu dem Thema, nachdem sie mit dem Medium darüber verhandelt haben und ihnen eine Bezahlung zugesichert ist.

Freie InvestigativjournalistInnen: Suche nach einem passenden Medium für die Publikation

Die JournalistInnen stellen sich auf die Überprüfung ihrer Recherchen ein und wissen um die Notwendigkeit der Sorgfaltsanforderungen. Freie JournalistInnen machen jedoch in manchen Redaktionen schlechte Erfahrungen: Mangelndes Interesse oder keine Kenntnis zum Gegenstand der Recherche können die Zusammenarbeit belasten und es für die InvestigativjournalistInnen unmöglich gestalten, die Tragweite des Missstands zu verdeutlichen. Das Hinterfragen von in Fachkreisen

⁶³ Die Schlussfolgerung, dass der Öffentlich-Rechtliche jetzt auch "Abschaltherthemen", wenngleich gesellschaftlich bedeutsame bringen müsse, weil Quoten nicht mehr wichtig sind, ist Ausdruck des Mediensystems unter Spannung, bei dem alte Gewissheiten, wie die grundlegende Bedeutung der Quote – also des Publikumsfeedbacks durch Wahl eines Programmes – als nicht ausschlaggebend angesehen wird. Für den Investigativjournalismus kann dies als eine dornige Chance begriffen werden.

unbestrittenen Fakten zum Hintergrund eines Themas erschwert die Absprache. Dies kann zu einem Zerwürfnis führen und insbesondere sicherheitssensible Recherchen gefährden:

*„[A]lso wir recherchieren, wir halten unseren Kopf hin, wir krabbeln durch die Gegend oder müssen wegrennen und haben das Bildmaterial und dann soll uns aber der Verfassungsschutz, der Sprecher des Landesamtes für Verfassungsschutz bitte bestätigen, dass diese Gruppe ganz schlimm ist, dann reichen nicht die Bilder (...) wenn Freie das auch sagen, wir haben da schon die wildesten Geschichten erlebt, (...) wir zeigen die [Bilder], das war wirklich ne heikle Geschichte, ich bin da ja auch angegriffen worden und meine Kollegen mit angegriffen worden, und dann (2 Sekunden Pause) müssen wir, soll uns der Verfassungsschutz die **nichts** tun, bestätigen, was wir da eigentlich selber recherchiert haben. Also das sind Dinge die mich wütend machen, also im Nachhinein auch dann ist da (unverständlich) man kann da oft nichts machen aber im Nachhinein habe ich echt gedacht, wenn man nicht so aufs Geld angewiesen wäre, dann hätte man die Redaktion sofort verlassen sollten, und denen sagen sollen, ich geh woanders hin. Ja klar, also, das ist, es sind schon Dinge, die mich ärgern (Lachen).“ (M)*

JournalistInnen können mit den redaktionellen Entscheidungen in Konflikt geraten. Insbesondere die Freien können dabei auf ihre Kenntnisse zu unterschiedlichen Redaktionen zurückgreifen und etwa ein anderes Medium kontaktieren, mit dem sie in der Vergangenheit bessere Erfahrungen gemacht haben.

„[W]enn wir Bildmaterial haben [...], wenn wir Kinder Kinder beim Drill erleben, wenn wir knallharte Brauchtumsveranstaltungen Kulturveranstaltungen da haben [...], dann überlegen wir natürlich welche Redaktion ist gut und vor allem, wer macht uns das nicht platt und ehm, holt uns sofort den Verfassungsschutz hinzu und macht das Thema, verkorkst das Thema nicht, sondern wer geht da sensibel ran und also da nuanciert man unheimlich, also das macht einen ganz großen (2 Sekunden Pause) ganz großen Anteil des Entwicklungsprozesses so so bei der Umsetzung eines Themas aus, sich damit erstmal intensiver auseinander zu setzen.“ (M)

F war bei einem TV Sender fest angestellt, hat sich jedoch nach einiger Zeit dafür entschieden, ihren Vertrag zu beenden und als freie Journalistin zu arbeiten. Sie hat die Festanstellung und die damit verbundene finanzielle Sicherheit aufgegeben.

*„[I]ch war [...] fest angestellt bei [Sender], das hat **definitiv** seine Vorteile, weil du ja nicht das Gefühl hast ich muss jetzt (2 Sekunden Pause) ehm, aktiv werden, um überhaupt Geld zu bekommen am Ende vom Monat, sondern du machst in Ruhe deine Arbeit und musst dich um diesen Aspekt nicht kümmern. Ehm, ich hab aber in dem Jahr gemerkt, dass es für mich nicht das Modell ist weil ich mehr machen wollte, als die eine Sache die mir der eine Arbeitgeber vorgibt, ich hatte so viel mehr Ideen, ich wollte ein Buch schreiben, ich wollte Artikel parallel schreiben, ich wollte [...] Filme machen, ich wollte auch nicht nur auf einen Sender beschränkt*

sein also ich hatte einfach (2 Sekunden Pause), ja Projekte, die mir sofort vorgeschwebt haben, und das hat mir einfach nicht gereicht eingeschränkt zu sein.“ (F)

F beschreibt einen sehr aktiven Arbeitsmodus. Sie ist eine journalistische Allrounderin, die sehr motiviert an neue Themen und Formate herantritt. Eine Anstellung bremst sie aus und ihr Bild von einer Festanstellung ist negativ geprägt:

„Und ehm, da ich sowieso jemand bin der von sich aus fleißig ist und gerne diesen Job macht, bin ich jetzt auch nicht so ja, irgendwie faul irgendwie als Selbstständige mich hinzusetzen und meine Arbeit zu machen, weil das natürlich ne total wichtige Voraussetzung wenn wenn du festangestellt bist wirst du viel mehr irgendwie mit durchgezogen, als wenn du frei naja, dann hast du halt Pech am Ende vom Monat (Lachen) wenn du wenn du nicht eh aktiv wurdest und dein Projekt umgesetzt hast oder keine Aufträge bekommen hast.“ (F)

Für die beiden freien Journalistinnen ist die Auswahl der Redaktion zentral. Sie unterscheiden sich nach Bezahlung, so zahlen im Rundfunk die Öffentlich-Rechtlichen besser als private Sender. Aber auch die Kooperation ist ein wichtiger Faktor für die Auswahl des Mediums von Freien. Wenn freie JournalistInnen in Redaktionen AnsprechpartnerInnen haben, zu denen ein gutes und von gegenseitigem Vertrauen getragenes Verhältnis entsteht, geben sie an, deutlich lieber und häufiger mit diesem Medium zusammenzuarbeiten.

5.4 Begrenzende Faktoren der Rechercharbeit: Ressourcen und Gefahren

Ein Journalismus, der sich der Kritik und Kontrolle verschreibt, ist für das Funktionieren der Demokratie zentral, denn er informiert die Bevölkerung über etwaige Probleme, welche die demokratischen Werte betreffen. Die Kritik- und Kontrollfunktion bezieht sich auf die Gesellschaft als Ganze, damit lässt sich kein Teilsystem von der journalistischen Beobachtung per se ausschließen (Chill & Meyn, 1996a, S. 2). Es ist die Funktion des Investigativjournalismus, auf die an dieser Stelle verwiesen wird, die sich im Publizieren von Missständen manifestiert (siehe Kapitel 6.1). Die Einschränkung der Arbeit dieser JournalistInnen – sei es durch innerredaktionelle Routinen, Maßnahmen des Schutzes der InformantInnen, mangelnde juristische Unterstützung oder Angriffe gegen InvestigativjournalistInnen – ist damit ein Problem, das auf die Gesellschaft als Ganze zurückwirken kann. Wie die investigativjournalistische Beobachtung der Umwelt und ihre Entscheidung über Missstand/kein Missstand durch Faktoren der Ressourcenaufteilung im Journalismus, aber auch Gefahren der eigenen Arbeit Einschränkungen erfährt, verdeutlicht dieses Kapitel.

„[D]ann bist du weg“ – juristische Absicherung und persönliche Risiken der JournalistInnen

„[W]as ich bei [Privatsender] schätze ist, dass die halt sehr jung und innovativ sind, und mich komplett haben mein Ding machen lassen, auch als Selbstständige, das heißt, wenn ich nen gutes Thema hab, und das überzeugt, dann kann ich einfach drauf loslegen und die stehen mit allem hinter mir. Also die haben immer juristisch alles für mich gemacht, ich musste nie Angst haben, persönlich verklagt zu werden, wegen den Sachen die ich mache, das ist super wichtig. [Der öffentlich-rechtliche TV-Sender] dagegen ist zum Beispiel viel viel ängstlicher, also die trauen sich mit so großen Firmen und Institutionen anzulegen und sind da eher nen bisschen zurückhaltender und garantieren mir auch nicht den vollen juristischen Schutz, wenn die Firmen gegen mich vorgehen, das machts für mich viel schwieriger für die investigativ zu arbeiten, weil ich nie mich persönlich und mein meine Existenz riskieren würde für nen Thema. Das geht mir einfach zu weit.“ (F)

F vergleicht zwei TV-Sender miteinander und hält fest, dass sie ihr nicht dieselbe juristische Sicherheit anbieten. Sobald F nicht den vollen Rückhalt für ihre Recherchen bekommt, werden diese Themen von ihr nicht bzw. anders veröffentlicht, da sie persönlich das Risiko nicht tragen möchte. Damit ist auch gesagt, dass sobald ein Sender oder eine Medienanstalt der freien Journalistin keine juristische Rückendeckung anbieten kann, investigativjournalistische Recherchen und Veröffentlichungen von Missständen in Gefahr sind. Dies kann grundsätzlich auch für Festangestellte gelten, jedoch haben diese keine Auswahl zwischen unterschiedlichen Medien.

Vorwürfe zu Missständen müssen einwandfrei belegt werden können, sie müssen sowohl in einer potenziellen juristischen Auseinandersetzungen mit dem Beschuldigten als auch dem Publikum gegenüber glaubhaft vermittelt werden. F ist nicht nur Autorin, sondern auch Produzentin und sagt in Bezug auf das Fernsehen als Medium, dass es „dieses live dabei sein“ braucht, denn „da gibts nichts mehr zu widerlegen“, um dem Publikum zu verdeutlichen, dass es sich um einen Missstand handele und Fakten kommuniziert werden:

„Du brauchst immer dieses live dabei sein. Du sagst, dieser und dieser Vorwurf liegt in der Luft, ich bin aber ne gute Journalistin als überprüfe ich mal was da dran ist und geb dem Unternehmen auch ne Chance sich dazu zu rechtfertigen (2 Sekunden Pause) oder vielleicht in der Recherche zu merken es ist gar nicht so schlimm und es gibt keinen größeren Beweis als mit der Kamera davor zu in dem Moment wo der Missstand passiert. Also in dem Moment in dem ein alter Mensch schlecht behandelt wird im Altenheim, da gibts nämlich nichts mehr zu widerlegen, das ist einfach, da ist das Bild Beweis genug und dann hast du auch noch ne Zeugenaussage, die das ganze untermauert, die zum Beispiel sagt, und so geht das schon seit zwei Jahren das heißt, dann weißt du, okay, ehm, das war jetzt kein Einzelfall, so nach dem Motto, das haben wir jetzt einmal gesehen und [Privatsender] hats dann wieder dramatisiert, sondern wir sagen ein oder am besten zwei Zeugen, das geht schon so und so lange zu, und ich

hab das mehrmals in dieser und jener Form miterlebt so, also das ist einfach ne doppelte Absicherung die vor Gericht wichtig ist die ist überhaupt dem Zuschauer glaubwürdig macht, weil der ist natürlich auch sehr kritisch geworden heutzutage wo so viele Fake News gibt und ehm, soziale Netzwerke die Dinge verbreiten die nicht stimmen und man gar nicht mehr so richtig weiß, worauf man sich verlassen kann gibts kein besseren Beweis (Lachen) als quasi mit eigenen Augen durch die Kamera durch den Fernseher zuzusehen.“ (F)

Auch die freie Journalistin F betont immer wieder die immense Bedeutung von Bildmaterial, um in den Redaktionen zu belegen, dass ihre Recherchen den Wahrheitsanspruch erfüllen. Die juristische Kontrolle seitens der Redaktionen und Buchverlage kann einige Zeit in Anspruch nehmen. JournalistInnen müssen dann trotz einer möglicherweise sehr schnellen Recherche auf die sorgfältige Überprüfung warten. Insbesondere wenn sie wissen, dass auch andere Medien zu demselben noch öffentlich unbekanntem Thema recherchieren, kann dies aufreibend sein.

Dass der bekannte Investigativjournalist P innerhalb der Zeitung Privilegien genießt, wurde festgehalten. Diese umfassen auch das Zeitmanagement. Er und sein Team können weit unabhängiger vom strengen Publikationsrhythmus arbeiten. Für seine aktuellen und künftigen Projekte stehen ihm zudem Ressourcen zur Verfügung, die etwa zur crossmedialen Verbreitung der Recherchen seines Teams dienen. Um diese Privilegien zu halten, müssen er und sein Team weiterhin herausragende Leistungen bringen. Die Entscheidung zur Veröffentlichung setzt folgende Kriterien voraus:

„Aber wir wir müssen sagen es ist wichtig das Thema, dann müssen wir überlegen, sind die Informationen authentisch, dann sind wir uns sicher und dann ist es von hohem öffentlichen Interesse und wenn das alles Ja sind, dann gehen wir damit raus. Ähm, natürlich wenn man sich äh ähm, mit ähm, (2 Sekunden Pause) keine Ahnung, mit der Zigarettenindustrie, [...] äh, mit nem Anwalt mit vielen Kontakten anlegt, weiß man im Hinterkopf, ähm, äh, wenn wir da nen Fehler machen, dann wird des backfirern also also dann (2 Sekunden Pause) haben wir nen Problem. Wenn wir damals, als wir die [Thema] Geschichte gemacht haben, die erste Geschichte, wenn die nicht gestimmt hätte wäre ich nicht mehr hier. Ganz einfach. Dann ist (2 Sekunden Pause) dann kannst du auch dreimal sagen, aber wir waren uns ganz sicher, aber wir dachten, was weiß ich was, wenn man eine mächtige Institution heftige Vorwürfe macht, die sich als falsch herausstellen, dann bist du weg. Also so so offen muss man das auch sehen.“

Wer öffentlich Kritik übt, oftmals gegen mächtige Interessensgruppen, macht sich unbeliebt bei all denen, die mit den Vorwürfen in Verbindung gebracht werden. In welchem Zusammenhang dies jedoch mit dem Status in der Organisation der Redaktion steht, konkretisiert das vorangegangene Zitat. Der Schutz durch die Organisation besteht nur solange sie fehlerfrei arbeiten. Auch wenn es hier institutionelle Unterstützung gibt, z. B. durch JuristInnen, die Recherchen prüfen oder Routinen, wie z. B. das Vier-Augen-Prinzip, die Fehler verhindern sollen. Durch eine fehlerhafte Recherche sind der gute Ruf und wahrscheinlich auch die Anstellung nicht nur in Gefahr, sondern verloren. Sich mit mächtigen

Institutionen anzulegen und dabei rechtliche Unsicherheiten zu übersehen, kann Karrieren beenden. P erzählt, dass seine erste Geschichte in der jetzigen Position, sofern sie falsch gewesen wäre, seinen beruflichen Aufstieg beendet hätte. Fehlerhafte Recherchen schädigen den Ruf des gesamten Mediums genauso, wie ein großer Scoop ihn hebt. Dieses Alles-oder-Nichts-Prinzip zeigt, wie sehr jede Recherche die Arbeit in diesen Redaktionen gewissermaßen unter ständigem Erwartungsdruck setzt und bestätigt zudem die Implikationen aus der Annahme, der Investigativjournalismus sei die Königsdisziplin des Journalismus (zur Bedeutung der Königsdisziplin in einem Feld siehe Kapitel 4.4). Die Absicherung der Recherche stellt die wichtigste Prüfinstanz dar und verdeutlicht die Bedeutung der Redaktion als Arbeitsort des Journalismus. „Depp der Nation“ zu werden und Fehler in der Recherche zu machen ist damit die Kehrseite der Medaille des Investigativjournalismus.

Verantwortungsbewusstsein und Schutz von Betroffenen

Bevor D sein Volontariat in der Investigativredaktion beginnt, ist er sozialpolitisch engagiert. Unter dem Aspekt des zivilgesellschaftlichen Engagements dreht er einen Dokumentarfilm über das Leid einer marginalisierten Gesellschaftsgruppe. Er möchte über ihr Schicksal berichten und die ZuschauerInnen sensibilisieren. D zeigt den Dokumentarfilm regional in Kinos, hatte eine große Premierenfeier organisiert. Dennoch veröffentlicht er seine Arbeit im Nachhinein nicht online.

„Ich wollte den Film auch nie veröffentlichen, auf Youtube einfach stellen, ich weiß nicht ob ich da irgendwann meine Meinung änder, hab halt auch schnell gemerkt, mit sonnem sozialen Thema kann man sich halt super schnell profilieren und Profit schlagen aus dem Mitleid der Menschen, die den Film gut finden, nur weil man eh, die die Menschen ganz unten zeigt und auch vier Tage Teil von dem war. Und ich wollte daraus nie wirklich so in dem Sinne Profit schlagen [...].“ (D)

Auf den ersten Blick wirkt es äußerst ungewöhnlich, dass einE JournalistIn eine Geschichte zurückhält. D kommuniziert ein Unwohlsein darüber, die Schicksalsgeschichten der Interviewten für kommerzielle Zwecke zu veröffentlichen. Die Selbstvermarktung mittels der Veröffentlichung emotionaler Geschichten und Schicksalsschläge kann wichtig sein, um als Journalist oder Journalistin nicht nur Gehör für das Thema, sondern auch für die eigene Leistung zu schaffen.

Aber auch M berichtet davon, dass sie einzelne Geschichten nicht veröffentlicht. Sie führt aus, dass sie dies insbesondere dann nicht tut, wenn sie davon ausgeht, dass sie „Schaden“ anrichten.

„Aber das ist einfach auch das sich Leute dann an uns wenden und eben sagen, ich weiß auch nicht, was hier läuft, was wir hier bedroht werden, was sich hier gerade abzeichnet ehm, hier passiert ständig das und das und dann fahre ich natürlich sofort los und rede und dann schauen wir uns das an und versuchen dann was zu machen. Wir berichten tatsächlich mittlerweile nicht mehr über alles, also ich hab ehm, wir haben auch die Erfahrung gemacht, dass es mehr Sinn

macht wirklich (2 Sekunden Pause) ehm, in erster Linie die Leute zusammenzubringen, Informationen auszutauschen, aufzuklären und gar nicht unbedingt alles öffentlich zu machen. Weil viele Menschen haben ohnehin so eine große Angst bei dem Thema, und ehm, dann ist manchmal ne Berichterstattung gar nicht so gut. Das ist natürlich nichts zum Geld verdienen [...] Also ich finde es darf auch nicht an erster Stelle stehen, zu überlegen, wie kann ich da jetzt ne große Geschichte von machen, wenn es, wenn ne Geschichte nur Schaden anrichtet und wenn man ganz genau weiß, dass man Ängste- Angst damit verstärkt, dann sollte man es lassen.“ (M)

Wenn JournalistInnen sich entscheiden, nicht zu publizieren, ist dies soziologisch besonders spannend. Es handelt sich um eine Entscheidung, die entgegen der Prämisse des Journalismus und des Investigativjournalismus steht, Neuigkeiten bzw. Missstände an die Öffentlichkeit zu bringen. Die JournalistInnen entscheiden in diesem Fall vor dem Hintergrund der Konsequenzen, welche sie für ihre Quellen oder Betroffene des Missstands erwarten. Sie bringen ihr Erfahrungswissen über die Entwicklungen ein, welche eine Veröffentlichung nach sich ziehen kann, und entscheiden im Sinne der Betroffenen. Dass diese Entscheidungen für den Quellen- oder Betroffenenenschutz sich auch wiederum auf das journalistische Vorankommen auszahlen kann, betont P. Er führt aus, dass WhistleblowerInnen genau beobachten würden, welche Medien und welche InvestigativjournalistInnen ihre Quellen erfolgreich geheimhalten und damit schützen konnten.

Es ist davon auszugehen, dass andere InvestigativjournalistInnen auch anders entscheiden würden. Der Grad des Sensationalismus und die Frage, inwiefern die Konsequenzen einzelner Betroffener von den JournalistInnen und ihren Redaktionen in Abwägung zur gesamten Story betrachtet werden, variiert.⁶⁴

Von Unbeliebtheit zu Angriffen: Formen der Einschüchterung und Gewalt gegen InvestigativjournalistInnen

Der Lokaljournalist B sagt, dass es dazugehört, unbeliebt zu sein:

„[A]so ich würde fast sagen, wenn man ehm, wenn man (2 Sekunden Pause) des sehr positiv auffasst, diese Recherche und investigativ tätig sein, dann würde ich sagen, ist es sogar Auszeichnung unbeliebt zu sein, ne. Na, das wär ja verwunderlich, wenn derjenige eh, den man also kritisiert, also dem man nachweist das er Fehler begangen hat eh, wenn der einen auch noch mag also das wäre ja komisch also insofern, ehm, (2 Sekunden Pause) eine Unbeliebtheit bei denen, eh, die man kritisiert oder die (2 Sekunden Pause) die wo man einfach Missstände aufdeckt, ist ja nur natürlich.“ (B)

⁶⁴ Eine Untersuchung des redaktionellen Selbstverständnisses wäre dazu erforderlich.

Es ist Teil seines Selbstverständnisses, dass er „unbeliebt“ ist. Es bereitet ihm kein Unbehagen, gegen Personen vorzugehen, denen eine Verantwortung an einem Missstand nachgewiesen werden kann. Es ist eine Beharrlichkeit, bei Gegenstimmen oder Kritik festzustellen, die er aus seinem Verständnis der Aufgabe des Journalismus zieht. Sein Einhalten von journalistischen Standards und die Orientierung an der Aufgabe, Missstände offenzulegen, machen es für ihn selbstverständlich, sich trotz Bedrohungen oder der Tatsache „unbeliebt“ zu sein, weiter einzubringen und darauf mit einer gewissen Bestätigung zu reagieren.

Das Unbeliebtsein kann aber dennoch die journalistische Arbeit stören, wenn etwa LokalpolitikerInnen der Konkurrenz Interviews oder besondere Informationen geben. Bedrohung oder körperliche Angriffe sind hingegen nicht zu tolerieren und stellen über die individuelle Betroffenheit hinaus eine erhebliche Gefahr für die Pressefreiheit dar. Die InvestigativjournalistInnen berichten davon, dass Sicherheitsbedenken sie beeinflussen. So trifft die Journalistin R nach der Veröffentlichung ihrer Recherchen zu RechtsextremistInnen Sicherheitsmaßnahmen:

M „[D]ann geh, dann fahre ich natürlich die nächsten male nicht und steh da bei ihm eh [Mann, über den sie geschrieben hat], bei der Veranstaltung, bei seiner [Name der Veranstaltung], weil da sind vielleicht keine Polizei oder dann überlege ich mir natürlich dann dreimal ob ich da jetzt hinfahre oder es lieber lasse also dann eh, bin ich natürlich vorsichtiger, dann fahre ich nicht mehr unbedingt zu Veranstaltungen, wo ich so (2 Sekunden Pause) ungeschützt bin oder so.

TP „Ebbt das irgendwann dann wieder ab?“

M „Ja ja, das ist dann nur erstmal ne Vorsichtsmaßnahme, klar, also man ehm (2 Sekunden Pause) also in den Wochen nach ner Veröffentlichung, nach umfangreichen Geschichten, da ist man natürlich viel vorsichtiger, klar.“

Wenn die JournalistInnen vor Ort etwa von einer Demonstration berichten, kann dies eine Gefahr für sie bedeuten. Einerseits kann es zu körperlichen Aggressionen kommen, aber auch zur Entstehung von Aufnahmen, die später etwa missverstehend interpretiert oder diffamierend eingesetzt werden. Sie werden auch als vermeintliches Beweismaterial für fingierte Angriffe verwendet.

*„Man muss auch **vorsichtig** sein, das ist auch, das ist auch ne neue Entwicklung, man muss wirklich vorsichtig sein, dass man selbst kein Bild erzeugt also auch bei Demos und so weiter, die haben einfach überall ihre Kameras dabei, die haben überall ihre Handys, alles wird sofort online gestellt. Und ehm, man muss wirklich wahnsinnig vorsichtig sein. Auch einfach nur (2 Sekunden Pause) komisch da zu stehen oder oder eh, oder einfach nur irgendwo zu sein. Oder ne komische Haltung zu haben, das ist, wenn man irgendwas, dann heißt es gleich, man rückt jemandem auf den Leib, wenn man son Mikro da hält oder ne Kamera oder es ist ganz häufig*

so. [...] wenn es einmal in der Welt ist, das es so dargestellt wird, dann muss man es widerlegen dann ist man immer wieder in der Defensive.“ (M)

Nicht alle, aber einige JournalistInnen berichten davon, dass sie Morddrohungen erhalten. Insbesondere die freien JournalistInnen können sich im Stich gelassen sehen („Keiner reagiert“). Die häufigen Einschüchterungsversuche gehören zum Arbeitsalltag dazu, sind daher eine ständige Belastung. Für M ist es besonders problematisch, dass diese Berichte über Bedrohungen und Übergriffe gegen JournalistInnen und eine engagierte Öffentlichkeit kaum noch für öffentliches Interesse sorgen. Dass Personen bedroht und eingeschüchtert werden, ist medial keine Neuigkeit mehr. Dass sie bedroht wird, „das haut keinen mehr vom Hocker“ (M). Wenn einzelne AkteurInnen der Zivilgesellschaft für ihr ehrenamtliches Engagement oder ihre Arbeit, wie JournalistInnen, bedroht und angegriffen werden und dies „keinen mehr vom Hocker“ haut, zeigt sich ein Solidaritätsproblem, welches insbesondere durch das Primat der Neuigkeit im Journalismus verstärkt wird. Vor körperlichen Angriffen sieht sich M nicht in ausreichendem Maße geschützt. Selbst wenn Polizei anwesend ist, kommt es zu Übergriffen. So erzählt sie etwa von Ereignissen bei einer Versammlung, von der sie berichtet hat:

„[W]enn wir bei der, beim [Partei, TP] Treffen draußen stehen, dann kommen die an, knicken uns, knicken mir die Kamera kaputt eh werden dabei gefilmt, die Polizei steht davor und die meinen die dürfen das. Ehm, wenn sie beleidigen, beschimpfen, Kopf ab, wir kriegen dich, wir machen das, dann denken die, sie dürfen das.“ (M)

An dieser Stelle wird eine weitere Dimension der Einschränkungen deutlich, neben der Gefahr für das Leben stellt auch die Zerstörung des journalistischen Equipments ein Problem dar. Einerseits ist es nunmehr schwieriger oder unmöglich, die Arbeit vor Ort durchzuführen, zum anderen ist es insbesondere bei freien JournalistInnen problematisch, wenn die finanzielle Ressource angegriffen wird. Neben der Bedrohung berichtet die im rechten Milieu recherchierende M von der psychischen Belastung durch die Recherche in Datenmaterial aus diesen Kreisen:

*„[I]ch habe selten so grausame Dinge gelesen, also diese Mails, die haben einen wirklich (2 Sekunden Pause) die haben einen schockiert, die waren schockierend, vor allem der hat die ausgetauscht mit anderen [Parteimitgliedern, TP] und da hat keiner widersprochen, es hat **keiner ihn gemüßigt**, also es ist, es gibt kein Unrechtsbewusstsein!“ (M)*

Während M seit ihrem Studium im rechten Milieu forscht und die Reaktionen durch Rechte kennt, ist die Bedrohung aus dieser politischen Richtung für den Journalist P, Ressortleiter einer überregionalen Tageszeitung, insbesondere auf eine Veröffentlichung zurückzuführen. Darin hatte er einen Skandal im rechtskonservativen Milieu an die Öffentlichkeit gebracht:

„[W]eil die gesellschaftliche Spaltung immer weiter ehm, und ehm, wir uns jetzt rechts der Mitte auch grad mit [der Veröffentlichung eines Skandals] nicht gerade Freunde gemacht haben ehm,

aber (2 Sekunden Pause) irgendwie, trotz allem (2 Sekunden Pause) leben wir in Deutschland noch unglaublich komfortabel, unglaublich sicher und und fühlen uns in keinster Weise in Gefahr, es nicht so, dass wir jeden Tag nen anderen Weg zur Arbeit fahren würden oder irgendwie sowas machen, ehm, ich glaub wir sind alle nicht paranoid, wir sind haben glaube ich alle unsere Adressen aus dem Einwohnermelderegister genommen und sowas.“ (P)

Die Situation für M gestaltet sich anders als für P. Sie wurde bereits verfolgt und wählt oftmals andere Routen zu ihrer Sicherheit. Sie erhält Bedrohungsschreiben, die Kenntnisse über ihr unmittelbares Umfeld enthalten. Die JournalistInnen sind insbesondere durch diejenigen gefährdet, die sie mit ihren Veröffentlichungen eines Fehlverhaltens überführen. Für P bedeutet dies, dass er Reisen in bestimmte Länder meidet.

„[U]nd ehm, ich flieg nicht nach [Land], wenn ich nicht nen (Lachen) Sicherheitsplan habe oder nach [Land], oder sind mehr Länder inzwischen in denen wir uns eher nicht begeben, ohne jedenfalls drüber nachzudenken, vorher. Aber das wars dann auch schon.“ (P)

D ist noch recht neu im Journalismus und wird gebeten, wichtige Recherchedokumente aus dem Ausland abzuholen. Die Gefahr, der er sich ausgibt, ist hoch. Oftmals wurden JournalistInnen in diesem Land für ihre Arbeit festgenommen, über lange Zeit inhaftiert und zu Gefängnisstrafen verurteilt. Er ist in einen Staat gereist, in dem kritische JournalistInnen mit Repressalien konfrontiert sind und die Meinungsfreiheit eingeschränkt ist. D hat sich als Tourist ausgegeben um die Rechercheunterlagen abzuholen. Vor Ort muss D Sicherheitsmaßnahmen ergreifen. Er hat herausgefunden, wo Sicherheitskameras angebracht sind und er hat sich auch mit dem Besitzer des Hotels bekanntgemacht, in dem er für seinen Aufenthalt untergekommen ist.

*„[B]in dann [in das Land] geflogen, hab da ne Woche lang knapp meine **Arbeit** dort verrichtet, hab die Sachen zusammengesammelt, die ich gebraucht hab und dachte mir, warum klappt das jetzt grad so reibungslos, so die sind doch blöd, dass die mich nicht auf dem Schirm haben, und du kannst dir das so vorstellen, [...] die Redaktion [in der deutschen Stadt] steht auch unter Polizeischutz [...] also zwei Tage bevor ich [aus dem Ausland] abreisen wollte, ehm, aus dem Hotel gegangen um drei Uhr morgens [...], weil ich halt nen auch aufgeregt war und ich bin (Lachen) (unverständlich) [...] Und dann bin ich auch, wie gesagt, in der Nacht raus gegangen, hab mich [...] hingesetzt und ehm, und wurd dann von dem **selben Typen** [der ihn tagsüber bereits beobachtet hatte, TP] angelabert und das war halt echt das letzte Hotel, der Mantel war vermutlich so teuer wie das ganze Hotel, hat mich angelabert, und gefragt, kommst du auch aus Deutschland?“ (D)*

Es ist unklar, wer die Person ist, die ihm vorgeblich einen Datenleak übergeben möchte, später aber signalisiert, dass er weiß, weshalb er tatsächlich in das Land gereist sei. D erhält im Anschluss an seine

Reise viele Trojaner per E-Mail. Seitdem D die Dokumente geholt hat, ist er nicht mehr in den Staat gereist und hat dies auch vorerst nicht geplant. D hat sich an sein Sicherheitsprotokoll gehalten und konnte die Auslandsreise trotz dieses Kontaktversuchs sicher beenden.

Es zeigt sich, dass die Auseinandersetzung mit der eigenen körperlichen Unversehrtheit, der Sicherung der Rechercheergebnisse und der Sicherheit des Equipments vor Diebstahl für diese JournalistInnen ein wichtiges Thema sind. Es beeinflusst ihre Arbeit ganz konkret. Einerseits gehen die Bedrohungen von den durch die JournalistInnen beschuldigten Personen oder Staatsapparaten aus, welche diese Personen schützen. Andererseits sind es auch Personen, die aufgrund ihrer politischen Überzeugung gegen die freie Presse agieren, wenngleich sie nicht persönlich als Beschuldigte gelten bzw. öffentlich bekannt sind.

5.5 Kein öffentliches Interesse?

Die InvestigativjournalistInnen haben das Ziel, ihre Themen dem Publikum so verständlich wie möglich zu präsentieren, um die Schwere des Missstandes zu verdeutlichen. Allerdings bleibt die Empörung, welche als ein möglicher Maßstab zur Messung des Erfolgs einer Story herangezogen werden kann, in manchen Fällen nach der Veröffentlichung aus. Wie die JournalistInnen damit umgehen, variiert. So gehen sie in manchen Fällen auf ihr Publikum in anderen Formaten zu oder Verlassen mit den Ergebnissen ihrer Recherchen das System des Journalismus und wenden sich unterschiedlichen Formaten zur Interaktion mit Betroffenen oder Interessierten zu.

Eine Story kann auch in ihrer Redaktion vor einer möglichen Veröffentlichung auf Desinteresse stoßen. Der Code Missstand/kein Missstand ist der des Subsystems Investigativjournalismus. Der Journalismus ist dem Subsystem übergeordnet, dies heißt, dass der Code des Investigativjournalismus nicht vom System des Journalismus unabhängig funktioniert. Der Sekundärcode ist damit an die Funktionsweise des (übergeordneten) Systemcodes gebunden, des Journalismus mit dem Code Neuigkeit/keine Neuigkeit. Sekundär codes können auch nur deshalb funktionieren, da „das System nicht auf den einen oder den anderen Wert festgelegt ist“ (Luhmann, 1987, S. 20). In diesem Kapitel wird deutlich, in wieweit die Auslegung des Neuigkeitswertes einer Recherche zu einem Missstand dessen Veröffentlichung verhindern kann und wie die InvestigativjournalistInnen mit der möglichen Zurückweisung ihres Themas umgehen.

Zwang zur Neuigkeit – Hadern und Kritik

F tritt an verschiedene Redaktionen heran, um ihre Themen an sie zu verkaufen. Redaktionelle Entscheidungen und Routinen sollen Qualität sichern und gewährleisten, dass die Selektion und Interpretation von Umweltbeobachtungen nach einem je nach Publikation oder Ressort variierendem, jedoch innerredaktionell nachvollziehbaren Programm geschieht. Dabei gilt für den gesamten

Journalismus der Codes der Aktualität, also dem Neuigkeitswert des Ereignisses. Die freie Journalistin F äußert Frustration über den Aktualitätszwang in Bezug auf Missstände:

*„[D]ie ersten Fragen die immer kommen, wenn du dem Fernsehen nen Thema vorschlägst – was ist neu daran? Es gab alles schon, es gab schon eh die Missstände in Flüchtlingsheimen, es gab Obdachlose denen es nicht gut geht, also alle möglichen Themen, die mich auch bewegen, und die mir tatsächlich auch **begegnen** ehm, kommt immer so, was ist neu daran, gibts vielleicht nen aktuellen Aufhänger dafür? Nen neues Gesetz, Flüchtlingskrise, blablabla, ehm, was ist deine, was ist **deine** besondere Herangehensweise, kennst du vielleicht jemanden persönlich, der ne krasse Geschichte hat oder, ehm, hast du Kontakt um irgendwo dich einzuschleusen also das sind immer so die klassischen Fragen die kommen (2 Sekunden Pause) ehm, da geht es nicht zu sagen, ich hab nen gutes Bauchgefühl, lass mich mal ausprobieren, vielleicht wirts was, wird sich in heutigen Zeiten, sind die Fernsehsender viel viel viel vorsichtiger geworden als noch vor sechs Jahren als da angefangen hab“ (F)*

Da F sich nicht mit dem Aktualitätszwang arrangieren möchte, hat sie sich umorientiert. Zudem sagt sie, dass sie sich nicht mit den Werten eines Fernsehsenders zufriedengibt. Neben der Arbeit als Investigativjournalistin hat sie sich daher dem Genre des Dokumentarfilms zugewandt.

*„Ich steh dann da auch immer voll dahinter und hab wirklich auch gute Ideen und **hab** auch oft Kontakte, das heißt ich bin dann überzeugt **aber** es gibt insgesamt ne größere Angst ne größere Unsicherheit wo man schaut, dem Zuschauer das zu geben was er will weil [Fernsehsender] ja auch die Zielgruppe kennt, ne, und das alles son bisschen darauf gemünzt wird und dann andere Werte dann im Fokus stehen als **meine** persönlichen, und mir ist es ganz wichtig, so, denn meine Herzenthemen umzusetzen auf mein Bauchgefühl zu **hören** und auch Chancen nicht zu verpassen weil wenn ich merk, da kommt dieses und jene Veranstaltung oder dieser und jener Mensch ist jetzt verfügbar für die Kamera, dann möchte ich da hingehen und das sofort machen und diese Chance nicht und da höre ich einfach total auf mein Bauchgefühl und da kann es einfach bei nem Sender nen paar Wochen dauern, bis die sich dann mal durchgerungen haben und entschieden haben oder ob mein Vorschlag jetzt überzeugend genug ist oder nicht oder ob ich hab ich jetzt schon nen Zeugen oder Beweis oder irgendwas und, naja bei unserm Dokumentarfilm sind wir da völlig frei, deswegen ist wirklich Dokumentarfilm für mich in den letzten zwei Jahren für mich das große wichtige Medium geworden, wo wir es auch geschafft haben ins Kino zu gehen.“ (F)*

Ein weiterer Aspekt, der durch InvestigativjournalistInnen problematisiert wird, ist jener des Desinteresses seitens des Publikums. InvestigativjournalistInnen adressieren Missstände, welche sie und ihre Redaktionen als relevant einschätzen.

*„Das sind einfach immer so Dinge, wo ich denke, da kannste noch so viel berichten, da kannste noch so schockierende Dinge eh, das bringt eigentlich kaum noch was. Wir fragen uns eigentlich ständig immer, wir reflektieren ständig, (2 Sekunden Pause) wie erreichen wir **wirklich** was damit, also eh, über Schockzustände oder über über Hass, über schockierende Dinge zu berichten von Rechts ist halt alltäglich mittlerweile, das haut keinen mehr vom Hocker. Also es ist eh, das war als wir über die [extremistische Organisation] berichtet haben hatten wir die heimlichen Aufnahmen, die Lager dann sah [rechte Symbole] am am Zelt, das waren die Bilder die schockierend waren, Kinder in Uniform und eh, (2 Sekunden Pause) **danach** haben die anderen Bilder, die haben dann keinen mehr **schockiert**, das war, hast du keinen Hitlergruß eh, hast du nicht ja, es ist son bisschen, das ist immer der Effekt und heute ist einfach der Hass so selbstverständlich geworden, heute sind Beleidigungen, Morddrohungen so selbstverständlich.“ (M)*

Je extremer die Gewalt, die Missachtung von Gesetzen oder die Abweichung von Moralvorstellungen, desto eher wird die Veröffentlichung diskutiert. Problematisch ist aber, dass alle folgenden beobachteten Missstände, wenn sie nicht so gravierende Bilder erzeugen, in den Hintergrund rücken – „das ist immer der Effekt“. An dieser Stelle wird ein Dilemma augenfällig: Der Zwang zu Neuigkeit im System des Journalismus, der sich im Code der Information/keine Information widerspiegelt, führt zu dieser Problematik, welche laut M kein reines Problem des Systems der Medien ist, sondern auch seitens des Publikums und ihrer Reaktionen sichtbar wird. M sieht es wahrlich als Problem, dass viele ihrer Rechercheergebnisse, so schockierend die Bilder auch sind, sich daher versenden und ein „beherztes“ Vorgehen oder Konsequenzen für TäterInnen oft ausbleiben. Dies ist auch der Grund, warum M immer wieder reflektiert und in ihren Kooperationen bespricht „wie erreichen wir **wirklich** was“. Dies motiviert die Journalistin, sich auch außerhalb des Journalismus einzubringen, z. B. in der politischen Bildung sowie nach Anfrage in politischen Gremien oder in der Beratung von Betroffenen.

Auch F beobachtet, dass es grundsätzlich schwierig ist, über einen Missstand zu berichten, sobald ein Thema bereits adressiert wurde oder aber allgemein bekannt ist. Etwa die Probleme der Obdachlosigkeit oder Vernachlässigungen in Altenheimen seien in der Gesellschaft bekannt. Umso schwieriger ist es, zu diesen bekannten Missständen zu veröffentlichen. Die Fragen aus den Redaktionen lauteten dann immer, wenn ein solches Thema vorgeschlagen wird: „Was ist neu dran?“

P hat über Jahre hinweg die Beteiligung einer Organisationsform an illegalen Geschäften beobachtet. Endlich kommt er dazu, dieses Thema zu recherchieren und die Recherchen zu veröffentlichen. Etwas überrascht stellt er fest, dass die Reaktionen auf den Artikel sehr gering ausfallen „[a]lso unsere [Thema] Recherche, die wir unbedingt machen wollten, da gab es null Reaktionen darauf, also nen paar Leserbriefe, ja.“ Obwohl die Verwicklung dieser Organisationen in viele verbotene Geschäfte nachgewiesen werden konnte, blieben empörte Publikumsreaktion und das konkrete politische Handeln aus. Publikumsreaktionen blieben auch dann gering, wenn Missstände zwar noch nicht genau und im Einzelnen bewiesen waren, sondern es sich stattdessen um eine Ahnung handelte, dass „da“ etwas

einfach nicht stimmen könne, schließlich aber endlich durch den Investigativjournalismus der Beweis erbracht wurde.

Die JournalistInnen geben bekannt, dass sie mit den Prämissen des Mediensystem hadern, insbesondere mit Codewert des Journalismus, der Neuigkeit.

Diese Programmdimension des Investigativjournalismus verdeutlicht einmal mehr, dass der Codewert Missstand/Kein Missstand eingeschränkt wird. Die Beobachtungen durch das Mediensystem finden immer nur entlang der mediensystemspezifischen Einschränkungen statt, der Code der Neuigkeit lenkt sie. Das heißt nicht, dass diese Missstände dann gar nicht journalistisch thematisierbar sind, sondern dass es viel mehr der Einbeziehung anderer Faktoren bedarf, um eine journalistische Story daraus entstehen lassen zu können. Investigativjournalistin F formuliert im Gespräch, dass sie bei bereits bekannten Missständen immer gefragt wird „was ist neu dran?“ – sie soll einen neuen Spin, einen anderen Blickwinkel, einen neuen Aspekt einbringen. Es werden weitere sogenannte Nachrichtenfaktoren gesucht, die einem bestimmten Missstand inhärent sind – etwa dem Faktor der Prominenz oder der Nähe (etwa im Lokaljournalismus), um dann eine Veröffentlichung durchzusetzen. Streng genommen ist es dann nicht der Missstand, sondern ein Faktor außerhalb des Investigativjournalismus, der eine Story rechtfertigen soll. Dies verweist auf die Relevanz als Kontingenzformel und ihre Eigenart, sowohl das Für als auch das Wider einer Entscheidung begründen zu können.

Um den Impact zu steigern: Grenzen des Journalismus verlassen

M verlässt immer wieder beruflich das Terrain des Journalismus und ist in der Präventionsarbeit aktiv. Sie hilft z. B. unentgeltlich dort aus, wo sich etwa AnwohnerInnen an sie wenden, wenn sich rechte Organisationen in ihrer Umgebung niederlassen:

„[I]ch verlasse da dann durchaus ab und zu mal den journalistischen Bereich, aber mein Job ist in erster Linie erstmal aufzuklären, wer ist das eigentlich, der sich bei euch eingenistet hat, wer ist das, der da versucht, in den Elternrat der Schule zu kommen, wer eh, wer ist derjenige, der die Flyer da massiv verteilt oder was ist das für ne Rockergang die irgendwie rassistisch ist, also so, das sind so die Dinge, die ich häufig als Job hab dann.“ (M)

Zudem schließt sie sich auch mit der Wissenschaft zusammen und tauscht sich eng über die Themen ihrer Recherchen aus, um aus den beobachteten Entwicklungen auch für die wissenschaftliche Auseinandersetzung anschlussfähig zu sein.

D sieht es als Aufgabe des Journalismus, junge Menschen für die Probleme in ihrem Umkreis zu sensibilisieren und ihnen Selbstwirksamkeit zu vermitteln. Dass er dafür die Grenzen rein journalistischer Tätigkeiten überschreitet, ist für ihn reizvoll. Er organisiert Veranstaltungen in Bars oder beliebten Kneipen seiner Heimatstadt, – welche in einer strukturschwachen Region liegt – und

erklärt dort etwa ehemaligen KlassenkameradInnen auf eine verständliche Weise die komplexen Zusammenhänge der Wirtschaftskriminalität, die durch die Arbeit seines Mediums aufgedeckt wurde.

*„In der [Bar] sah das dann so aus, irgendeiner hat (unverständlich) in den Raum geworfen oder ich hab halt ne neue Recherche von [Medium] präsentiert, eh, [Name der Recherche], also was hier nie großen Anklang gefunden hat ehrlich gesagt, so in [Heimatstadt], aber was ne mega Tragweite hat und was eigentlich viel mehr Menschen erreichen sollten sollte, und ehm, da hab ich halt gemerkt, dass grad in so Städten wie [Heimatstadt] oder [in der Heimatregion] generell son **Problem** da ist, dass die Menschen sich nicht wirklich für gesellschaftlich relevante Themen interessieren, oder andersherum gedacht, dass die Journalisten, die die von ihren Hochhäusern (unverständlich) schreiben, diese gar nicht ehm erreichen, und auch gar nicht mit einbeziehen. Weil der Typ von der Zeit weiß, was seine Leserschaft, wie er seine Leserschaft erreicht und wie seine Leserschaft aussieht und eh, von den anderen Zeitungen genau so, vom Spiegel auch und es gibt keinen der sagt, ok, es ist grad ein Sektor, der nicht an einem guten Punkt steht, wir schaffen uns unsere eigene Zielgruppe **selbst**.“*

D problematisiert, dass viele Menschen, besonders in strukturschwachen Regionen, von den Medien nicht erreicht werden. So erfahren sie nicht mal etwas von großen Enthüllungen. JournalistInnen „die von ihren Hochhäusern“ schreiben – etwa wie die Wissenschaft vom Elfenbeinturm – seinen entkoppelt von der Welt und Lebensrealität in Ds Heimatstadt. Um dieses Problem zu adressieren, geht D dorthin, wo sich die Jugendlichen aufhalten, er bringt seine Recherchen und die seiner Redaktion in ihr nahes Umfeld. Dass D schließlich wieder mit journalistischen Mitteln eine gesellschaftliche Integration der Jugendlichen erreichen möchte, zeigt sein weiteres Engagement:

*„[I]ch dachte halt ok, durch die Erfahrungen die ich in den letzten Jahren gemacht hab und auch die Überzeugung, wie ich zum **Journalist** geworden bin, ehm, und auch eh, das wir den Menschen, auch grad den Jugendlichen das **vermitteln** wollen, damit die halt aktiv eh diese Gesellschaft mitgestalten, das **kriegen** wir nur hin, wenn wir ne Jugendredaktion gründen. Eh eine Redaktion die Augenhöhe funktioniert, wo **scheißegal** ist, wo du herkommst, was du vorher gemacht hast, wie gut du bist, zu dem Zeitpunkt wo du bei uns reinkommst.“ (D)*

Neben den Gesellschaftsbereichen, die durch den Investigativjournalismus beobachtet werden, gibt es auch welche, die eine enge Kooperation mit den JournalistInnen pflegen. Die Wissenschaft, aber auch Gewerkschaften fallen besonders auf. So hat F mit einer Gewerkschaft zusammengearbeitet, um die Missstände in einem Versandunternehmen aufzudecken oder M, um insbesondere alle im pädagogischen Bereich Beschäftigten mit ihren Recherchen erreichen zu können.

5.6 Zurück zum Code: Was die Programmdimension offenbart

Die Programmdimension zeigte, dass der Investigativjournalismus eng an die redaktionellen Routinen des Journalismus gebunden ist und sich nach dem Code Neuigkeit/keine Neuigkeit des Journalismus richtet. Es handelt sich damit um ein Subsystem des Journalismus. Die eingangs formulierte Hypothese ist damit bestätigt. Der Investigativjournalismus existiert in verschiedenen journalistischen Medien, welche sich in ihrer Zentralität und Qualität (Kepplinger, 2004, S. 93, siehe Kapitel 1.3) unterscheiden. Der Investigativjournalismus ist damit seinerseits immer Rückgebunden an seine redaktionelle Umwelt. Eine Ausnahme, welche darauf verweisen könnte, dass eine Trennung von Investigativ- und Nicht-Investigativer Arbeit zur vollständigen Ausdifferenzierung des Investigativjournalismus führen könnte, zeigt sich in der Arbeit von InvestigativjournalistInnen in Medien, welche sich exklusiv der Investigativarbeit verschreiben. Dort wird der Code des Misstandes nämlich dem Kriterium der Neuigkeit vorgezogen. Dies wurde in den Programmen des Investigativjournalismus deutlich.

Insbesondere der Investigativjournalismus stellt darauf ab, die gesellschaftlichen Werte und das Abweichen von ebendiesen zu beobachten und zu thematisieren. Dass der Investigativjournalismus Misstände bekannt macht, sie aus dem Geheimen ins Öffentliche bringt und sie anprangert, zeigt seine Bedeutung in dem Prozess der Problematisierung von beobachteten Tatsachen, weshalb ihm gesamtgesellschaftlich ein hoher Stellenwert zukommt (Blumer, 1971). Es lässt sich festhalten, dass es die JournalistInnen als RolleninhaberInnen sind, die eine Position einnehmen, bei der sie die Diskrepanz zwischen Wertvorstellungen und den tatsächlichen Lebensbedingungen einzelner Gruppen identifizieren (Merton, 1975) (siehe Kapitel 1.4). Im Investigativjournalismus hat ebendiese Differenz den Wert als Selektionskriterium für ein weiteres journalistisches Befassen mit dem Thema. Sodann gelten Themen als relevant für die investigativjournalistische Befassung mit ihnen. Die JournalistInnen sind die Beobachter erster Ordnung der sozialen Prozesse, von denen sie manche als problematisch oder auch als einen Misstand beurteilen.

Die definitorischen Grenzen des Misstands werden im Gesamtsystem des Journalismus diskutiert, da sie trotz der festgestellten Vernachlässigung in der täglichen Nachrichtenproduktion, weiterhin eine zentrale gesamtjournalistische Kategorie darstellt. Z. B. weil sie (rechtliche und ethische) Privilegien des Journalismus begründet.

Der Misstand als journalistisches Konstrukt verweist darauf, dass Betroffene oder InteressensvertreterInnen aus anderen Gesellschaftsbereichen, die soziale Probleme erkennen, von einem Investigativjournalismus enttäuscht werden können. Die Selektions- und Thematisierungsleistung des Journalismus offenbart, dass nicht jedes, durch andere Systeme beobachtete Problem durch den Journalismus als gesamtgesellschaftlich relevant betrachtet wird. Interessensgruppen oder Betroffene reagieren auf die Erklärung, dass ein Systemmisstand nicht journalistisch relevant ist, möglicherweise irritiert. Die Auseinandersetzung innerhalb von Redaktionen um die Frage, ob einem Thema nachgegangen wird oder nicht, findet unter dem Schlagwort der Relevanz eines Themas statt. Wenn JournalistInnen von Relevanz sprechen, verweist dies auf das

öffentliche Interesse, dass sie einem Thema zuschreiben. Sie wird daher auch zum legitimierende Faktor, etwa wenn es um die Abwägung zwischen Persönlichkeitsrechten und „öffentlichem Interesse“ geht (Ludwig, 2007, S. 21, 179–182). Die Relevanz lässt sich immer wieder aus Sicht des Systems des Journalismus so oder anders herleiten und begründen, weshalb sie als Kontingenzformel identifiziert wurde. In der journalistischen Auseinandersetzung wird deutlich, dass das Absprechen von Relevanz sozialer Probleme schwer hinterfragbar ist. Dennoch hat diese Kategorie – eben durch die Referenz auf das öffentliche Interesse – eine wichtige, auch juristische Funktion zur Legitimation investigativjournalistischer Arbeit.

Kepplinger et al. demonstrierten ihrer umfangreichen Studie, dass viele Interessensvertretungen die von ihnen ausgemachten Probleme in den regionalen Medien aufgegriffen sehen, doch unterschied sich etwa auch die Zuschreibung von Ursachen des Missstands in der journalistischen Darstellung von derjenigen, die sie in ihrer Rolle als InteressensvertreterInnen ausgemacht haben (Kepplinger et al., 2002). Ein Blick auf die Metaebene zeigt, dass Probleme eines Gesellschaftsbereichs nur bedingt an die Gesamtgesellschaft vermittelbar sind. Eine demokratietheoretische Relevanz erhält dies, wenn manche Systeme einer beharrlicheren Beobachtung durch den Journalismus unterliegen als andere. Kepplinger et al. stellten Ende der 1990er fest, dass Politik und Verwaltung der strengeren Beobachtung durch den Journalismus unterliegen, während andere soziale Systeme hingegen vernachlässigt werden (Kepplinger et al., 2002, S. 73). All diese Zusammenhänge können eine Ambivalenz um den Codes des Missstandes aufzeigen, die in dieser Arbeit durch Analyse der Interviews mit den InvestigativjournalistInnen herausgearbeitet werden konnte.

6 Schlussbetrachtungen

Das Publikum formuliert den Bedarf an einem nicht-neutralen, sondern kontrollierenden und politisch-aktivistischen Journalismus, es schätzt insbesondere den Aspekt der Watchdog-Funktion des Journalismus, Kritik und Kontrolle auszuüben, als „sehr“ bis „extrem wichtig“ ein (Loosen et al., 2020). Im Anprangern von sozialen Problemen realisiert der Investigativjournalismus diese Stellung. Daten der aktuellen repräsentativen Worlds of Journalism Studie (2. Welle) zeigen, dass nicht mehr als 36,3 % der JournalistInnen es als ihre Aufgabe sehen, die Regierung und nur 34,2 % die Wirtschaft zu kontrollieren (Steindl et al., 2017, S. 420). Die Diskrepanz zwischen Publikumserwartung und journalistischer Rollendefinition wurde zum Anlass für diese Arbeit genommen. Es war zu klären, was denn den Investigativjournalismus als kritischen und kontrollierenden Typus des Journalismus auszeichnet. Diese Studie zeigt, was den Investigativjournalismus ausmacht: Investigativjournalismus ist, Missstände durch Recherche aufzudecken.

In diesen Schlussbetrachtungen wird die Beschreibung des Systems des Investigativjournalismus durch die Darstellung der Ergebnisse dieser Studie konkretisiert. Hier rückt die Ausdifferenzierung des Investigativjournalismus vom Journalismus in den Blick. Es wird anhand der Bedeutung der Recherche auf die Zukunft des Investigativjournalismus geschlossen. Die Methodologie und das methodische Vorgehen werden reflektiert. Zuletzt wird festgehalten, welche künftigen Forschungsaufträge aus dieser Arbeit hervorgehen.

6.1 Das System des Investigativjournalismus

Während im journalistischen System die Neuigkeit als Nachricht die positive Seite des Codes darstellt, hat sich der Investigativjournalismus als Subsystem des Journalismus auf eine kontrollierende Funktion spezialisiert. Damit wurde die Hypothese bestätigt, dass es sich beim Investigativjournalismus um ein Subsystem innerhalb des Journalismus handelt, denn er orientiert sich auch am Code des Journalismus. Der Investigativjournalismus erfüllt die **Funktion** der Bekanntmachung von Missständen im Medium der Publizität (siehe dazu bereits Mölders, 2019). Ergo: Sobald ein Journalismus Missstände aufdeckt und publiziert, handelt es sich um Investigativjournalismus. InvestigativjournalistInnen beobachten ihre Umwelt durch die Leitunterscheidung, den **Code**, Missstand/kein Missstand. Durch eben diesen Anspruch, Missstände in Gesellschaften aufzudecken, grenzt sich der Investigativjournalismus vom Gesamtjournalismus ab. Aus dieser bedeutenden Aufgabe entwickelt sich ein starkes Selbstverständnis. Der Missstand ist eine Zustandsbeobachtung, die durch das Präfix „miss-“ auf Übles, Schlechtes und Abweichendes verweist. Durch den Investigativjournalismus werden soziale Probleme thematisiert, die durch ihre Zuschreibung als Missstand bereits eine moralische Bewertung enthalten und öffentlich – für die Gesamtgesellschaft als potenzielles Publikum des Journalismus – als nicht haltbar markiert werden. Jedoch wird nicht jedes soziale Problem gleichermaßen durch den Investigativjournalismus berücksichtigt. Die Identifikation eines Problems als Missstand verweist auf ihn als Produkt einer

journalistischen Selektionsleistung (siehe dazu die Ergebnisse der Programmdimension unten). Hinweise auf den Prozess der Konstruktion eines Missstandes durch einzelne Medien können etwa die Blattlinie oder Redaktionsstatuten geben. Werte und politische Positionierungen spielen eine Rolle, aber auch der Grad des Sensationalismus eines Mediums, einerseits bei der Darstellung und Besprechung von Missständen, andererseits aber auch bei der Wahl darüber, wie im Anschluss Forderungen formuliert werden.

Der Code Missstand/kein Missstand ist im Investigativjournalismus unumstritten. Dies ist bemerkenswert, da in einigen Funktionssystemen der Code als Referenzwert nur durch langwierige Klärungsprozesse zu ermitteln ist (Luhmann, 1987, S. 187). In der Politik ist es jener der Macht/keine Macht, der verschleiert wird, etwa hinter der Kontingenzformel des Gemeinwohls verborgen. Missstände sind per Definition Zustände, die eine Verbesserung wünschenswert machen. Daher müssen die RollenträgerInnen ihren Code nicht verschleiern. Missstände aufzudecken und anzuprangern zu wollen, bedarf keiner komplexen Überzeugungsstrategie. So ist bereits der Code des Missstands ein normativer und immer als gesellschaftliches Konstrukt an Publikums- und damit Gesamtgesellschaftserwartungen gekoppelt.

Die Relevanz ist die **Kontingenzformel** des Journalismus, sie gilt auch für den Investigativjournalismus. Sie verweist auf die Unauflösbarkeit von Konflikten zwischen InvestigativjournalistInnen und ihren Redaktionen, wenn es um die Themenauswahl und -bearbeitung geht. Jeder Themenvorschlag und jede Recherche werden vor dem Hintergrund ihrer möglichen Relevanz befragt. Dennoch lässt sich die Relevanz nicht eindeutig einer Seite zuordnen. Um sie bestimmen zu können, werden Programme angedient. Während der Code unumstritten ist, wird die Kontingenzformel als deutlich komplexer sichtbar, dies zeigen die Programme des Investigativjournalismus in ihrer Auseinandersetzung um die Relevanz.

Die identifizierten **Programme** des Investigativjournalismus zeigen, wie der Code Missstand/kein Missstand im Arbeitsalltag Anwendung findet, also im Zusammenspiel von Redaktion und JournalistIn entschieden wird, welchen sozialen Problemen mit journalistischen Mitteln nachgegangen wird, um sie zu veröffentlichen (Funktion). Programme verdeutlichen, was Einfluss auf die Zuordnung zu einem Codewert hat. So lassen sich etwa innerredaktionelle Konflikte, Identitätsfaktoren und Auswirkungen von Anfeindungen der InvestigativjournalistInnen festmachen, welche beeinflussen, wann ein Missstand als solcher erkannt und publiziert wird. Der Arbeitsort des Journalismus ist die Redaktion (Luhmann, 2022). Eine Binnendifferenzierung geschieht im Journalismus entlang von Ressortgrenzen. Es sind unterschiedliche Gesellschaftsbereiche, welche die diese ausmachen. Diese Unterteilung spiegelt sich in der Organisation der Medienhäuser wider. Entscheidungen über das, was z. B. im Wirtschaftsteil der Zeitung gedruckt oder in den Wirtschaftsnachrichten gesendet wird, werden in diesen Redaktionen erarbeitet und getroffen. Eine Abstimmung erfolgt idealtypisch mit der Chefredaktion, die für das ganze Medium/die gesamte Sendung verantwortlich ist. Die Redaktion ist das zentrale Element der Unterscheidung von Laienkommunikation und professionellem Journalismus.

InvestigativjournalistInnen mögen ohne Zutun ihrer KollegInnen soziale Probleme feststellen, gehen vielleicht ohne Absprachen mit der Redaktion Hinweisen nach und sammeln Beweise – Journalismus ist dennoch keine singuläre Rollenleistung. Die organisationalen Routinen wirken auf jedes Produkt ein und sie sichern journalistische Standards ab. Die Redaktion stellt einen Gatekeeper dar, nicht nur für Themen, die von außerhalb des journalistischen Systems herangetragen werden, auch für Themenvorschläge von Redaktionsmitgliedern. Dabei spielt der Aspekt der Zuordnung von Relevanz eine große Rolle.

Überraschend ist, dass der Investigativjournalismus nicht nur von Behinderungen und Einschüchterungsversuchen von außerhalb des Journalismus betroffen ist, sondern dass seine Arbeit in großem Maße durch journalistische Routinen, Selektionsentscheidungen und das Ressourcenmanagement beschnitten wird. Dies lässt sich zurückführen auf die divergierenden Vorstellungen über die Aufgabe des Journalismus, also das Selbstverständnis der tätigen JournalistInnen. Der Investigativjournalismus ist immer rückgekoppelt an Entscheidungen in Redaktionen, die sich nur in wenigen Fällen als Investigativredaktionen von Investigativmedien verstehen und daher nicht mit dem Primat der Aufdeckung von Missständen operieren. Hier gilt der übergeordnete Code des Journalismus, jener der Aktualität, dem sich alle Ressorts, auch das Investigative, unterzuordnen haben. Dies charakterisiert den Investigativjournalismus schließlich als Subsystem im System des Journalismus.

Der Investigativjournalismus muss sich in Medienorganisationen mit seinen eigenen Beobachtungs- und Selektionsentscheidungen behaupten. Dies gelingt ihm besonders dann, wenn vorherige Veröffentlichungen zu Missständen große Wellen geschlagen haben. Auch die renommierten JournalistInnenpreise erfüllen diese Funktion, indem sie an einen Gesamtjournalismus vermitteln, welchen gesellschaftlichen Werten sich der Journalismus verpflichten sollte und welche JournalistInnen, die PreisträgerInnen, als Rollenvorbilder dienen sollten. Investigative Erfolgsstories sind Kaufargumente für ein potenzielles Publikum und sie erfüllen hohe Recherchestandards, welche Erfolgsmaßstäbe in der Selbstbeobachtung des Journalismus setzen. Diese beiden Aspekte räumen dem Investigativjournalismus im Mediensystem mit stark vertikaler Schichtung und hochdifferenzierten Rollenmustern eine besondere Position ein (vgl. Hachmeister, 2002, S. 14; Kepplinger, 2011, S. 10–11). Einen Widerhall findet dies im Redaktionsaufbau und den Privilegien der InvestigativjournalistInnen, formell wie informell.

Am Beispiel der JournalistInnenpreise konnte in dieser Arbeit gezeigt werden, dass kleineren bzw. lokalen Medien manchmal der Ruhm für ihre Investigativarbeit verwehrt bleibt und sich die vertikale Schichtung des Mediensystems als undurchlässig erweist. Überregionale Medien greifen die Recherchen ab, nicht immer unter Angabe der RechercheurInnen, die sich zuerst des Themas angenommen haben und die wichtigsten Fakten aufspüren konnten. Kleine oder lokale Medien mögen Missstände aufdecken, ihre Position im Medienarrangement bleibt durch die Nicht-Beachtung oder Nicht-Erwähnung in Prestigemedien allerdings unverändert. So kritisiert ein Investigativjournalist eines

Lokalmediums, dass renommierte Preise an die Überregionalen vergeben werden, da bei den Vergaben nicht berücksichtigt wurde, dass er den Missstand zuerst veröffentlicht hatte. Die Würdigung investigativer Recherchen von lokalen Medien in jenen mit zentraler Position im Medienarrangement kann allerdings in Verlagen kleiner Medien deutlich machen, dass sich Recherche und Investitionen in die Rechercheausbildung lohnt. Dies könnte folglich die Stellung der Recherche im Journalismus allgemein verbessern.

Sexismus, Rassismus und Klassismus als gesellschaftliche Probleme identifiziert, lassen sich auch im Journalismus und Investigativjournalismus feststellen. Der Rückblick auf ihre Anfänge als Investigativjournalistin ist für die Befragte M mit negativen Gefühlen verbunden. Sexismus auf den Redaktionsfluren zählte zu ihren prägenden Erfahrungen in den Anfangsjahren. Eine schlechtere Bezahlung als die männlichen Kollegen und das Abgreifen von ihren Themenvorschlägen gehörten ebenso zu diesem Alltag in den 1990ern. Auch offener, verbaler Sexismus wurde kritisiert. Die Journalistin wählte den Karrierepfad als Freie, u. a. um sich Redaktionen und Kollegen selbstständig zu suchen und damit Einfluss auf die Qualität der Zusammenarbeit zu haben. Diese Ursachen lassen sich nicht einfach als atmosphärische Probleme abtun, sie haben einen strukturellen Charakter und beeinflussen die Art des Arbeitens im Investigativjournalismus auf der Programmebene. Denn es spielt eine Rolle, wer in den Redaktionen arbeitet und damit darüber entscheidet, welche Beobachtung als ein Missstand eingeordnet wird und welche nicht. Dies lässt sich auch für die Klassenfrage festhalten: Journalist D, ohne Hochschulabschluss stellt eine Besonderheit dar. Auch die Repräsentanz derjenigen zu, die nicht aus der Mittel- oder Oberschicht kommen, ist gering. Journalist D stammt aus einer migrantischen Arbeiterfamilie und musste seine Angehörigen davon überzeugen, dass seine Karriere im Journalismus die richtige Wahl für ihn ist. Diese Identitätsfaktoren haben damit einen Einfluss auf die Wahrscheinlichkeit einer Karriere im Journalismus und Investigativjournalismus. Der Journalist D gibt an, dass er durch seinen Migrationshintergrund einen ganz anderen und teilweise besseren Zugang zu Informationen gewährleisten kann. Auch seine sprachlichen Fähigkeiten sind für Recherchen ein Vorteil und je nach Thema die Voraussetzung für eine investigativjournalistische Arbeit.

Die Konsequenzen, Missstände bekannt zu machen, sind für die Journalistinnen nicht nur positiv. Einige wurden bedroht, körperlich angegriffen oder ihr Equipment zerstört. Dies beeinflusst die journalistische Arbeit und die Bereitschaft im Journalismus Missstände aufzudecken und ist damit programmatisch wirksam. Die Arbeit der JournalistInnen kann auch durch Informationssperren durch die Verantwortlichen bei künftigen Anfragen oder durch Unterlassungsforderungen gestört werden. Klar wurde auch, dass die JournalistInnen es in Kauf nehmen müssen, von Personen mit Macht gemieden zu werden, und sich in elitären Kreisen unbeliebt zu machen. Für die InvestigativjournalistInnen ist bei der Entscheidung für oder gegen ein Thema die Frage maßgeblich, ob sie eine als ausreichend bezeichnete Unterstützung und juristische Vertretung vonseiten des Verlages oder des Mediums erhalten. Wenn sich die JournalistInnen der Rückendeckung nicht sicher sein können, suchen die Freien nach Möglichkeit

ein anderes Medium und die Festangestellten berichten in einigen Fällen knapper bzw. im Zweifel gar nicht über den beobachteten Missstand.

InvestigativjournalistInnen können sich dadurch auszeichnen, dass sie Themen nachgehen, wenn nicht klar ist, wer ihre Arbeit publizieren könnte (freie MitarbeiterInnen), oder die Redaktion vorab dem Thema ablehnend gegenüberstand oder es bereits an anderer Stelle abgewiesen hatte (Angestellte). Dazu investieren sie Zeit in Recherchen neben ihren alltäglichen Aufgaben. Es ist ihre Überzeugung, offenen Fragen nachzugehen, die sich ihnen nach einer ersten Auseinandersetzung mit einem Thema noch stellen, wenn andere JournalistInnen diese unbeantwortet ließen.

Während bisher überwiegend Faktoren genannt wurden, die die Arbeit der InvestigativjournalistInnen einschränken, erleichtert besonders ein Aspekt die Arbeit: Wenn JournalistInnen in der Vergangenheit durch sensationelle Recherchen aufgefallen sind, können sie in den Redaktionen einen Freiraum geltend machen. Reaktionen durch das Publikum, das Echo anderer Medien zu den investigativen Storys und mögliche Konsequenzen (der „Impact“, siehe auch Mölders, 2019), wie Rücktritte oder juristische Ermittlungen bezüglich ihrer Recherchen sind der Gradmesser des Erfolgs. Ihre Rechercheerfolge machen sie innerhalb des Mediums und beim Publikum bekannt. Vor diesem Hintergrund kann die investigativjournalistische Arbeitsweise die individuelle Karriere befördern. Erfolgreiche Storys zu veröffentlichen, bedeutet, sich mit Mächtigen anzulegen – und sei dies in einem kleinen Dorf bei einer Lokalzeitung. Dies schafft Vertrauen bei den Lesenden, die sich dann wiederum mit weiteren Informationen zum selben oder zu anderen Missständen an den Journalisten/die Journalistin wenden. Eine erste investigative Story kann damit Startpunkt für eine Karriere werden.

Die Ausdifferenzierung als Problemlösungsmuster im Journalismus

Als die Königsdisziplin des Journalismus bezeichnet, kann der Investigativjournalismus besonders in der Recherche brillieren, welche als Kern des Investigativjournalismus und der journalistischen Tätigkeit allgemein ausgemacht wurde. Die Recherche wird zwar als die zentrale Praxis für den gesamten Journalismus charakterisiert, ihr Stellenwert in der täglichen Arbeit differiert allerdings sehr. InvestigativjournalistInnen kritisieren, dass der Journalismus als Ganzes dem Anspruch zu Recherchieren nicht in ausreichendem Maße nachkommt. Die normative These aus der Einleitung, dass jeder Journalismus ein investigativer zu sein habe, tritt daher an dieser Stelle erneut in den Vordergrund. Dies betrifft dann die Funktion der Kritik und Kontrolle, welche nur durch das Recherchieren im Journalismus realisiert werden kann. Nicht alle JournalistInnen sind mit der Recherche vertraut. Dies kann daran liegen, dass es ihre Tätigkeit ist, Pressemitteilungen, Texte freier MitarbeiterInnen oder KorrespondentInnen zu redigieren (Haarkötter, 2015, S. 17). Ein Investigativjournalismus basiert hingegen auf ebendiesem Selbstverständnis der umfassenden Recherchearbeit als zentralem Bestandteil des Journalismus.

Es ging in dieser Arbeit nicht um die Frage, ob Journalismus oder Investigativjournalismus als Professionen gelten, viel mehr wurde die Professionssoziologie zurate gezogen, um zu klären, welcher

analytische Mehrwert sich aus den Abgrenzungsprozessen zwischen Journalismus und Investigativjournalismus ergibt. Geteilte Werte bilden laut Parsons ((1939) die Grundlage für die Herausbildung einer Profession. Um diese Herausbildung in der Genese der Sinnstruktur des Investigativjournalismus theoretisch berücksichtigen zu können, wurden subjektzentrierte Ansätze in die Theorieauswahl einbezogen. Z. B. Arbeiten zum Prozess der Sozialisation innerhalb der Redaktion und Ansätze, welche die Bedeutung von Identität für die Arbeit im Journalismus diskutieren. Zudem wird Deuzes Ideologie des Journalismus einbezogen. Er hat für den Journalismus fünf universelle Werte festgehalten, die im Journalismus in demokratischen Staaten geteilt werden (in Kapitel 2.4). Diese Arbeit hat in der Darstellung der Sinnstruktur des Investigativjournalismus deutlich gemacht, dass der Investigativjournalismus sich zu diesen Werten bekennt, sie jedoch anders auslegt als andere JournalistInnen dies tun. Deutlich tritt dies in Kapitel 5 hervor. Die Programme verdeutlichen, wie die InvestigativjournalistInnen den Code Missstand/kein Missstand anwenden, dabei wurde z. B. das Hadern der InvestigativjournalistInnen mit dem Wert der Neuigkeit deutlich. Die Differenz der Werte wird von den InvestigativjournalistInnen als Konflikt in Redaktionen beschrieben, welche sich z. B. in Unstimmigkeiten über die zugeschriebene Relevanz eines Themas ausdrückt. Sie wird auch deutlich, wenn InvestigativjournalistInnen über die aktuellen Entwicklungen im Mediensystem berichten. Es sind damit die divergierenden Vorstellungen über das, was Journalismus für die Gesellschaft leisten soll, welche den Investigativjournalismus vom Journalismus loslösen. Dass es sich allerdings um eine Ausdifferenzierung in ein vom Journalismus abhängiges Subsystem handelt, konnten die Programme des Investigativjournalismus zeigen (siehe Kapitel 5).

Um Stichweh zu folgen, muss die Frage geklärt werden, inwiefern die Professionalisierungstendenzen (Scholl & Weischenberg, 1998, S. 44), welche als Ausdifferenzierung des Systems des Investigativjournalismus deutlich werden, als Problemlösungsmuster zu identifizieren sind. Dies kann dann im Sinne der Professionssoziologie mit anderen Problemlösungsmustern innerhalb der Gesellschaft verglichen werden (vgl. Stichweh, 1996, S. 9). Die Professionalisierungstendenzen werden beobachtbar in der Hinwendung zu journalistischen Werten und in ihrer subsystemspezifischen Auslegung, welche in den Programmen des Investigativjournalismus deutlich wurden (siehe Kapitel 5). Die Entstehung des modernen Journalismus ist verbunden mit der Ausdifferenzierung in Ressorts (Birkner, 2012). Ausdifferenzierungen sind damit nicht neu oder per se als Krisenbeschreibung zu verstehen. Bei der Entstehung des Investigativjournalismus als Subsystem des Journalismus verhält es sich aber anders, denn hier wird die zentrale gesamtjournalistische Tätigkeit der Recherche, – welche unabhängig von Ressortgrenzen als universell anzusehen ist – ausgelagert. Sie wird ausgelagert an den Investigativjournalismus, welcher durch Recherche der Kritik- und Kontrollfunktion nachgeht. Idealtypisch würden alle Missstände, welche die Wirtschaft betreffen oder von ihr ausgehen, auch durch die Wirtschaftsredaktionen recherchiert und veröffentlicht werden. Wenn spezielle Redaktionen, die Investigativredaktionen, allerdings die einzigen sind, die durch die personelle Besetzung, durch ihre Ausbildung oder die Motivation der JournalistInnen in der Lage sind, komplexe Rechercheaufgaben zu

erfüllen, zeigt sich die eigentliche Problematik: die Vernachlässigung der Recherche in den Einzelressorts. Ein Hinweis auf Gründe liefern aktuelle Probleme im Mediensystem. So ist z. B. das Einsparen bei personellen Ressourcen eine mögliche Ursache. Die Erledigung der täglichen Aufgaben des Nachrichtenjournalismus, die notwendig sind, um den Veröffentlichungsturnus einhalten zu können, lassen das umfangreiche Recherchieren, welches im journalistischen Selbstverständnis eine Notwendigkeit ist, dann als Luxus erscheinen. Der Investigativjournalismus ist kostenintensiv und ist vor dem Hintergrund der Problemlagen im Journalismus besonders davon betroffen, wenn Sparzwang herrscht. Vor diesem Hintergrund kann die Formierung von exklusiv investigativen Redaktionen als Ausdruck einer besorgniserregenden Entwicklung im Mediensystem gelesen werden.

Wenn InvestigativjournalistInnen in Rechercheredaktionen oder bei Investigativmedien arbeiten, kann dies als Privileg gelten, wenn sie der Überzeugung sind, dass die Recherche der wichtigste Aspekt journalistischer Arbeit darstellen sollte. Die Recherche wird hier nämlich als wesentlicher Bestandteil journalistischer Arbeit verstanden. Es offenbart die prekäre Situation für die Recherche im Journalismus, wenn es als Privileg gilt, dieser Tätigkeit in einem Maße nachgehen zu können, „bis alle Fragen geklärt sind“ (Journalist B). Es ist Ausdruck einer Krise im Journalismus, wenn eine intensive Recherche auf dem Engagement der JournalistInnen und ihrer Bereitschaft, nach Feierabend und neben den Aufgaben des täglichen Nachrichtenjournalismus noch weiterzuerforschen beruht. Es verweist allerdings auch auf die Gefahr, dass sich ein Subsystem möglicherweise vollständig vom immer schwerer zu fassenden Berufsfeld des Journalismus ausdifferenziert. Medienorganisationen sind die Klammer, welche den Investigativjournalismus im System des Journalismus halten. Wenn sich Investigativjournalismus jedoch aus gesamtjournalistischen (Redaktions-)Strukturen herauslöst und eigene Medien bildet, kann dies problematisch für den Journalismus werden. Es könnte deutlich werden, dass als zentral erachtete Aspekte, wie etwa die Recherche im Journalismus, schwerlich vorkommen. Es sind hohe gesellschaftliche Ansprüche und Forderungen an den Journalismus, welche seine Privilegien, wie das Zeugnisverweigerungsrecht oder Auskunftsrechte, rechtfertigen. Wenn andere Formen des Journalismus Recherche vermeiden, indem sie es als journalistische Spezialaufgabe titulieren und sie anderen Medien oder speziellen Redaktionen überlassen, ist dies in der Bewertung der Privilegien zu berücksichtigen.

Es zeigt sich: Die Ausdifferenzierung als Abgrenzung vom großen heterogenen Feld des Journalismus kann als Problemlösung des Investigativjournalismus verstanden werden. Abbott hält fest, dass Professionen in der Gesellschaft Akzeptanz für ihr Handeln gewinnen müssen (1988), dies gelingt dem Journalismus als unreguliertem Beruf nicht in der Breite seines Berufsfelds. Die Konsequenz für den gesamten Journalismus ist ein Legitimitätsverlust, wenn sich in der Breite des Journalismus kaum Kritik- und Kontrolle durch Recherche ausmachen lässt oder etwa Privilegien des Journalismus für Boulevardjournalismus genutzt werden. Dadurch können die Privilegien des Journalismus in Gefahr geraten. Davon distanziert sich diese spezielle Form des Journalismus, der Investigativjournalismus, der sich konkret der Kritik und Kontrolle durch Recherche verschreibt. Es ist diese Form des Journalismus,

die sich mit der Legitimität ausgestattet sieht. Die Binnendifferenzierung in Investigativ- und Nicht-Investigativjournalismus soll dazu führen, dass das Publikum dem investigativen Journalismus weiterhin weitreichende Privilegien eingesteht, während sich andere Teile des Journalismus vom Kerngeschäft, der Publikation von eigens recherchierten Informationen, entfernt. Dadurch erhält der Investigativjournalismus seine eigene Autonomie. Ausüben können RolleninhaberInnen diese im Abwägen über die Verwendung fragwürdiger investigativer Recherchemethoden zugunsten des Pressefreiheitsgrundrechts (siehe Kapitel 2.4.6 Autonomie) und zulasten der Persönlichkeitsrechte (Kruppa, 2014).⁶⁵ So können die InvestigativjournalistInnen auf einen Dienst an der Öffentlichkeit verweisen, um aggressive Recherchepraktiken (Einsatz von Videobrillen etwa) oder Publikationen (zu privaten Treffen von bekannten Persönlichkeiten) zu begründen.

Dass diese Legitimation durch das Publikum anderen Spielarten des Journalismus verwehrt bleibt, zeigt ein Beispiel aus der Praxis. 2010 kam heraus, dass die Boulevardzeitschrift Bunte eine Firma engagiert hat, um Politiker ausspionieren zu lassen, es wurden sogar Wohnungen für die Observation angemietet und Kameras installiert, die die Wohnzimmer ausgespäht haben sollen. In der Öffentlichkeit wurden diese Praktiken als verwerflich und falsch, im Journalismus als berufsethisch und presserechtlich unzulässig eingeschätzt (Haarkötter, 2015, S. 20–21). Diese Privilegien seien einem Journalismus vorbehalten, der mit diesen Techniken wirkliche Missstände aufdeckt und nicht aus Sensationslust die Privat- oder Intimsphäre von Personen ausspionieren will. Einem Boulevardjournalismus wird damit die bedeutende demokratische Funktion des Investigativjournalismus abgesprochen und damit die Binnendifferenzierung weiter vorangetrieben. Wenn mit den Veröffentlichungen weder die Kritik- und Kontrollfunktion erfüllt wird bzw. keine Themen abgedeckt werden, die mit einem generalisierten öffentlichen Interesse in Übereinstimmung zu bringen sind, kann dies als ein journalistisches Trittbrettfahrertum bezeichnet werden. Wenn etwa Boulevardmedien sich darauf berufen, Missstände anzuprangern, jedoch eigentlich die Intimsphäre von Personen vermarkten, kann dies demnach die Legitimität des Gesamtjournalismus infrage stellen. Denn: Es bleibt dabei, verfassungsrechtliche Privilegien des Journalismus können nicht per se entlang journalistischer Binnendifferenzierung eingeschränkt werden, rechtliche Entscheidungen im Nachgang einer Veröffentlichung und die Empörung der Öffentlichkeit über moralische Grenzüberschreitungen treffen damit den Ruf des gesamten Journalismus. JournalistInnen, welche dieselben Recherchemethoden für ihre Arbeit nutzen möchten, können von einer starken Abgrenzung dieser als illegitim verstandenen Vorgehen besonders dann distanzieren, wenn sie sich auf einen Journalismus berufen, der Missstände – und damit für die Öffentlichkeit relevante soziale Probleme – in den Blick nimmt. Damit ist eine auch die Öffentlichkeit sichtbare Trennlinie zwischen Journalismus und Investigativjournalismus für InvestigativjournalistInnen funktional.

⁶⁵ Das Presserecht ist in den Landespressegesetzen, dem Rundfunkstaatsvertrag und dem Telemediengesetz geregelt. Das Grundgesetz schützt die Pressefreiheit, welche damit verfassungsrang hat.

Durch die Ausdifferenzierung des Investigativjournalismus kann diese Form des Journalismus dem Anspruch gerecht werden, welcher auf dem gesamten Journalismus lastet, jedoch in der Breite nicht eingehalten werden kann: Es ist das Versprechen des Investigativjournalismus, Informationen durch Recherche zu gewinnen und darüber Missstände der Öffentlichkeit bekannt zu machen. Der Investigativjournalismus ist Bannerträger eines kritischen und kontrollierenden Journalismus in einem System des Journalismus, das seine Position allerdings durch die Missachtung der Bedeutung der Recherche schwächt.

Es wurde deutlich, dass der Investigativjournalismus mit gesellschaftlichen und innerjournalistischen Erwartungen überfrachtet ist: Einige Betroffene von sozialen Problemen wird er aufgrund der Selektionsaufgabe des Journalismus enttäuschen (gesellschaftliche Dimension), andererseits wird der kleine Teil der investigativen unter den JournalistInnen nicht allein die ressourcenintensive Aufgabe des Aufdeckens von Missständen erfüllen können, wenn dies nicht auch selbst in den Fachressorts und der Breite des Journalismus geschieht (journalistische Dimension). Der veröffentlichte Missstand als journalistisches Konstrukt verweist zudem im binären Schema der systemtheoretischen Beobachtungsweise auch immer auf all die sozialen Probleme, welche als nicht publikationswürdig angesehen werden. Dies geschieht unter Verweis auf die Relevanz, welche als Kontingenzformel des Systems des Investigativjournalismus aufgedeckt werden konnte und die Dilemmata der journalistischen Beobachtung von Realität verdeutlicht.

6.2 Der Investigativjournalismus, von seinen Alternativen her eingeschätzt

Der Investigativjournalismus schreitet dann ein, wenn staatliche Stellen ihrer Aufgabe nicht oder nur mangelhaft nachgehen und Fehlentwicklungen bereits schwere Folgen zeigen. Oft waren Versuche von Betroffenen oder ZeugInnen bei eben diesen Institutionen auf diesen Missstand aufmerksam zu machen, ins Leere verlaufen. Der Investigativjournalismus adressiert die von staatlicher Seite zuständigen über den Umweg der Einbeziehung der Öffentlichkeit und übt so Druck aus, um die Missstände zu beseitigen (Funktion). Diese Form des Journalismus bietet damit eine Möglichkeit herauszufinden, inwieweit die Gesellschaft überhaupt adressierbar ist, ausgehend von der Annahme, dass gesellschaftliche Missstände die demokratischen Werte berühren, welche auf einmal mehr, einmal weniger abstrakte Weise das Leben in Demokratien betreffen. Die Reaktionen aus und durch das Publikum und die Gesamtbevölkerung geben darüber Auskunft. Der Investigativjournalismus ist damit einerseits das Messinstrument für das Funktionieren von staatlichen Kontrollmechanismen. Andererseits wird ermittelbar, welche Werte in der Gesellschaft anschlussfähig sind, indem ihre Missachtung zu Empörung führt.

Der Investigativjournalismus antizipiert Reaktionen des Publikums auf seine Veröffentlichungen. Dabei greifen die Redaktionen auf Erfahrungswerte der Vergangenheit zurück und lehnen Themen ab, die ihnen unter diesem Aspekt irrelevant erscheinen. Dies verdeutlicht noch einmal, dass nicht jedes soziale Problem durch den Investigativjournalismus als Missstand thematisiert werden wird. Es ist aus der

Logik des Journalismus heraus nicht möglich, alle strukturellen sozialen Probleme der Gesellschaft zu kontrollieren und zu veröffentlichen. Zudem sind journalistisch relevante Missstände immer nur diejenigen Probleme, die entsprechend journalistischer Kriterien der Öffentlichkeit vermittelbar sind – sie müssen primär aktuell sein und damit Neuigkeitswert haben. InvestigativjournalistInnen müssen also auch Erwartungsmanagement bei den Betroffenen von Missständen oder Whistleblowern leisten. Außerdem müssen sie, den journalistischen Kriterien folgend, die Redaktionen von ihren geplanten Recherchen überzeugen.

Eine der Systemtheorie Luhmanns zugrunde liegende Annahme ist, dass jede Funktion, also das Veröffentlichen von Missständen im Investigativjournalismus, durch verschiedene funktional äquivalente Leistungen ersetzt werden kann (Luhmann, 1976, S. 383). Dies erzwingt die Überlegung, welche Alternativen es zum System des Investigativjournalismus gibt oder geben könnte, und inwiefern sich ihre Stellung ohne einen existierenden Investigativjournalismus verändern würde. Der Missstand ist in dieser Arbeit als journalistisches Konstrukt definiert. In diesem Gedankenexperiment wird überlegt, welche anderen Systeme diese Definitionsmacht über Missstand/nicht Missstand im Medium der Publizität (Mölders, 2019) ausüben könnten.

Bei der Suche nach Alternativen zum Investigativjournalismus für die Bekanntmachung von Missständen im Medium der Publizität (Mölders, 2019) bietet sich die Auseinandersetzung mit der Ideengeschichte der sogenannten Vierten Gewalt an. Der Rechtsphilosoph René Marcic beschreibt 1957 für Westdeutschland die Vierte Gewalt als alles Außerparlamentarische. Die Öffentlichkeit wird wirksam durch ihr Engagement in Gewerkschaften, Interessenverbände, Kammern, Betriebsgemeinschaften oder Genossenschaftsformen, aber auch formlose außerparlamentarische Aktionen, z. B. Kundgebungen, Proteste oder Streiks (vgl. Marcic nach Mölders, 2019, S. 124–125). Öffentlichkeit muss nicht ausschließlich im Medium der unabhängigen Presse geschaffen werden, sondern kann auch durch organisierte oder informelle Zivilgesellschaft entstehen, welche Missstände anprangert. EntscheidungsträgerInnen aus Politik sind ihre AdressatInnen. Die Möglichkeit, Neuigkeiten zu publizieren, ist nicht einzig dem Journalismus vorbehalten. Protestbewegungen können sich heute neuer Medien bedienen und auf Probleme im Stile des Journalismus aufmerksam machen. Die Presse ist damit eine unter mehreren, die als Korrektiv tätig werden kann. Heute fällt vor allem der Blick auf Protestformen von KlimaaktivistInnen oder künstlerischen Kollektiven, die an politisches Handeln appellieren.

Neben dem Außerparlamentarischen ist aber auch das Parlamentarische für die Funktionserfüllung der Kritik und Kontrolle im Medium der Publizität interessant. Gerade in der Macht von Opposition liegt es, das Regierungshandeln zu kontrollieren. Auch das Auslassen von Maßnahmen schließt dies ein. Kritik an der Regierung ist die Art, auf welche die Kontrollfunktion realisiert wird. Öffentlichkeitswirksam kann auch die Opposition werden. Einerseits im parlamentarischen Raum, aber auch durch parteinahe Kommunikationsmedien. Dabei ist insbesondere an Partei- oder Parteirichtungspresse zu denken, welche in der Vergangenheit im deutschen Mediensystem prägend

war. Interessanterweise ist der Gegenstand der Opposition in der Politikwissenschaft nicht kohärent und systematisch erforscht (vgl. Bröchler et al., 2020, S. 2), ähnlich wie dies über den Investigativjournalismus festzustellen war.

Dass sich der Missstand immer an dem Kriterium Wahrheit messen lassen muss, verdeutlicht das Beispiel der sogenannten QuerdenkerInnen: Aus ihren Reihen wird der Anspruch formuliert, die Mächtigen zu kontrollieren (Slobodian & Callison, 2021). Sie bedienen sich in ihrer vorgeblichen Faktendarstellungen ähnlicher Mittel wie der Investigativjournalismus, indem sie etwa vermeintliche Zusammenhänge darstellen oder sich in der Darstellung am Stil der Reportage orientieren. Sie berufen sich auf das Veröffentlichen vermeintlich geheim gehaltener Dokumente, die Missstände und Verschwörungen beweisen sollen („Youtube sperrt Verschwörungserzähler Ken Jebsen endgültig“, 2021).

Der Blick auf die Alternativen zum Investigativjournalismus für die Veröffentlichung von Missständen verdeutlicht, dass in einem Mediensystem, welches durch die Entgrenzung der Kommunikation durch die Digitalisierung unter Druck steht, eine hohe Recherchequalität und postulierte Unabhängigkeit (Mothes, 2014) von Interessen ein Abgrenzungsgarant darstellt. Das System des Journalismus bietet insbesondere durch seinen Rückbezug auf sein Ideal der Objektivität im Gegensatz zu den alternativen Systemen einen Vorteil: Der professionelle Journalismus bezieht sich auf Objektivität als Berufsnorm und verspricht Unparteilichkeit und Ausgewogenheit sowie eine an Fakten orientierte Berichterstattung (Deuze, 2005; Mothes, 2014, S. 269–282). Im Gegensatz zur Herstellung von Öffentlichkeit durch andere Akteure nach Marcics Definition von Vierter Gewalt, kann sich der Journalismus auf die Berufsnorm der Objektivität berufen. Diese wird explizit darin gesehen, nicht das Sprachrohr eines Lagers oder einer Gruppierung zu sein, sondern „von subjektiven Wertungen befreit als neutrale Vermittler von Informationen in den Dienst der Öffentlichkeit zu treten und Aussagen gesellschaftlicher Akteure kritisch auf ihren Wahrheitsgehalt hin zu überprüfen“ (Mothes, 2014, S. 56). Dass allerdings die Bedeutung als neutraler Vermittler infrage gestellt wird, verdeutlicht die elementare Krise des Mediensystems.

6.3 Die Zukunft des Investigativjournalismus

Die Krise des Journalismus wurde in dieser Arbeit beschrieben als die Abkehr von der Recherche. Die mediale Umwelt hat sich seit der Veröffentlichung vieler der genannten Studien im Forschungsstand (siehe Kapitel 1), verändert, durch die Digitalisierung ist eine neue Medienwelt entstanden, mit damals noch nicht erahnbaren Abhängigkeiten und Verflechtungen. Auch der JournalistInnenberuf hat sich in dieser krisenhaften Erschütterung der altbekannten Regeln gewandelt, das Berufsfeld öffentlicher Kommunikation ist umkämpft.

Die Gesamtgesellschaft wird geprägt durch die Digitalisierung. Durch gesellschaftliche Datafizierung stehen heute deutlich mehr Informationen zur Verfügung, die zur Aufdeckung von Missständen genutzt werden können als vor nur einem Jahrzehnt. Digitale Dokumentationen erlauben Rückschlüsse auf

soziale Probleme oder geben Auskunft über handfeste juristische Straftaten. Sie sind verfügbar, weil sogenannte Whistleblower sie JournalistInnen zukommen lassen, oder sie sind über öffentliche Plattformen zugänglich und warten auf eine Auswertung. Vor diesem Hintergrund wurde auf dem International Journalism Festival in 2016 bereits kurz nach der Veröffentlichung der Panama Papers gefragt, ob nun das goldene Zeitalter des Investigativjournalismus anbreche (Panel Discussions: A golden age of investigative reporting?, 2016). Untersuchungen des deutschen Journalismus zeigen, dass die Mehrheit der JournalistInnen, ca. 65 %, Kritik und Kontrolle nicht als ihre Aufgabe betrachten (Steindl et al., 2017, S. 420), ihr Anteil ist seit 2005 allerdings gestiegen, 2005 sahen 24 % als ihre Aufgabe, die Bereiche Politik, Wirtschaft und Gesellschaft zu kontrollieren (Weischenberg et al., 2006). Kooperative Veröffentlichungen zu internationalen Skandalen, wie die sogenannten Panama Papers, haben möglicherweise das Selbstbild der JournalistInnen verändert, der Auftrag der Kritik und Kontrolle durch Recherche hat durch diese aufwendigen Datenrecherchen eine nachvollziehbare Form erhalten. Während journalistische KollegInnen die Aufgabe der Recherche als Last wahrnehmen, unter dem Druck der zeitlichen Vorgaben und der täglich zu füllenden Sendeplätze oder Zeitungsseiten, gibt es einen Anteil von JournalistInnen, die auf die außenwirksame Arbeit der InvestigativjournalistInnen mit eigener Begeisterung reagieren. Es hängt von Werten und damit vom Selbstverständnis der JournalistInnen ab, ob sie investigative Recherchen tätigen. Ob der Anteil kritischer RechercheurInnen zunimmt oder sinkt, hängt damit von der Sozialisierung im Journalismus ab und damit auch mit der Ausbildung zusammen (siehe (Breed, 1955)), bei der Vorbilder eine wichtige Bedeutung haben. Dem Nachwuchs werden in organisierten journalistischen Ausbildungen konkrete journalistische Rollen und Werte vermittelt, die nah an den durch den Journalismus selbst hochgehaltenen (vermittelt z. B. durch Preisvergaben der Institutionen des Journalismus) und durch das Publikum gewünschten liegen. Um ein Netzwerk aufzubauen und die ersten journalistischen Kompetenzen weiter zu verbessern, ist die Ausbildung in einer JournalistInnenschule hilfreich. Um als InvestigativjournalistIn tätig zu sein, ist eine Ausbildung in renommierten journalistischen Kaderschmieden allerdings nicht zwingend notwendig. Dies zeigen die Interviews dieser Arbeit: Ein junger Quereinsteiger ohne Abitur und eine Studentin haben einen Einstieg in den Investigativjournalismus gefunden. Der Quereinsteiger ist sehr gut lokal vernetzt, hat Kontakte zu Personen, die von einem Skandal vor Ort persönlich betroffen waren. Die ehemalige Studentin hat für eine Abschlussarbeit investigative Recherche betrieben und sich unter falscher Identität in eine verbotene Organisation eingeschleust.

InvestigativjournalistInnen arrangieren sich damit, sich unbeliebt zu machen. Dass sie auch zum Ziel von Angriffen zu werden, ist von demokratietheoretischer Relevanz, da sie dies in der Ausübung der Kritik und Kontrollfunktion einschränken soll. Dass nicht alle JournalistInnen bereit sind, sich durch die Ausübung dieser Funktion zu exponieren und möglicherweise angefeindet zu werden, kann erklären, wieso die Rolle der Kritikerin oder des Kontrolleurs nicht zu den gefragtesten gehört. Der Schutz von JournalistInnen kann damit ein wichtiger Faktor sein, um den Investigativjournalismus in Zukunft zu stärken.

Ausblick zur Recherche

„Was zur Hölle ist Recherche?“ fragen sich alle NachwuchsjournalistInnen laut Hans Leyendecker im Jahr 2012. Diese Frage könne von erfahrenen JournalistInnen nicht beantwortet werden. Dennoch tauschen sich professionelle RechercheurInnen unterschiedlicher Berufsfelder auf der Tagung des Netzwerk Recherche zu ihrem Vorgehen im Beruf aus. Leyendecker bezeichnet dies als bisher „unerhört“. Er formuliert, dass der Austausch über Recherchemethoden im Journalismus bislang nicht stattgefunden habe. Leyendecker bezeichnet die Praxis der Recherche als nicht sichtbare und doch zentrale Tätigkeit des Journalismus. Sie sei wie das Wasser für Fische (siehe Einleitung). Ohne Recherche kein Journalismus. Der investigative Journalismus geht darüber entsprechend dem Wort „investigativ“ hinaus. Durch den Verweis auf die Recherche als unsichtbare Tätigkeit definiert Leyendecker sie als nicht-standardisierbaren Teil der Arbeit, wenngleich sie doch die zentrale journalistische Tätigkeit ist. Leyendeckers Annahme kann so interpretiert werden, dass er die Recherche nicht als technisches, sondern als ein hermeneutisches Vorgehen begreift, bei dem Abwägungsprozesse, Reflexivität und auch Erfahrung notwendig sind (für die Tätigkeit der ärztlichen Diagnosestellung hat dies Maio, 2018 herausgearbeitet).

Aus professionssoziologischer Sicht kann dieser Verweis seinerseits Auskunft geben: Die Unsichtbarkeit und damit Nicht-Vermittelbarkeit eines investigativjournalistischen Vorgehens konnte den Investigativjournalismus exklusiv halten. Die notwendigerweise hohe Recherchekompetenz in dieser Form des Journalismus stellte ein Hindernis dar, wenn die fähigen InvestigativjournalistInnen ihre Kenntnisse und Vorgehensweisen nicht weitergaben. Dies limitierte den Zugang zum Berufsfeld des Investigativjournalismus.

Wenn jedoch entsprechende Angebote des Austauschs über Recherchepraktiken vorliegen, ist dies Ausdruck einer Öffnung des Berufsfelds. Dies zeigt nicht zuletzt die Fachtagung, auf der Leyendecker spricht. Daher ist es möglich, dass sich an dieser Stelle ein Generationswechsel im Investigativjournalismus zeigt: Die „Frischlinge im Beruf“ haben 2012 auf geradezu unerhörte Weise nach der journalistischen Recherchepraxis gefragt und damit einer Entzauberung des Berufsbilds Vorschub geleistet. Der Investigativjournalismus wendet sich an den Nachwuchs und wirbt für das Suchen nach gesellschaftlichen Problemen und ihrem Publizieren. Neuere Handbücher für JournalismusschülerInnen gehen auf Techniken der Recherche ein und erläutern, welche Vorgehensweisen sich bei welchen Ausgangsbedingungen der Recherche oder Einschränkungen anbieten (Haarkötter, 2015; Hahn & Stalph, 2018; Leigh, 2019a; Ludwig, 2003, 2007).

Die Recherche als das investigative Element des Journalismus ist in der von dieser Arbeit beschriebenen redaktionellen Umwelt zum Distinktionsmerkmal geworden, das aber nun nicht mehr von einer exklusiven Gruppe von ElitejournalistInnen allein in Anspruch genommen werden kann, sondern sich für interessierte JournalistInnen öffnet.

Diese Arbeit konnte zeigen, dass das Recherchieren von Missständen nicht per se einer auf Begabung beruhender Exklusivität bedarf. Verdeutlichen kann dies besonders das Beispiel von Journalist B, der

Misstände als Gestank bezeichnet. Gestank als Sinneswahrnehmung adressiert nicht nur die Begabten, sondern grundsätzlich alle Personen, unabhängig von ihrer Rolle. Manche JournalistInnen tauschen sich über ebendiese Beobachtungen, die Misstände, aus und erarbeiten gemeinsam Methoden für den Umgang mit großen Datenmengen oder schwer erhältlichen Beweisen. Dass dabei auch zwischen JournalistInnen unterschiedlicher Medien kooperiert wird, ist ein weiterer neuer Aspekt, welcher dem einst unerhörten Austausch von Recherchemethoden innewohnt.

Breeds (1955) Ausführungen zur Sozialisation in Redaktionen bieten einen theoretischen Rahmen zur Beschreibung einer solchen Entwicklung. Seine Überlegungen dazu, wie Richtlinien innerhalb der Redaktionen sich verändern können, lassen investigativen Journalismus hervortreten: Redaktionsrichtlinien (Policies) liegen fast nie schriftlich vor oder sind als solche klar definiert, genau aus diesem Grund ließen sie Abweichungen zu oder erzeugten sie praktisch. Bedingungen, welche das Umschiffen der Redaktionslinien geradezu erwartbar machen, identifiziert er z. B., wenn ein anderes Medium eine Story publiziert hat, nachdem es „Leaks“ dazu gab. Die Konkurrenz zwischen verschiedenen Publikationen wird damit zu einem bedeutenden Faktor. Zudem können „Star Journalists“ jegliche Policyregeln, seien sie formell oder informell, übergehen. Diese Feststellungen verdeutlichen, dass insbesondere der Investigativjournalismus durch Irritation Veränderung der (informellen) Blattlinie schaffen kann, wie die Übereinstimmungen vieler Aspekte der Programme des Investigativjournalismus mit den durch Breed identifizierten Faktoren zeigen. Dies verweist auf die Bedeutung des Investigativjournalismus in seiner Vorbildfunktion. Investigativjournalismus kann dazu animieren, noch mehr Investigativjournalismus zu erzeugen.

Die beschriebene Öffnung des Investigativjournalismus über den Austausch von Recherchetipps und die Vernetzung und gemeinsame Veröffentlichung kann die Bereitschaft und das Wissen um die Konsequenzen der investigativjournalistischen Arbeit fördern. Gemeinschaftliches Recherchieren und Veröffentlichungen, ggf. unter dem Namen von Organisationen anstelle von Personen, kann die Anfeindungen verringern, wie auch durch zwei Interviewte geschildert wurde. Zudem hängt die Entwicklung des Investigativjournalismus in den Medien zu einem großen Anteil vom juristischen Rückhalt ab, den die JournalistInnen angeboten bekommen. Hierin liegt für künftige Entwicklungen eine bedeutende Weichenstellung, welche zudem eine Ausdifferenzierung des Investigativjournalismus aus den Redaktionen verhindern könnte, eine Gefahr für die Legitimität des gesamten Journalismus.

6.4 Reflexion der Methodologie und des Vorgehens

Untersuchungen des Investigativjournalismus in der Vergangenheit konnten seine gesellschaftliche Bedeutung feststellen (in Kapitel 1 Forschungsstand und Forschungsgegenstand: Der Investigativjournalismus), jedoch fehlte ein systematisches In-Beziehung-Setzen der in jenen Forschungsarbeiten festgestellten Elemente, welche diesen Journalismus auszeichnen. Ein neuer methodologischer Ansatz war gefragt. Die Anwendung der objektiven Hermeneutik in der

Systemtheorie war von Bora angeregt und bereits erfolgreich in Studien angewendet worden (siehe Klaus Holz (2010) oder Sascha Dickel (Dickel, 2011)).

Es ging in dieser Arbeit im weitesten Sinne darum, den Investigativjournalismus als Phänomen der Gegenwart zu verstehen. Es wurde eine Methodologie gewählt, die von der Beobachtung des Zustands des Investigativjournalismus die Zusammenhänge rekonstruieren kann, in denen ebendiese Form des Journalismus ihre Bedeutung erhält. Die objektive Hermeneutik als Methodologie der Interpretation von Texten und des intersubjektiven Verstehens konnte genau dies leisten. Die Analyse erfolgte über die Rolle der InvestigativjournalistInnen: Die Untersuchung der Rolle ließ einen direkten Zugang zur sinnhaften Struktur des Investigativjournalismus und zur Wirklichkeit des Mediensystems zu. Wenngleich nur fünf Interviews geführt wurden, zeigt sich, dass diese geringe Anzahl ausreichte, um die Sinnstruktur des Investigativjournalismus festzustellen. Die Methodologie der objektiven Hermeneutik beruht auf dem ständigen Infragestellen der aufgestellten Hypothesen, der Schaffung alternativer Lesarten, welche denkbare andere Interpretationen stets einbeziehen. Zentral ist auch die feine Analyse von einzelnen Sequenzen. Aus diesem Grund konnte nach diesen Interviews bereits eine theoretische Sättigung erreicht werden.

Die Systemtheorie ist in der Journalismusforschung lange bekannt. Sie hat nach wie vor ihren Platz in der Journalismusforschung, wenngleich der Vorwurf ihrer KritikerInnen stets lautet, dass sie die Bedeutung von Subjekten auf das journalistische Handeln leugne (Löffelholz, 2002, S. 47). Die Zusammenführung von objektiver Hermeneutik und Systemtheorie in dieser Arbeit schuf über die Analyse der Sinnstruktur des Investigativjournalismus eine neue Möglichkeit, die Systemtheorie für die Journalismusforschung fruchtbar zu machen. Sinn stiftet den Bewusstseinszusammenhang psychischer Systeme und den Kommunikationszusammenhang sozialer Systeme (vgl. Luhmann, 1984, S. 92). Durch die Untersuchung von Sinn wurde damit auch der Bedeutung des Personseins im beobachteten System, dem Investigativjournalismus, Rechnung getragen. Es wurde beobachtet, welche Elemente die Struktur des Investigativjournalismus ausmachen und wie vielgestaltig und verschieden sie sich zwischen RollenhinhaberInnen ausprägen können. Der Variantenreichtum von Ausprägungen derselben Elemente konnte in den Auswertungskapiteln herausgearbeitet werden, sie verweisen allerdings alle auf das System des Investigativjournalismus und seiner in dieser Arbeit identifizierten Struktur.

6.5 Ausblick

Die Sinnstruktur des Investigativjournalismus offenbarte die Ausdifferenzierung dieses Subsystems vom Journalismus als Problemlösungsmuster. Die InvestigativjournalistInnen können sich auf ihren Auftrag berufen, Kritik und Kontrolle durch die Veröffentlichung von Missständen auszuüben und sich damit vom Journalismus abgrenzen, in dem ebendiese Funktion durch die Vernachlässigung der Recherche in den Hintergrund gerückt ist. Stichweh ruft dazu auf, nicht etwa heterogene Professionen zu untersuchen, sondern Professionalität innerhalb einzelner Funktionssysteme als Problemlösungsmuster zu verstehen und sie mit anderen Problemlösungsmustern in der Gesellschaft zu

vergleichen (vgl. Stichweh, 1996, S. 9). Die Aspekte der Abgrenzung zum Journalismus sollen als Folie verstanden werden, welche bei der Untersuchung anderer Berufe und der Ausdifferenzierung durch Professionalisierung (der kollektive Bezug auf gemeinsame Werte, siehe oben) berücksichtigt werden. Dies könnte beobachtbar werden in Berufsfeldern, deren Zugang, wie jener zum Journalismus, schwer oder nicht regulierbar ist. Oder in Bereichen, welche durch Wandel (z. B. der Digitalisierung) Veränderungen der Arbeit erfahren. Im Journalismus sind es die Einsparmaßnahmen nach dem Wegfall der Einnahmen im Verkauf von Anzeigen, welche den massiven Abbau von Personal zur Folge hatten und haben, welche den Kern des Journalismus – die Recherchearbeit – betreffen. Andere Berufe mögen von der Digitalisierung finanziell profitieren, jedoch unter einem massiven, demografisch begründeten Fachkräftemangel ins Wanken geraten, ggf. den Zugang für Unqualifizierte öffnen oder unter der Last der Erwartungen nur noch die dringendsten Anforderungen erfüllen. Auch hier ist es möglich, dass sich ein Teil dieser BerufsrolleninhaberInnen auf gemeinsame Werte bezieht und dies ein Subsystem innerhalb eines Berufs entstehen lässt. Diese mögen ihre Werte für einen Berufsstand hochhalten und damit eine gewisse Exklusivität garantieren. Dies als Problemlösungsmuster im System des Berufes zu verstehen, kann den Blick auf die Bedeutung der Funktionserfüllung einzelner Systeme lenken und z. B. den Blick auf ihre funktionalen Äquivalente richten lassen.

Die Erkenntnisse dieser Arbeit lenken den Blick auf den Journalismus als Gesamtsystem und die Frage, ob die Recherche, die als die zentrale Praxis definiert wurde (Leyendecker, siehe Einleitung), nur im Investigativjournalismus hochgehalten wird. Der Investigativjournalismus verfolgt durch die Recherche das Ziel der Kritik und Kontrolle. Die weiteren gesellschaftlichen Funktionen des Journalismus, die Informationsfunktion und die Unterhaltungsfunktion (Chill & Meyn, 1996b) sind jedoch auch aus demokratietheoretischer Sicht bedeutsam. Daher stellen sich die Fragen: Gibt es noch andere Abgrenzungsprozesse innerhalb des Journalismus? Und werden die vom selben Motiv angeleitet, dem Verlust der Bedeutung der Recherche zur Erfüllung ihrer Funktion?

Diese Studie hat das System des Investigativjournalismus aus der Perspektive seiner JournalistInnen beschrieben. Das Publikum wurde über die Erwartungserwartungen der Journalistinnen in die Forschung integriert, es stützte sich damit also auf Annahmen der JournalistInnen und ihre Erfahrungen mit dem Publikum. Dass sich JournalistInnen aber täuschen können oder milder formuliert: überrascht werden können, belegen Aussagen der interviewten JournalistInnen. Sie wunderten sich über ausbleibende Empörung zu bestimmten Recherchen, im Falle anderer Recherchen waren sie allerdings überrascht über die Wellen der Entrüstung und unmittelbaren politischen Konsequenzen, die der Veröffentlichung und einem enormen zivilgesellschaftlichen Engagement folgten. Es wäre aus diesem Grund essenziell zu untersuchen, welche Erwartungen die Bevölkerung konkret an den Investigativjournalismus hat. Zudem wäre es wichtig, herauszuarbeiten, wie sie Kritik und Kontrolle deutet und welche Methoden der Recherche sie heute im digitalen Zeitalter als angemessen ansieht. Dass dabei auf die Bevölkerung Bezug genommen wird und nicht von Publika die Rede ist, adressiert die Überlegung, dass der Investigativjournalismus Missstände untersucht, welche eine

Gesamtgesellschaft und ihre demokratischen Werte betreffen und dies der gesamtgesellschaftlichen Aufgabe des Journalismus Rechnung trägt.

Auch die Medienwirkungsperspektive konnte in dieser Arbeit nur über Erwartungen der JournalistInnen an ihr Publikum oder über Aussagen zum Feedback des Publikums an JournalistInnen berücksichtigt werden. Diese Arbeit muss an die Psychologie verweisen, um bestimmte Phänomene der Wirkungen von Publikationen zu untersuchen, auf welche JournalistInnen in den Interviews aufmerksam gemacht haben. Sie stellten fest, dass die Publikumsreaktion fehlt oder sehr gering ausfällt, wenn ein Missstand z. B. schon erahnt, doch erst nun bewiesen wurde. Veröffentlichungen ohne Rückmeldungen seitens des Publikums oder durch öffentliche Stellen drohen jedoch zu verhallen und eine Verbesserung der Zustände damit auszubleiben (siehe Mölders, 2015).

Kepplinger et al. (2002) konnten für die 2000er-Jahre feststellen, dass nicht jedes Gesellschaftssystem gleichermaßen streng durch einen Investigativjournalismus kontrolliert wird. Politik und Wirtschaft werden strenger in den Blick genommen als soziale Probleme, welche sich im privaten Umfeld manifestieren (Gewalt, Missstände in der Pflege oder in pädagogischen Einrichtungen). Dabei wäre eine neuerliche quantitative Untersuchung der Themen wichtig, mit denen sich ein Investigativjournalismus befasst, und eine Untersuchung, ob durch die neue Form des Datenjournalismus bestimmte Gesellschaftsbereiche weniger Berücksichtigung finden als andere. Dies adressiert den demokratischen Anspruch, dass jeder Gesellschaftsbereich nach sozialen Problemen hin zu untersuchen ist.

Die Ausführungen zum funktionalen Äquivalent des Investigativjournalismus lenkte den Blick auf die Kritik und Kontrolle, welche nicht allein auf dem Journalismus, sondern in Demokratien auf den Schultern der Opposition im Parlament lastet. Der ausgemachte Mangel an wissenschaftlicher Auseinandersetzung führt zu der Erkenntnis, dass weitere Arbeiten zur Bedeutung und Funktionserfüllung der Kritik und Kontrolle in der und für die Gesellschaft notwendig sind.

Literaturverzeichnis

Abbott, A. D. (1988). *The system of professions: An essay on the division of expert labor*. <http://site.ebrary.com/id/10991090>

Altmeyden, K.-D. (2000). Online-Medien: Das Ende des Journalismus!? In K.-D. Altmeyden, H.-J. Bucher, & M. Löffelholz (Hrsg.), *Online-Journalismus: Perspektiven für Wissenschaft und Praxis* (S. 123–138). VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-322-87328-6_7

Altmeyden, K.-D., & Arnold, K. (2013). *Journalistik: Grundlagen eines organisationalen Handlungsfeldes*. Oldenbourg Verl.

American Press Institute. (2022). *The Protess Method of verification*. <https://www.americanpressinstitute.org/journalism-essentials/verification-accuracy/protess-method-verification/>

Amnesty International. (2018). *Toxic Twitter—The silencing Effect*. <https://www.amnesty.org/en/latest/news/2018/03/online-violence-against-women-chapter-5/>

Arnold, K., & Wagner, A.-L. (2018). Die Leistungen des Lokaljournalismus: Eine empirische Studie zur Qualität der Lokalberichterstattung in Zeitungen und Onlineangeboten. *Publizistik*, 63(2), 177–206. <https://doi.org/10.1007/s11616-018-0422-4>

Bachmann Cáceres, I. (2019). Advocacy Journalism. In I. Bachmann Cáceres, *Oxford Research Encyclopedia of Communication*. Oxford University Press. <https://doi.org/10.1093/acrefore/9780190228613.013.776>

Basyouni, H., Hughes, S., Hanitzsch, T., Hollings, J., Lauerer, C., Arroyave, J., Rupa, V., & Splendore, S. (2019). Editorial Autonomy—Journalists' Perceptions of Their Freedom. In T. Hanitzsch, F. Hanusch, J. Ramaprasad, & A. S. De Beer (Hrsg.), *Worlds of journalism: Journalistic cultures around the globe* (S. 133–159). Columbia University Press.

Baum, A. (1994). Publizistikwissenschaftliche Sichtweisen des Journalismus—Eine Kritik. In A. Baum, *Journalistisches Handeln* (S. 167–402). VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-322-94215-9_5

Beck, U., Brater, M., & Daheim, H. (1980). *Soziologie der Arbeit und der Berufe: Grundlagen, Problemfelder, Forschungsergebnisse*. Rowohlt.

Bednarek, M., & Caple, H. (2014). Why do news values matter? Towards a new methodological framework for analysing news discourse in Critical Discourse Analysis and beyond. *Discourse & Society*, 25(2), 135–158. <https://doi.org/10.1177/0957926513516041>

Behmer, M., Blöbaum, B., Donsbach, W., Kramp, L., Lünenborg, M., Malik, M., Meier, K., Raupp, J., & Weischenberg, S. (2011). Wer Journalisten sind und wie sie arbeiten. *Informationen BPB 309*. <https://www.bpb.de/izpb/7527/wer-journalisten-sind-und-wie-sie-arbeiten?p=all>

Bentele, G. (Hrsg.). (2003). *Öffentliche Kommunikation: Handbuch Kommunikations- und Medienwissenschaft* (1. Auflage). Westdeutscher Verlag.

Berger, P. L., Luckmann, T., & Plessner, H. (1969). *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit: Eine Theorie der Wissenssoziologie* (M. Plessner, Übers.; 27. Auflage). Fischer Taschenbuch.

- Birkner, T. (2012). *Das Selbstgespräch der Zeit: Die Geschichte des Journalismus in Deutschland 1605 - 1914*. von Halem.
- Birnbacher, D. (2008). *Natürlichkeit*. <https://doi.org/10.1515/9783110193695>
- Blumer, H. (1971). Social Problems as Collective Behavior. *Social Problems*, 18(3), 298–306. <https://doi.org/10.2307/799797>
- Boldt-Schüler, H. (2013). Lokaljournalismus im Fernsehen. In H. Pöttker & A. Vehmeier (Hrsg.), *Das verkaufte Ressort* (S. 231–245). Springer Fachmedien Wiesbaden. https://doi.org/10.1007/978-3-658-01139-0_17
- Bora, A. (1994). Konstruktion und Rekonstruktion—Zum Verhältnis von Systemtheorie und objektiver Hermeneutik. In G. Rusch & S. J. Schmidt (Hrsg.), *Konstruktivismus und Sozialtheorie* (1. Aufl.). Suhrkamp.
- Boukes, M., Jones, N. P., & Vliegthart, R. (2020). Newsworthiness and story prominence: How the presence of news factors relates to upfront position and length of news stories. *Journalism*, 146488491989931. <https://doi.org/10.1177/1464884919899313>
- Bourdieu, P. (2018). *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft* (B. Schwibs & A. Russer, Übers.; 23. Auflage 2016). Suhrkamp.
- Bradshaw, P. (2018). Zeroes and Ones: Investigating with Data. In O. Hahn & F. Stalph (Hrsg.), *Digital Investigative Journalism* (S. 19–29). Springer International Publishing. https://doi.org/10.1007/978-3-319-97283-1_3
- Breed, W. (1955). Social Control in the Newsroom: A Functional Analysis. *Social Forces*, 33(4), 326–335.
- Bröchler, S., Glaab, M., & Schöne, H. (2020). Zur Einführung: Parlamentarische Opposition im Fokus der Politikwissenschaft. In S. Bröchler, M. Glaab, & H. Schöne (Hrsg.), *Kritik, Kontrolle, Alternative* (S. 1–11). Springer Fachmedien Wiesbaden. https://doi.org/10.1007/978-3-658-29910-1_1
- Bude, H. (1994). Das Latente und das Manifeste: Aporien einer „Hermeneutik des Verdachts“. In D. Garz & K. Kraimer (Hrsg.), *Die Welt als Text: Theorie, Kritik und Praxis der objektiven Hermeneutik* (S. 114–124). Suhrkamp. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-17574>
- Burgh, H. de, & Bradshaw, P. (Hrsg.). (2000). *Investigative journalism: Context and practice*. Routledge.
- Carlson, M. (2019). Boundary Work. In T. P. Vos & F. Hanusch (Hrsg.), *The international encyclopedia of journalism studies* (S. 1–6). Wiley-Blackwell.
- Chill, H., & Meyn, H. (1996a). *Funktionen der Massenmedien: Meinungsbildung, Kontrolle und Kritik*. Bundeszentrale für Politische Bildung.
- Chill, H., & Meyn, H. (1996b). *Funktionen der Medien für die Gesellschaft—Kernfunktionen in einer demokratischen Gesellschaft* (Bundeszentrale für Politische Bildung, Hrsg.). Bundeszentrale für Politische Bildung. <https://www.bpb.de/medien/189437/16-Funktion-der-Medien-für-die-gesellschaft.pdf>
- Clayman, S. E. (2002). Tribune of the people: Maintaining the legitimacy of aggressive journalism. *Media, Culture & Society*, 24(2), 197–216. <https://doi.org/10.1177/016344370202400203>
- Correctiv. (o. J.). Über uns. Abgerufen 14. März 2023, von <https://correctiv.org/ueber-uns/>

- Del Vicario, M., Bessi, A., Zollo, F., Petroni, F., Scala, A., Caldarelli, G., Stanley, H. E., & Quattrociochi, W. (2016). The spreading of misinformation online. *Proceedings of the National Academy of Sciences*, 113(3), 554–559. <https://doi.org/10.1073/pnas.1517441113>
- Dernbach, B. (o. J.). Nachrichtenfaktoren. In *Journalistikon – das Wörterbuch der Journalistik*. Abgerufen 9. April 2022, von <https://journalistikon.de/category/nachrichtenfaktoren/>
- Deutscher Presserat. (2017). *Publizistische Grundsätze (Pressekodex): Richtlinien für die publizistische Arbeit nach den Empfehlungen des Deutschen Presserats*. Deutscher Presserat.
- Deutschlandfunk. (2020). *Corona-Demonstrationen: Wer marschiert da zusammen?* <https://www.deutschlandfunk.de/corona-demonstrationen-wer-marschiert-da-zusammen-100.html>
- Deuze, M. (2005). What is journalism?: Professional identity and ideology of journalists reconsidered. *Journalism: Theory, Practice & Criticism*, 6(4), 442–464. <https://doi.org/10.1177/1464884905056815>
- DGS. (2019). *Medien- und Kommunikationssoziologie: Publikationen der Sektion*. <https://soziologie.de/sektionen/medien-und-kommunikationssoziologie/publikationen-der-sektion>
- Dickel, S. (2011). *Enhancement-Utopien: Soziologische Analysen zur Konstruktion des Neuen Menschen* (1. Auflage). Nomos.
- Dietz, H. (2013). Jack Katz: How Emotions Work. In K. Senge & R. Schützeichel (Hrsg.), *Hauptwerke der Emotionssoziologie* (S. 187–193). Springer VS.
- Donsbach, W. (2012). Journalists and their professional identities. In S. Allan (Hrsg.), *The Routledge companion to news and journalism* (Rev. ed., 1. publ. in paperback, S. 180–204). Routledge.
- Drezner, D. W., & Farrell, H. (2004). Web of Influence. *Foreign Policy*, 145, 32. <https://doi.org/10.2307/4152942>
- Duve, F., & Haller, M. (Hrsg.). (2004). *Leitbild Unabhängigkeit: Zur Sicherung publizistischer Verantwortung*. UVK.
- Erhard, F., & Sammet, K. (Hrsg.). (2018). *Sequenzanalyse praktisch* (1. Auflage). Beltz Juventa.
- European Centre for Press & Media Freedom. (2021). *Feindbild Journalist 6—Hass vor der Haustür*. <https://www.ecpmf.eu/wp-content/uploads/2022/04/Feindbild-Journalist-2021.pdf>
- Forbidden Stories. (o. J.). *Our Mission*. Abgerufen 27. Januar 2021, von <https://forbiddenstories.org/our-mission/>
- Frerichmann, N. (2019, März 29). Anspruch und Realität: Können Journalisten objektiv berichten? *MDR 360G Medien*. <https://www.mdr.de/medien360g/medienwissen/journalismus-und-objektivitaet-100.html>
- Frerichs, S. (2018). Roboterjournalismus stellt neue Anforderungen. *European Journalism Observatory*. <https://de.ejo-online.eu/digitales/roboterjournalismus-stellt-neue-anforderungen>
- Fuchs, P. (2003). Die Theorie der Systemtheorie—Erkenntnistheoretisch. In J. Jetzkowitz & C. Stark (Hrsg.), *Soziologischer Funktionalismus: Zur Methodologie einer Theorietradition* (S. 205–218). VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-663-01077-7_8
- Fuhse, J. (2005). *Theorien des politischen Systems: David Easton und Niklas Luhmann; eine Einführung* (1. Aufl.). VS, Verl. für Sozialwiss.

- Galtung, J., & Ruge, M. H. (1965). The Structure of Foreign News: The Presentation of the Congo, Cuba and Cyprus Crises in Four Norwegian Newspapers. *Journal of Peace Research*, 2(1), 64–90. <https://doi.org/10.1177/002234336500200104>
- Garz, D., & Raven, U. (2015). *Theorie der Lebenspraxis: Einführung in das Werk Ulrich Oevermanns*. Springer VS.
- Geuß, A. (2018). *Qualität im Journalismus: Eine Synopse zum aktuellen Forschungsstand*. University of Bamberg Press.
- Gieryn, T. F. (1983). Boundary-Work and the Demarcation of Science from Non-Science: Strains and Interests in Professional Ideologies of Scientists. *American Sociological Review*, 48(6), 781. <https://doi.org/10.2307/2095325>
- Grimberg, S. (2020a). *Politik will Verlage unterstützen. Zukunft der Lokalzeitung*. <https://www.mdr.de/medien360g/medienkultur/zukunft-der-lokalzeitung-100.html>
- Grimberg, S. (2020b). *Studie über die Wirtschaftlichkeit der Zeitung*. <https://www.mdr.de/medien360g/medienkultur/wenn-sich-das-abo-nicht-mehr-rechnet-100.html>
- Grimm, I. (2021, Oktober 19). *Paukenschlag bei Springer: Warum Julian Reichelt nicht mehr „Bild“-Chefredakteur ist*. <https://www.rnd.de/medien/warum-julian-reichelt-nicht-mehr-bild-chefredakteur-ist-NVLCE5E5KZG55P4NHQV2YHHD2M.html>
- Haarkötter, H. (o. J.). Recherche. In *Journalistikon*. Abgerufen 22. November 2019, von <http://journalistikon.de/category/recherche/>
- Haarkötter, H. (2015). *Die Kunst der Recherche*. UVK-Verlagsgesellschaft.
- Hachmeister, L. (2002). Das Problem des Elite-Journalismus. In L. Hachmeister & F. Siering (Hrsg.), *Die Herren Journalisten: Die Elite der deutschen Presse nach 1945* (Originalausg, S. 7–34). Beck.
- Hachmeister, L., & Siering, F. (Hrsg.). (2002). *Die Herren Journalisten: Die Elite der deutschen Presse nach 1945* (Originalausg). Beck.
- Hahn, O., & Stalph, F. (Hrsg.). (2018). *Digital investigative journalism: Data, visual analytics and innovative methodologies in international reporting*. Palgrave Macmillan.
- Haller, M. (2004). Die Idee des neutralen Beobachters: Über das Paradigma des modernen Informationsjournalismus und die damit verbundenen Probleme. In F. Duve & M. Haller (Hrsg.), *Leitbild Unabhängigkeit: Zur Sicherung publizistischer Verantwortung* (S. 13–30). UVK.
- Hallin, D. C., & Mancini, P. (2004). *Comparing media systems three models of media and politics*. Cambridge University Press. <http://site.ebrary.com/id/10131635>
- Hanitzsch, T., Hanusch, F., Ramaprasad, J., & De Beer, A. S. (Hrsg.). (2019). *Worlds of journalism: Journalistic cultures around the globe*. Columbia University Press.
- Hanitzsch, T., Ramaprasad, J., Arroyave, J., Berganza, R., Hermans, L., Hovden, J. F., Lab, F., Lauerer, C., Tejkalova, A., & Vos, T. P. (2019). Perceived Influences—Journalists’ Awareness of Pressures on Their Work. In T. Hanitzsch, F. Hanusch, J. Ramaprasad, & A. S. De Beer (Hrsg.), *Worlds of journalism: Journalistic cultures around the globe* (S. 103–132). Columbia University Press.
- Hartmann, H. (1972). Arbeit, Beruf, Profession. In T. Luckmann & W. M. Sprandel (Hrsg.), *Berufssoziologie* (S. 36–52). Kiepenheuer & Witsch.

Holz, K. (2010). *Nationaler Antisemitismus: Wissenssoziologie einer Weltanschauung* (Neuausg., 1. Aufl.). Hamburger Ed.

Hotho, S. (2008). Professional identity – product of structure, product of choice: Linking changing professional identity and changing professions. *Journal of Organizational Change Management*, 21(6), 721–742.

Institut für Medien- und Kommunikationspolitik. (o. J.). *Twitter Diplomacy: Außen- und Sicherheitspolitik in Zeiten von Social Media*. Abgerufen 26. Juni 2022, von <http://medienpolitik.eu/derzeitige-projekte/twitter-diplomacy-aussen%E2%80%90und-sicherheitspolitik-in-zeiten-von-social-media/>

International Federation of Journalists. (o. J.). *IFJ Global Charter of Ethics for Journalists*. International Federation of Journalists. Abgerufen 16. Februar 2023, von <https://www.ifj.org/who/rules-and-policy/global-charter-of-ethics-for-journalists.html>

Jagusch, B., & Chehata, Y. (Hrsg.). (2020). *Empowerment und Powersharing: Ankerpunkte - Positionierungen - Arenen* (1. Auflage). Beltz Juventa.

Janowitz, M. (1975). Professional Models in Journalism: The Gatekeeper and the Advocate. *Journalism Quarterly*, 52(4), 618–626. <https://doi.org/10.1177/107769907505200402>

Kaiser, M. (2018). Roboterjournalismus. In *Journalistikon – das Wörterbuch der Journalistik*. <https://journalistikon.de/roboterjournalismus/>

Kaldewey, D. (2017). Von Problemen zu Herausforderungen: Ein neuer Modus der Konstruktion von Objektivität zwischen Wissenschaft und Politik. *Öffnung und Schließung: Deutung, Wissen, Diskurse*. Geschlossene Gesellschaften. Verhandlungen des 38. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Bamberg 2016.

Katz, J. (1999). *How emotions work*. University of Chicago Press.

Kaul, N. (2019, November 10). *Gold oder Depp der Nation* [Sportschau.de]. [sportschau.de](https://www.sportschau.de)

Kepplinger, H. M. (1998). Der Nachrichtenwert der Nachrichtenfaktoren. In C. Holtz-Bacha, H. Scherer, & N. Waldmann (Hrsg.), *Wie die Medien die Welt erschaffen und wie die Menschen darin leben* (S. 19–38). VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-322-90440-9_3

Kepplinger, H. M. (2004). Problemdimensionen des Journalismus. In M. Löffelholz (Hrsg.), *Theorien des Journalismus: Ein diskursives Handbuch* (2., vollst. überarb. und erw. Aufl., S. 87–105). VS, Verl. für Sozialwiss.

Kepplinger, H. M. (2011). Herausforderungen der Journalismusforschung. In H. M. Kepplinger, *Journalismus als Beruf* (S. 9–20). VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92915-6_1

Kepplinger, H. M., Ehmgig, S. C., & Hartung, U. (2002). *Alltägliche Skandale: Eine repräsentative Analyse regionaler Fälle*. UVK Verlagsgesellschaft.

Kepplinger, H. M., Maurer, M., & Gerhardt, R. (2004). *Gefahren für die Innere Pressefreiheit: Befragung von Zeitungsredakteuren Herbst/Winter 2004*. https://www.kepplinger.de/files/Innere_Pressefreiheit.pdf

- Kerler, M. (2021, Oktober 20). Wer ist der mächtige US-Investor, der den Bild-Chef zu Fall brachte? *Augsburger Allgemeine*. <https://www.augsburger-allgemeine.de/wirtschaft/Fall-Julian-Reichelt-Wer-ist-der-maechtige-US-Investor-der-den-Bild-Chef-zu-Fall-brachte-id60829451.html>
- Klein, A. (2012). Slipping Racism into the Mainstream: A Theory of Information Laundering: Theory of Information Laundering. *Communication Theory*, 22(4), 427–448. <https://doi.org/10.1111/j.1468-2885.2012.01415.x>
- Knopke, K., Krüger, L., Siri, J., & Politische Akademie (Bonn). (2017). *Vereinzelt, konfliktscheu, weltoffen?: Studierende und Politik*.
- Kohring, M. (2016). Journalismus als Leistungssystem der Öffentlichkeit. In M. Löffelholz & L. Rothenberger (Hrsg.), *Handbuch Journalismustheorien* (S. 164–167). Springer VS.
- Koszyk, K. (1974). Der Journalistenberuf – Professionalisierung durch Wissenschaft? *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 24(b24), 27–37.
- Kruppa, K. (2014). Recht und Moral in der verdeckten Recherche. In Netzwerk Recherche e. V. (Hrsg.), *Undercover Reporter im verdeckten Einsatz: Bd. Nr. 21* (S. 148–151).
- Kumkar, N. C. (2022). *Alternative Fakten: Zur Praxis der kommunikativen Erkenntnisverweigerung* (Erste Auflage, Originalausgabe). Suhrkamp.
- Kurtz, T. (2000). Die Vermittlung von Beruf und Bildung im disziplinären Kontext der Gesellschaft. *Zeitschrift für Berufs- und Wirtschaftspädagogik*, 96, 321–339.
- Kurtz, T. (Hrsg.). (2001a). *Aspekte des Berufs in der Moderne*. Leske + Budrich.
- Kurtz, T. (Hrsg.). (2001b). Das Thema Beruf in der Soziologie: Ein Einleitung. In *Aspekte des Berufs in der Moderne* (S. 7–20). Leske + Budrich.
- Kurtz, T. (2002). *Berufssoziologie*. Transcript-Verl.
- Lees Muñoz, E., & Hoffman, N. (2021, Mai 26). The cost of silencing the voices. *akademie.dw.com*. <https://p.dw.com/p/3sb04>
- Lehren, A. W. (2018). The Rise of Investigative Data Journalism. In O. Hahn & F. Stalph (Hrsg.), *Digital Investigative Journalism* (S. 9–17). Springer International Publishing. https://doi.org/10.1007/978-3-319-97283-1_2
- Leigh, D. (2019a). *Investigative Journalism: A Survival Guide*. <https://doi.org/10.1007/978-3-030-16752-3>
- Leigh, D. (2019b). *Investigative Journalism: A Survival Guide*. Springer International Publishing. <https://doi.org/10.1007/978-3-030-16752-3>
- Leyendecker, H. (2012). Was zur Hölle ist Recherche? Eröffnungsrede zur nr-Fachkonferenz „Recherche reloaded“. In E. Klotsikas & Netzwerk Recherche e.V (Hrsg.), *Recherche Reloaded: Was Journalisten von anderen Rechercheberufen lernen können* (S. 6–15). Netzwerk Recherche e.V.
- Lobigs, F. (2018). Wirtschaftliche Probleme des Journalismus im Internet: Verdrängungsängste und fehlende Erlösquellen. In C. Nuernbergk & C. Neuberger (Hrsg.), *Journalismus im Internet* (S. 295–334). Springer Fachmedien Wiesbaden. https://doi.org/10.1007/978-3-531-93284-2_11
- Löffelholz, M. (2002). Journalismuskonzepte. Eine synoptische Bestandsaufnahme. In I. Neverla, D.

- Roß, E. Grittmann, & M. Pater (Hrsg.), *Grundlagentexte zur Journalistik* (S. 35–51). UVK Verl.-Ges.
- Löffelholz, M., & Rothenberger, L. (Hrsg.). (2016). *Handbuch Journalismustheorien*. Springer VS.
- Loosen, W., Reimer, J., & Hölig, S. (2020). Was Journalisten sollen und wollen. (In-)Kongruenzen zwischen journalistischem Rollenselbstverständnis und Publikumserwartungen. *Arbeitspapiere des Hans-Bredow-Institut*, 49, 1–59.
- Loosen, W., & Scholl, A. (2017). Journalismus und (algorithmische) Wirklichkeitskonstruktion. Epistemologische Beobachtungen. *Medien & Kommunikationswissenschaft*, 65(2), 348–366. <https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-2-348>
- Luckmann, T., & Sprondel, W. M. (1972). *Berufssoziologie*. Kiepenheuer & Witsch.
- Ludwig, J. (2003). Herangehensweisen für Recherchen. In N. Recherche (Hrsg.), *Trainingshandbuch Recherche* (S. 168–176). VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-322-95648-4_19
- Ludwig, J. (2007). *Investigativer Journalismus* (2., überarb. Aufl). UVK Verl.-Ges.
- Lueg, K. (2012). Karriere und soziale Ungleichheit im journalistischen Feld: Die Feld-Habitus-Passung von Journalistenschülern. In C. Stegbauer (Hrsg.), *Ungleichheit* (S. 151–165). VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-94213-1_8
- Luhmann, N. (1973). *Vertrauen: Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität* (2., erw. Aufl). Enke.
- Luhmann, N. (1976). *Funktionen und Folgen formaler Organisation* (3. Aufl). Duncker & Humblot.
- Luhmann, N. (1984). *Soziale Systeme: Grundriß einer allgemeinen Theorie* (16. Auflage). Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1987). *Soziologische Aufklärung [Bd. 4]*. Westdeutscher Verl.
- Luhmann, N. (1993). *Das Recht der Gesellschaft* (elektronische Fassung). Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1996). *Die Realität der Massenmedien* (2., erw. Aufl). Westdt. Verl.
- Luhmann, N. (1997a). *Die Gesellschaft der Gesellschaft. 2* (11. Auflage). Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1997b). *Die Gesellschaft der Gesellschaft. Teilbd. 2: Kapitel 4 - 5* (1. Aufl., [Nachdr.]). Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1999). *Funktionen und Folgen formaler Organisation: Mit einem Epilog 1994* (5. Aufl). Duncker & Humblot.
- Luhmann, N. (2009). *Die Realität der Massenmedien* (4. Aufl). VS, Verl. für Sozialwiss.
- Luhmann, N. (2012). *Gesellschaftsstruktur und Semantik: Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Band 3: ...* (4. Auflage). Suhrkamp.
- Luhmann, N. (2017a). *Die Realität der Massenmedien*. VS Verlag für Sozialwissenschaften GmbH. <http://public.eblib.com/choice/PublicFullRecord.aspx?p=6672852>
- Luhmann, N. (2017b). *Die Realität der Massenmedien* (5. Auflage). Springer VS.

- Luhmann, N. (2022). Manfred Rühl: Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System. In V. Tacke & E. Lukas (Hrsg.), *Schriften zur Organisation* 5 (S. 495–496). Springer Fachmedien Wiesbaden. https://doi.org/10.1007/978-3-658-23434-8_91
- M. Rainer Lepsius. (2017). Kritik als Beruf zur Soziologie der Intellektuellen*. *KZfSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 69(S1), 229–242. <https://doi.org/10.1007/s11577-017-0426-5>
- Maio, G. (2018). Warum die gesamte Medizin von der Psychosomatik viel lernen kann. *Primary and Hospital Care: Allgemeine Innere Medizin*. <https://doi.org/10.4414/phc-d.2018.01858>
- Marcinkowski, F. (1993). *Publizistik als autopoietisches System: Politik und Massenmedien: eine systemtheoretische Analyse*. Westdeutscher Verlag.
- Mario Barth deckt auf. (o. J.). *RTL.de*. Abgerufen 16. Februar 2023, von <https://www.rtl.de/cms/sendungen/comedy/mario-barth-deckt-auf.html>
- McDevitt, M., Gassaway, B. M., & Pérez, F. G. (2002). The Making and Unmaking of Civic Journalists: Influences of Professional Socialization. *Journalism & Mass Communication Quarterly*, 79(1), 87–100. <https://doi.org/10.1177/107769900207900107>
- Meier, K. (2019). Berichterstattungsmuster als Strategie der Komplexitätsreduktion. In B. Dernbach, A. Godulla, & A. Sehl (Hrsg.), *Komplexität im Journalismus* (S. 101–116). Springer Fachmedien Wiesbaden. https://doi.org/10.1007/978-3-658-22860-6_10
- Merton, R. K. (1975). Soziologische Diagnose sozialer Probleme: Zur sozialen Steuerung menschlicher Bedürfnisse. In K. O. Hondrich (Hrsg.), *Menschliche Bedürfnisse und soziale Steuerung: Eine Einf. In d. Sozialwiss.* (S. 113–129). Rowohlt.
- Meyen, M., & Springer, N. (2009). *Freie Journalisten in Deutschland: Ein Report*. UVK Verlagsgesellschaft.
- Möhring, W., & Keldenich, F. (2015). *Lokaljournalismus im Fokus der Wissenschaft: Zum Forschungsstand Lokaljournalismus - unter besonderer Berücksichtigung von Nordrhein-Westfalen; eine Expertise* (Auflage: 750). Landesanstalt für Medien Nordrhein-Westfalen (LfM).
- Mölders, M. (2015a). Das Janusgesicht der Aufklärung und der Lenkung. Irritationsgestaltung: Der Fall ProPublica. *Medien & Kommunikationswissenschaft*, 63, 3–17.
- Mölders, M. (2015b). Der Wachhund und die Schlummertaste. Zur Rolle des Investigativ-Journalismus in Konstitutionalisierungsprozessen / The watchdog and the snooze button. The role of investigative journalism in processes of constitutionalization. *Zeitschrift für Rechtssoziologie*, 35(1). <https://doi.org/10.1515/zfrs-2015-0105>
- Mölders, M. (2019). *Die Korrektur der Gesellschaft: Irritationsgestaltung am Beispiel des Investigativ-Journalismus*. Transcript.
- Morsch, T. (2014). *Massenmedien. Zum verpassten Dialog zwischen System- und Medientheorie*. <https://doi.org/10.11588/KB.2008.4.11836>
- Mothes, C. (2014). *Objektivität als professionelles Abgrenzungskriterium im Journalismus: Eine dissonanztheoretische Studie zum Informationsverhalten von Journalisten und Nicht-Journalisten* (1. Auflage). Nomos.
- Netzwerk Recherche e. V. (Hrsg.). (2014). *Undercover Reporter im verdeckten Einsatz: Bd. Nr. 21*.
- Neuberger, C. (2000). Renaissance oder Niedergang des Journalismus? In K.-D. Altmeppen, H.-J.

- Bucher, & M. Löffelholz (Hrsg.), *Online-Journalismus: Perspektiven für Wissenschaft und Praxis* (S. 15–48). VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-322-87328-6_2
- Neue deutsche Medienmacher*innen. (2020). *Warum Redaktionen mehr Vielfalt zum Überleben brauchen – und wie Medien das schaffen*. <https://neuemedienmacher.de/medienkritik/themen/beitrag/diversity-guide-fuer-medien-1/>
- Neverla, I. (1998). Die verspätete Profession. Journalismus zwischen Berufskultur und Digitalisierung. In W. Duchkowitsch, F. Hausjell, W. Hömberg, A. Kutsch, & I. Neverla (Hrsg.), *Journalismus als Kultur: Analysen und Essays* (S. 52–62). Westdt. Verl.
- Nielsen, R. K. (2016). The many crises of Western journalism: A comparative analysis of economic crises, professional crises, and crises of confidence. In J. C. Alexander, E. B. Breese, & M. Luengo (Hrsg.), *The crisis of journalism reconsidered: Democratic culture, professional codes, digital future* (S. 77–97). Cambridge University Press.
- Niggemeier, S. (2021). *Recherchen über „Bild“-Chef: „Buzzfeed“-Verleger Ippen verhindert Veröffentlichung*. <https://uebermedien.de/64361/recherchen-ueber-bild-chef-buzzfeed-verleger-ippen-verhindert-veroeffentlichung/>
- Nowak, E. (2007). *Qualitätsmodell für die Journalistenausbildung*.
- Oevermann, U. (2002). *Klinische Soziologie auf Basis der Methodologie der objektiven Hermeneutik: Manifest der objektiv hermeneutischen Sozialforschung*. Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg. <http://publikationen.ub.uni-frankfurt.de/frontdoor/index/index/docId/4958>
- Oevermann, U., Friedeburg, L., & Habermas, J. (1983). Zur Sache. Die Bedeutung von Adornos methodologischem Selbstverständnis für die Begründung einer materialen soziologischen Strukturanalyse. In *Adorno-Konferenzen* (S. 234–292). Suhrkamp.
- Osrecki, F. (2011). *Die Diagnosegesellschaft: Zeitdiagnostik zwischen Soziologie und medialer Popularität*. transcript-Verl.
- Osrecki, F. (2016). Die Geschichte der Gegenwartsdiagnostik in der deutschsprachigen Soziologie. In S. Moebius & A. Ploder (Hrsg.), *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie* (S. 1–23). Springer Fachmedien Wiesbaden. https://doi.org/10.1007/978-3-658-07998-7_25-1
- Panel Discussions: A golden age of investigative reporting?* (2016, Juli 4). <https://www.journalismfestival.com/programme/2016/a-golden-age-of-investigative-reporting>
- Parsons, T. (1939). The Professions and Social Structure. *Social Forces*, 17(4), 457–467.
- Peters, H. (2002). *Soziale Probleme und soziale Kontrolle* (1. Aufl.). Westdt. Verl.
- Pfadenhauer, M. (2003). *Professionalität: Eine wissenssoziologische Rekonstruktion institutionalisierter Kompetenzdarstellungskompetenz*. Springer Fachmedien.
- Pfeifer, W. (1993). Missstand. In *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*. <https://www.dwds.de/wb/etymwb/missstand>
- Pörksen, B. (2017, November 1). „Es gibt nicht mehr den einzig mächtigen Gate Keeper“ [DLF]. <https://www.deutschlandfunk.de/journalismus-es-gibt-nicht-mehr-den-einzig-maechtigen-gate-100.html>

- Pöttker, H. (2001). Öffentlichkeit als gesellschaftlicher Auftrag. Einleitung von Horst Pöttker. In H. Pöttker & V. Uphoff (Hrsg.), *Öffentlichkeit als gesellschaftlicher Auftrag: Klassiker der Sozialwissenschaft über Journalismus und Medien* (S. 9–34). UVK, Univ.-Verl. Konstanz.
- Pöttker, H., & Uphoff, V. (Hrsg.). (2001). *Öffentlichkeit als gesellschaftlicher Auftrag: Klassiker der Sozialwissenschaft über Journalismus und Medien*. UVK, Univ.-Verl. Konstanz.
- Pöttker, H., & Vehmeier, A. (Hrsg.). (2013). *Das verkannte Ressort*. Springer Fachmedien Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-01139-0>
- Preisinger, I. (2002). *Information zwischen Interpretation und Kritik: Das Berufsverständnis politischer Journalisten in Frankreich und Deutschland* (1. Aufl.). Westdt. Verl.
- Presserat. (o. J.). *Presserat – Aufgaben und Organisation*. Abgerufen 21. Mai 2022, von <https://www.presserat.de/aufgaben-organisation.html>
- Priehl, B., & Ziegler, A. (2017). Machtvolle Grenzen als konstitutive Momente des Sozialen. In S. Moebius & A. Ploder (Hrsg.), *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie*. Springer VS.
- Protest, D. (Hrsg.). (1991). *The Journalism of outrage: Investigative reporting and agenda building in America*. Guilford Press.
- Prutz, R. E. (1845). *Geschichte des deutschen Journalismus: Bd. Band 1*. Kius.
- Przyborski, A., & Wohlrab-Sahr, M. (2014). *Qualitative Sozialforschung: Ein Arbeitsbuch* (4., erweiterte Auflage). Oldenbourg Verlag.
- Redelfs, M. (2021). *Investigative Recherche*. <https://journalistikon.de/investigative-recherche/>
- Reese-Schäfer, W. (2011). *Niklas Luhmann zur Einführung* (6., überarbeitete Auflage). Junius.
- Reichertz, J. (2013). *Die Abduktion in der qualitativen Sozialforschung: Über die Entdeckung des Neuen* (2., aktualisierte und erw. Aufl.). Springer VS.
- Reporter ohne Grenzen. (2020). *Nahaufnahme Deutschland: Pressefreiheit im Überblick*. <https://www.reporter-ohne-grenzen.de/nahaufnahme/2020>
- Reporter ohne Grenzen. (2021). *Jahresbilanz der Pressefreiheit. Inhaftierte, entführte oder verschwundene Journalistinnen und Journalisten 2020*. <https://www.reporter-ohne-grenzen.de/jahresbilanz/2020/1>
- Rosen, J. (2000). Questions and Answers About Public Journalism. *Journalism Studies*, 1(4), 679–683. <https://doi.org/10.1080/146167000441376>
- Rosenthal, G. (2015). *Interpretative Sozialforschung: Eine Einführung* (5., aktualisierte und ergänzte Auflage). Beltz Juventa.
- RTL Media. (2018). Neue Investigativreportage mit Günter Wallraff. <https://media.rtl.com/pressemitteilung/Neue-Investigativreportage-mit-Guenter-Wallraff-00001/>
- Ruvinsky, M. (2008). *Investigative reporting in Canada: Case studies*. Oxford University Press.
- Schelsky, H. (1954). Aufgaben und Grenzen der Betriebssoziologie. In *Die Aufgaben der Betriebssoziologie und der Arbeitswissenschaften* (S. 7–40). Ring-Verlag.

- Schetsche, M. (2013). *Empirische Analyse sozialer Probleme: Das wissenssoziologische Programm* (2., aktualisierte Aufl). Springer VS.
- Schneider, W. L. (1999). Struktur und Ereignis in Systemtheorie und objektiver Hermeneutik. In R. Greshoff & G. Kneer (Hrsg.), *Struktur und Ereignis in theorievergleichender Perspektive. Ein diskursives Buchprojekt* (S. 143–174). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schneider, W., & Raue, P.-J. (2016). *Das neue Handbuch des Journalismus und des Online-Journalismus* (2. Auflage der vollständig überarbeiteten und erweiterten Neuausgabe von "Das neue Handbuch des Journalismus" Januar 2012). Rowohlt-Taschenbuch-Verl.
- Schnell, C. (2016). Journalism and its professional challenges. In M. Dent, I. Bourgeault, J.-L. Denis, & E. Kuhlmann (Hrsg.), *The Routledge companion to the professions and professionalism* (S. 371–384).
- Scholl, A., & Weischenberg, S. (1998). *Journalismus in der Gesellschaft: Theorie, Methodologie und Empirie*. Westdeutscher Verlag.
- Schraven, D. (Hrsg.). (2009). Vorwort. In *Undercover: Reporter im verdeckten Einsatz* (S. 2–3). Netzwerk Recherche.
- Schröder, K. C. (2019). What do News Readers Really Want to Read about? How Relevance Works for News Audiences. *Reuters Institute for the Study of Journalism*. https://reutersinstitute.politics.ox.ac.uk/sites/default/files/2019-03/Schroder_How_relevance_works_for_news_audiences_FINAL.pdf
- Schultz, T. (2020). Der Reporter-Blick von nirgendwo?: Journalismus in der Spannung zwischen Objektivität und Subjektivität. *Publizistik*. <https://doi.org/10.1007/s11616-020-00624-1>
- Schützeichel, R. (2003). *Sinn als Grundbegriff bei Niklas Luhmann*. Campus Verlag.
- Slobodian, Q., & Callison, W. (2021, Dezember 2). Coronapolitics from the Reichstag to the Capitol. *Bostonreview.net*. <https://www.bostonreview.net/articles/quinn-slobodian-toxic-politics-coronakspeticism/>
- Soloski, J. (1989). News reporting and professionalism: Some constraints on the reporting of the news. *Media, Culture & Society*, 11(2), 207–228. <https://doi.org/10.1177/016344389011002005>
- Spiegel Gruppe. (2021). 75 Jahre DER SPIEGEL – 75 Jahre unabhängiger Journalismus. <https://gruppe.spiegel.de/news/pressemitteilungen/detail/der-spiegel>
- Springer, N., & Troger, F. (2021). „Du stehst unter genauer Beobachtung, unangenehmer Beobachtung“: Wie Journalistinnen kommunikative Gewalt aus dem Publikum wahrnehmen und verarbeiten. *Publizistik*, 66(1), 43–65. <https://doi.org/10.1007/s11616-020-00637-w>
- Springer, N., & Wolling, J. (2008). Recherchoogeln. Wie Zeitungsjournalisten das Internet für ihre Arbeit nutzen. In T. Quandt & W. Schweiger (Hrsg.), *Journalismus online—Partizipation oder Profession?* (S. 45–59). VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-91094-9_3
- Staab, J. F. (1990). *Nachrichtenwert-Theorie: Formale Struktur und empirischer Gehalt*. K. Alber.
- Stalman, R. (1974). *Über die Professionalisierungstendenzen bei den Pressejournalisten der Bundesrepublik Deutschland*. Juris-Verlag.
- Steindl, N., Lauerer, C., & Hanitzsch, T. (2017). Journalismus in Deutschland: Aktuelle Befunde zu

Kontinuität und Wandel im deutschen Journalismus. *Publizistik*, 62(4), 401–423. <https://doi.org/10.1007/s11616-017-0378-9>

Stichweh, R. (1996). *Professionen in einer funktional differenzierten Gesellschaft*. Revidierte Fassung eines Texts, der zuerst erschienen ist in: Arno Combe/Werner Helsper (Hg.), *Pädagogische Professionalität*. https://www.fiw.uni-bonn.de/demokratieforschung/personen/stichweh/pdfs/53_stw-prof.fd.pdf

Strübing, J., Hirschauer, S., Ayaß, R., Krähnke, U., & Scheffer, T. (2018). Gütekriterien qualitativer Sozialforschung. Ein Diskussionsanstoß. *Zeitschrift Für Soziologie*, 47(2), 83–100. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-2018-1006>

Tacke, V. (2001). Funktionale Differenzierung als Schema der Beobachtung von Organisationen. Zum theoretischen Problem und empirischen Wert von Organisationstypologien. In V. Tacke (Hrsg.), *Organisation und gesellschaftliche Differenzierung* (S. 141–169). Westdeutscher Verlag.

Ullmann, J. (1995). *Investigative reporting: Advanced methods and techniques*. St. Martin's Press.

Voakes, P. S. (2004). A brief history of public journalism. *National Civic Review*, 93(3), 25–35. <https://doi.org/10.1002/ncr.58>

von Blazekovic, A. (2020, August 24). Verleger Ippen übernimmt BuzzFeed Deutschland. *Süddeutsche Zeitung*. <https://www.sueddeutsche.de/medien/buzzfeed-ippen-1.5008853>

Wagner, H. (2007). Vom Gespenst, das als „Vierte Gewalt“ erscheint. *Zeitschrift für Politik*, 54(3).

Wallraff, G. (1985). *Ganz unten* (Neuauf.). Kiepenheuer & Witsch.

Weber, M. (1990). *Briefe 1913-1914* (M. R. Lepsius, W. J. Mommsen, B. Rudhard, & M. Schön, Hrsg.). J.C.B. Mohr (P. Siebeck).

Weber, M. (2001). Vorbericht über eine vorgeschlagene Erhebung über die Soziologie des Zeitungswesens. In H. Pöttker & V. Uphoff (Hrsg.), *Öffentlichkeit als gesellschaftlicher Auftrag: Klassiker der Sozialwissenschaft über Journalismus und Medien* (S. 316–325). UVK, Univ.-Verl. Konstanz.

Weichert, S. A., Kramp, L., & Jakobs, H.-J. (2010). Einleitung. In S. A. Weichert, L. Kramp, & H.-J. Jakobs (Hrsg.), *Wozu noch Journalismus? Wie das Internet einen Beruf verändert* (S. 11–18). Vandenhoeck & Ruprecht.

Weichert, S. A., & Zabel, C. (Hrsg.). (2007). *Die Alpha-Journalisten: Deutschlands Wortführer im Porträt*. Halem.

Weischenberg, S. (1983). Investigativer Journalismus und „kapitalistischer Realismus“. Zu den Strukturbedingungen eines anderen Paradigmas der Berichterstattung. *Rundfunk und Fernsehen*, 31(3–4), 349–369.

Weischenberg, S. (1995). *Journalistik Theorie und Praxis aktueller Medienkommunikation*. VS Verlag für Sozialwissenschaften. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:1111-20130515853>

Weischenberg, S. (2002). *Medientechnik, Medienfunktionen, Medienakteure* (1. Aufl., Nachdr.). Westdeutscher Verl.

Weischenberg, S. (2012). *Max Weber und die Entzauberung der Medienwelt: Theorien und Querelen--eine andere Fachgeschichte*. Springer VS.

Weischenberg, S., Malik, M., & Scholl, A. (2006). Journalismus in Deutschland 2005. *Media Perspektiven*, 7, 346–361.

Weischenberg, S., Malik, M., & Scholl, A. (2012). Journalism in Germany in the 21st Century. In D. H.

Weaver & L. Willnat (Hrsg.), *The global journalist in the 21st century* (S. 205–219). Routledge.

Wenzel, H. (2005). Profession und Organisation. Dimensionen der Wissensgesellschaft bei Talcott Parsons. In T. Klatetzki & V. Tacke (Hrsg.), *Organisation und Profession* (1. Aufl, S. 45–71). VS Verl. für Sozialwissenschaften.

Wilensky, H. L. (1972). Jeder Beruf eine Profession? In T. Luckmann & W. M. Sprondel (Hrsg.), *Berufssoziologie* (S. 198–215). Kiepenheuer & Witsch.

Wortprofil „Königsdisziplin“. (2019). In *DWDS*. <https://www.dwds.de/wp/Königsdisziplin>

Youtube sperrt Verschwörungserzähler Ken Jebsen endgültig. (2021, Januar 22). *spiegel.de*. <https://www.spiegel.de/netzwelt/web/ken-jebsen-youtube-sperrt-seinen-kanal-endgueltig-a-60015044-6e11-45cd-bfb4-0d9e459a605f>

